1/1998 • DM 10,– ISSN 0175-9485

wir selbst

Zeitschrift für nationale Identität

Grenzen

Leben aus dem Zwischenraum

Zur Trialektik des Unterscheidens

Henning Eichberg

Die Geschichte macht Sprünge

Fragen und Fragmente

242 S., Pb. **DM 32.-**

Henning Eichberg, der bedeutendste Nationalismus-Theoretiker der Gegenwart, analysiert die Bedeutung des Nationalen in Hinblick auf Identität und Entfremdung, auf Krieg und Frieden, auf den Zusammenhang von Nation und Revolution.

Die brillanten Einzelstudien sind durchzogen vom Denken Johann Gottfried Herders, N.F.S. Grundtvigs und Martin Bubers.

Eichberg entwirft eine moderne, libertäre Philosophie des Volkes, die kein System darstellt, sondern einen Prozeß des Infragestellens auslöst.

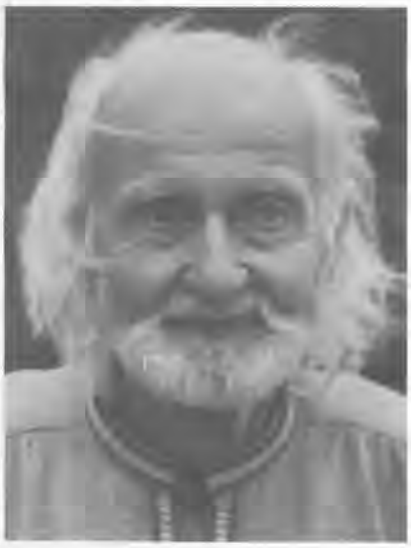
Was ist die nationale Frage nach dem Vollzug der staatlichen Einheit? Das scheinbar festgefügte westliche Wertesystem wird als brüchig erkannt. In Umrissen wird deutlich: Das Volk und nicht die Verfassung ist Ausgangspunkt gelebter Demokratie.

Henning Eichberg, geboren 1942 in Schlesien, Kultursoziologe, lebt in Dänemark. Mit den Büchern „Nationale Identität" (1978) und „Abkoppelung" (1987) griff er in die Bewußtmachung der deutschen Frage ein. Seine Schriften zur Soziologie, zur Geschichte und Kritik der Industriekultur erschienen in über 20 Ländern und Sprachen.
Eichberg ist aktiv in der Kulturarbeit der dänischen Volkssozialisten.

Verlag Siegfried Bublies - Postfach 168 - 56001 Koblenz - Fax 06746/730048

Die Lebenserinnerungen des Öko-Bauern und Lebensschützers Baldur Springmann

Baldur Springmann, Galionsfigur der grün-ökologischen Bewegung: Zusammen mit seiner Ehefrau Ille verwirklichte er auf seinem Hof alternative Modelle sozialen und ökologischen Handelns, von biologisch-dynamischer Wirtschaftsweise über die Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaft Hof Springe und den Zivildienst im Ökolandbau bis zum eigenen Windkraftwerk.
Springmanns Autobiographie ist durchdrungen von einem tiefen Verbundensein mit der Natur, von gelebter Mitmenschlichkeit, zunehmend auch von innigem Sich-Anvertrauen an das Göttliche - und von heiter-warmherziger Zuwendung denjenigen gegenüber, die darin lesen.



Baldur Springmann

Bauer mit Leib und Seele

Bd. 1: ***Das weiße Wolkenschiff,*** 293 S.
Bd. 2: ***Heimat aus Licht***, 288 S.

zusammen **DM 56.-**

Baldur Springmann

- Geboren 1912 in Hagen/Westfalen als Sohn einer Industriellenfamilie
- Nach dem Abitur landwirtschaftliche Lehre, Pferdeknecht auf einem Bauernhof, Landwirtschaftstudium und Erwerb eines Hofes in Mecklenburg
- 1940-1945 Batteriechef in Kiel bzw. Kapitänleutnant in Swinemünde
- 1942 Eheschließung mit Ilse Bünsow, der er auch über ihren Tod (1981) hinaus aufs engste verbunden blieb
- Nach der Flucht in den Westen Aufbau eines Hofes bei Bad Segeberg
- 1954 Umstellung auf biologisch-dynamische Wirtschaftsweise
- In den 70er Jahren aktiv in verschiedenen Umweltschutzbewegungen und in der Anti-AKW-Bewegung.
- Mitbegründer der „Grünen". Im Juni 1980 Austritt aus der Partei wegen Besetzung von Schlüsselpositionen durch K-Gruppen. Gründung der ÖDP. 1981 Ausstieg aus der Parteipolitik.

Inhalt

Zu dieser Ausgabe 5

Henning Eichberg 6
Leben mit Grenzen
Zur gesellschaftlichen Trialektik des Unterscheidens

Irenäus Eibl-Eibesfeldt 12
Warum wir die Natur lieben und dennoch zerstören
Lebensgefährdende Grenz-Verletzungen als Folge menschlicher Kurzzeitstrategie

Heinrich Benjes 18
Frische Pfade im heilsamen Durcheinander

Marcel Braumann 20
Genug ist nie genug?
Ein Plädoyer für das Recht, nicht alles wissen zu wollen

Henning Eichberg 24
Volk, folk und Feind
Grenzüberschreitungen - und eine umstrittene politische Biographie

Hans-Joachim Maaz 54
Die Mauer in den Köpfen
Zwischen Gefühlsstau (Ost) und Marketingorientierung (West)

Thea Bauriedl 59
Über die Notwendigkeit von Grenzen in Beziehungen

Sigrid Früh 64
Grenzen und Grenzüberschreitungen in Märchen und Sagen

Roland Girtler 66
Landler und Sachsen in Siebenbürgen
Vom Wandel einer alten deutschen Kultur außerhalb der deutschen Staatsgrenzen

Dieter Clemens 70
Bioregionalismus
Landschafts-, Sprach- und Verwaltungsgrenzen in Deutschland

Baldur Springmann 76
Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen
Eine natürliche Alternative zum grenzenlosen Kapital-ismus

Martin Schmidt 79
Auf revolutionären Pfaden durch das Jubiläumsjahr
Politische und touristische Zeitreisen zu den „1848ern"

Leserbriefe 84
Buchbesprechungen 86
***wir selbst* - Büchermarkt** 90

IMPRESSUM

wir selbst
Zeitschrift für nationale Identität

wir selbst erscheint im Verlag Siegfried Bublies, Postfach 168, 56001 Koblenz.

Einzelheft DM 10; Abonnement für vier Ausgaben inkl. Versandkosten DM 46, Schülerabonnement (mit Bescheinigung der Schule) DM 36.

Bankverbindung: Volksbank Mittelrhein e.G., Konto 14224386, BLZ 57090000; Postgiroamt Ludwigshafen, Konto 153981-679, BLZ 54510067.

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Bublies

Redaktion: Elfriede Fink, Hanno Borchert, Ulrich Behrenz, Uwe Meenen, Roland Wehl

Bisherige Autoren: Herbert Ammon, Alfred Ardelt, Günter Bartsch, Josef Beuys, Konrad Buchwald, Paulus Buscher, Wolf Deinert, Hellmut Diwald, Winfried Dolderer, Hubert Dorn, Peter Dudek, Henning Eichberg, Siegmar Faust, Walter Flegel, Heinz Gruber, Herbert Gruhl, Sebastian Haffner, Jürgen Hatzenbichler, Eike Hennig, Wolli Herber, Theo Homann, Jens Jessen, Günter Kießling, Arno Klönne, Detlev Kühn, Bernd G. Längin, Hermann Langkitsch, Anton G. Leitner, Hans Dietrich Lindstedt, Jochen Löser, Hrvoje Lorkovic, Hans-Joachim Maaz, Günter Maschke, Alfred Mechtersheimer, Wolf Oschlies, Lothar Penz, Herbert Pilch, Sieghard Pohl, Lutz Rathenow, Rüdiger Rosenthal, Boris Sax, Martin Schmidt, Rainer Schmidt, Theodor Schweisfurth, Wolfgang Seiffert, Richard Sperber, Wolfgang Strauss, Heinz-Siegfried Strelow, Johannes Stüttgen, Rhea Thoenges, Wolfgang Venohr, Gerd Vonderach, Bert Wawrzinek u.v.a.

Titelseite:
Carl Spitzweg,
Der strickende Vorposten, um 1860

wir selbst

Die einzige Zeitschrift in Deutschland, in der Linke und Rechte miteinander uneinig werden können

---

wir selbst

Hiermit abonniere ich die Zeitschrift *„wir selbst"* zum Preis von DM 46 für vier Ausgaben (incl. Versandkosten). Schüler und Studenten zahlen DM 36. Sollte ich *„wir selbst"* nicht mehr lesen wollen, kann ich jederzeit kündigen. Bereits bezahlte Ausgaben werden noch zugestellt, eine Erstattung erfolgt nicht.

Bitte einsenden an: *wir selbst,* Postfach 168, 56001 Koblenz

Name, Vorname: .....

Straße, Nr. .....

PLZ, Wohnort .....

Datum, Unterschrift .....

Gewünschte Zahlungsweise:

☐ durch Bankeinzug

Bankleitzahl.....

Kontonummer.....

Geldinstitut.....

☐ gegen Rechnung

☐ Scheck liegt bei

Vertrauensgarantie: Mir ist bekannt, daß ich innerhalb einer Woche (Poststempel entscheidet) schriftlich widerrufen kann. Die Abobestellung ist nur gülig, wenn diese Vertrauensgarantie ebenfalls unterschrieben ist.

Datum, Unterschrift

.....

Zu dieser Ausgabe

Totgesagte leben länger. Vor knapp einem Jahr hatte der frühere *wir selbst*-Autor Lutz Rathenow im Rheinischen Merkur die Zeitschrift von ihrer Konzeption her faktisch für gescheitert erklärt. Seine Einschätzung hat sich als unzutreffend erwiesen. Trotz zunehmender, künstlich geschürter innerer Verfeindung, trotz festgefahrener politischer und kultureller Bruchlinien ist *wir selbst* ein „grenzüberschreitendes" Forum geblieben - im vorliegenden Heft mit Aufsätzen u.a. von Irenäus Eibl-Eibesfeld und Hans-Joachim Maaz, von Thea Bauriedl (Herder-Verlag) und Marcel Braumann („Neues Deutschland"), von Ökobauer Baldur Springmann und Universitätsprofessor Roland Girtler und nicht zuletzt von Henning Eichberg, *dem* Grenzgänger zwischen Deutschland und Dänemark, zwischen „Rechts" und „Links", zwischen dem Osten, dem Westen und dem Norden. Gespräch und solidarisches Verhalten zwischen Andersdenkenden sind also nach wie vor möglich, und alle, die nicht auf Gewalt setzen, sondern auf die Achtung vor dem Fremden wie vor dem Eigenen, sind willkommen bei *wir selbst*, der *„einzigen Zeitschrift in Deutschland, in der Linke und Rechte miteinander uneinig sein können."*

Wir wissen, daß eine Zeitschrift, die sich so eindeutig zur nationalen Identität bekennt, Irritationen erregt und Befürchtungen weckt, der Redaktion ginge es um die schärfere Konturierung dessen, was sich als national zu definieren habe in einer Gesellschaft fortschreitender Multikulturalisierung, also um die Formulierung eines neuen Freund-Feind-Schemas im Sinne Carl Schmitts. Dazu sollen einige grundsätzliche Gedanken formuliert werden, die das Anliegen der Redaktion verständlicher machen können. Konzipiert war die Zeitschrift *wir selbst* vom Beginn 1979 an nicht als Organ oder Kampfblatt eines neuen Nationalismus, wie es von selbsternannten antifaschistischen Kreisen uns immer wieder vorgeworfen wurde, sondern als nonkonformistisches Gesprächsforum für alle, die sich dafür interessieren, welche Bedeutung volkliche oder nationale Bindungskräfte in einer modernen Industriegesellschaft heute noch haben können. Die Bedingungen für eine neue und fruchtbare Streitkultur waren günstig, denn das allgemeine Unbehagen an der die deutsche Teilung verfestigenden Fremdbestimmung im eigenen Land unter der US-amerikanischen und sowjetischen Vorherrschaft ließ Friedensbewegte, Sozialisten, Grüne und Patrioten näher zusammenrücken. Auch nach dem Zusammenbruch des Ostblocks und der Neuvereinigung Deutschlands hat sich das lagerüberspannende Grundgefühl bei vielen gehalten, teilweise auch verfestigt, daß das Volk über die wesentlichen Entscheidungen, die unser alltägliches Leben bestimmen, kein Wort mitzureden hat. Es beginnt mit der sich lawinenhaft ausbreitenden Amerikanisierung unserer Sprache, die als ritualisierter Unterwerfungsgestus gegenüber der US-amerikanischen Siegerkultur bereits absurde Züge annimmt, es setzt sich fort mit der Veränderung unseres Stadtbildes durch die gegen den weitaus größten Teil der Bevölkerung durchgesetzte Multikulturalisierung der Gesellschaft und endet noch lange nicht mit der Abschaffung der DM als sichtbarstem Symbol finanz- und wirtschaftspolitischer Unabhängigkeit des deutschen Staates. Zweifel daran, daß die herrschende Klasse mit dieser permanenten Entnationalisierung unseres Lebens unter den Vorzeichen von Europäisierung, Globalisierung und Multikulturalisierung tatsächlich eine menschengerechtere, humanere Gesellschaftsordnung schaffen kann oder will, müssen erlaubt sein.

Umnutzung des ehemaligen Grenzzaunes für den Schutz junger Bäume, Sachsen-Anhalt, 1997

In ihren Folgen unübersehbare Erosionsprozesse deuten sich an: die demokratische Legitimität der Parteienoligarchie wird bereits heute vor allem von Jugendlichen nicht mehr anerkannt. Zu augenfällig ist der Unterschied zwischen dem, was die Politikerkaste den Menschen als multikulturelle Bereicherung ihres Lebens vorschwärmt und dem, was die durch Massenarbeitslosigkeit und Verlust an innerer Sicherheit bedrängten Bürger täglich erleben. Daß die ethnisch ausgerichtete Getthoisierung unserer Städte einerseits eine gesamtgesellschaftliche Entsolidarisierung bewirkt und andererseits deren Bewohner sich identitäre, volkliche Bindungen mit der verstärkten Tendenz zur aggressiven Abgrenzung gegenüber dem als feindlich betrachteten Umfeld suchen, darüber läßt sich nicht moralisieren, sondern muß als deutsche Realität des ausgehenden Jahrhunderts anerkannt werden.

Welche Folgen der wachsende Verlust an nationaler Identität haben wird, läßt sich nur erahnen. Werden der muslimisch erzogene junge Türke mit deutschem Paß, der in der zweiten oder dritten Generation der Zuwanderung in Deutschland lebt oder der illegal eingereiste Wirtschaftsasylant aus Ghana die finanziellen Anstrengungen zur Überwindung der deutschen Teilung als notwendigen Solidarbeitrag akzeptieren oder werden wir den Kampf der Kulturen in naher Zukunft als Verteilungskampf um die nationalen Ressourcen in unserem Land erleben? Auch der Kampf um die weniger werdenden Arbeitsplätze wird sich aller Voraussicht nach in der Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Zugewanderten zuspitzen. Und wie steht es um die so viel beschworene besondere Verantwortung der Deutschen gegenüber unseren europäischen Nachbarn vor dem Hintergrund unserer belasteten Vergangenheit? Ob sich der albanische oder kurdische Emigrant diese Last aufbürden lassen wird, ist fraglich.

Die sich abzeichnenden neuen sozialen Konfliktpotentiale drängen nach einer alternativen gesellschaftlichen Ordnung. Deshalb ist auch die antikapitalistische Kritik nicht tot, nur weil sie von links kaum mehr zu vernehmen ist und von rechts oft noch immer nicht verstanden wird. In diesem Zusammenhang sei der kürzlich verstorbene Sir James Goldsmith zitiert, Europaparla-mentarier und als Gründer der „Referendum Party" die britische Kristallisationsfigur des EU-Widerstandes. In seinem vielbeachteten Buch „Die Falle" schreibt er: „Der Westen glaubt daran, daß es seine Bedeutung sei, unterschiedliche menschliche Kulturen in eine einzige, weltumspannende Zivilisation zu führen oder ihnen diese aufzuzwingen. Er vermag die Koexistenz verschiedener Kulturen auf der Welt nicht zu tolerieren. (...) Diese extreme Form des kulturellen Imperialismus wird durch die internationale Geschäftswelt gestützt, die sich einen Vorteil davon verspricht, daß die soziale Vielfalt durch eine weltweite Monokultur zerstört wird, die nach westlichen Produkten verlangt. Kultureller Imperialismus ist gefährlicher als territoriale Expansion." Die Kapitalismuskritik unserer Tage wird die nationale Frage als antiimperialistisches und antikolonialistisches Motiv aufgreifen müssen, wenn sie sich nicht selbst um die in ihr angelegte sozialrevolutionäre Sprengkraft bringen will. Gefangen in einem übermächtig erscheinenden industriekapitalistischen Räderwerk, das ganze Kulturen ebenso wie den einzelnen Menschen zu zerreiben droht, soll nicht in Vergessenheit geraten, daß das Bestehende ein Gewordenes ist und damit ein Veränderbares.

„Alles Leben ist Begegnung", heißt es bei Martin Buber. *wir selbst* versteht sich als ein solches Forum lebendiger Begegnung. Wir würden uns freuen, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen und sind gespannt auf Ihre Meinung.

Grenzen wahrnehmen - Grenzen überwinden - Grenzen achten - leben mit und zwischen Grenzen: Einige Aspekte des vielschichtigen Themas „Grenzen" sind in dieser Ausgabe zusammengetragen. Nicht immer wird gelingen können, was mit jenem Maschendrahtzaun (Bild!) möglich war: die „Umnutzung" von einem Teil einer einengenden und unmenschlichen Grenzanlage zu einer schützenden Einhegung.

Elfriede Fink, Hanno Borchert, Siegfried Bublies

Henning Eichberg

Leben mit Grenzen

Zur gesellschaftlichen Trialektik des Unterscheidens

Wo der Mensch spielt, sind häufig Grenzen im Spiel. Bis hierher und nicht weiter, sagen die Kinder zueinander und bezeichnen eine imaginäre Linie - jenseits derer darf man sich nicht verstecken, über die hinweg darf man nicht vor dem Fänger weglaufen, über die darf der Ball nicht fliegen. Das Fußballfeld ist außen umgrenzt und auch in seinem Inneren durch Grenzen in Räume unterschiedlichen „Rechts" gegliedert - sie regeln die Aufstellung der beiden Mannschaften, den Strafstoß, das Abseits etc. Andere Ballsportarten kennzeichnen die Grenze zwischen den beiden Parteien mit einem Netz. Im Frühjahr malen Kinder mit Kreide Figuren für ihre Hüpfspiele auf den Asphalt - Grenzen, die die Bewegungen bestimmen und nach bestimmten Regeln nicht übertreten werden dürfen.

Zur Anthropologie der Begrenztheit

Im Spiel wird die anthropologische Dimension der Grenze sichtbar. Menschliches Leben heißt: Leben mit Grenzen. Der Mensch ist grundlegend körperlich und damit begrenzt. Wir sind nicht unendlich, sondern lokal, nämlich hier und nicht dort - oder eben dort und nicht hier. Es gibt auch Grenzen dafür, wie nahe wir andere Menschen in bestimmten Situationen an uns heranlassen, und wir achten laufend die Grenzen anderer Menschen - ihrer Körperlichkeit, ihrer Privat-heit, ihrer Psychologie. Ob wir das Ich vom Es unterscheiden - „ich hier" und „das da" -oder vom Du - „ich hier" und „du dort" - stets denken wir Grenzen mit. Und wir sind sterblich; der Tod ist die letzte Grenze und damit nicht (nur) das Gegenteil von Leben, sondern (auch) dessen Beweis.

Das klingt so einfach, aber bei genauerer Betrachtung ist die Grenze im Rahmen bestimmter Rationalitäten nicht so leicht zu denken - oder nur zu leicht. Grenzen errichten oder abschaffen, das ist die Alternative, die zum Beispiel den westlichen Dualismus prägt. Die gegenwärtige Agitation für das "grenzenlose Europa", für den Euro und den europäischen Einheitsstaat ist nur eine besondere, aktualisierte Ausgabe dieses Denkens „Ich kenne keine Grenzen", hieß die Europa-Anzeigenkampagne des Bundeswirtschaftsminister Jürgen W. Möllemann 1991. Das dichotomische Denken kennt nur ein Entweder-oder. Entweder heißt die Alternative: „Grenze als Einengung oder Grenzenlosigkeit als Befreiung". Oder aber: „Grenze als Schutz oder Grenzenlosigkeit als Bedrohung und Überflutung".

A. Paul Weber: Zwischen den Stühlen

Was bei dieser (doppelten) Dichotomie nicht mitgedacht wird, ist die Möglichkeit eines dritten, zum Beispiel des Grenzüberfliegens. Im volklichen Wissen ist es in der Gestalt der Hexe vorhanden - Hagazussa, das ist die, die auf dem Zaun sitzt - zwischen den Welten, zwischen der Wildnis und der Zivilisation. Sie hebt die Grenze nicht

auf, aber sie hält sich nicht daran. Auch der Rübezahl - Pan Jan, Krakonoν, Rybrcoul, Pan Liczyrzepa - fliegt über die Grenze, die Preußen von Österreich, dann Deutschland von Böhmen, dann Polen von Tschechien trennt(e). Sein Reich beseitigt nicht die Grenze der menschengemachten Staaten - es plaziert sich darunter, im Unterirdischen, in den tiefen Stollen der Berge. Und darüber, im Reich des Sturms. Oder auch dazwischen, eben im Riesengebirge. Der Rübezahl stellt die Grenze damit infrage. **Das Dritte jenseits von Grenze und Grenzenlosigkeit ist also auch das Niemandsland, das Leben aus dem Zwischenraum.**

Dazu gehört, daß der Mensch seine eigenen Grenzen erkennen kann, sich selbst einräumen kann, daß er nicht unbegrenzt ist. Das nennen wir die Weisheit des Alters: die Begrenzung des eigenen Lebensentwurfs - die zugleich eine Befreiung bedeutet, eine Öffnung zu neuen Horizonten. **Es geht also darum, mit Grenzen zu leben, aber sich von ihnen nicht einklemmen zu lassen.** Und: Als Menschen sind wir entweder Mann oder Frau (oder auch etwas drittes), aber nie alles zugleich. Wir sind also auch in unserer Geschlechtlichkeit entweder hier oder dort. In dieser Begrenztheit liegt zugleich die Quelle unseres Reichtums: Liebe ist nur dort, wo das andere uns erscheint, das Nicht-Ich. Liebe ist eine Grenzüberschreitung.

Es geht also darum, mit Grenzen zu leben, aber sich von ihnen nicht einklemmen zu lassen.

So ist es auch im volklichen Leben: Entweder bin ich Deutscher oder Indonesier, vielleicht auch Deutsch-Indonesier, dann aber gleichzeitig nicht Afro-Brasilianer, Ire und grönländischer Inuit. Ohne das andere gibt es keine Begegnung - und kein Erkennen des Eigenen. Ohne die Nation gibt es keinen Internationalismus, keinen Inter-Nationalismus.

Damit ist die Grenzfrage politisch. Und auch hier ist sie nicht einfach, sondern - mindestens - dreifach. Die Grenze im Gesellschaftsleben bezeichnet zutiefst Unterschiedliches je nach dem, ob wir vom Staat oder vom Markt oder vom Volk, von der Zivilgesellschaft also, sprechen.

Staatsgrenze und Golem

Wo von Staat, von Territorialität und politischer Macht die Rede ist, da treffen wir - im Extremfall - Grenzen von der Art des römischen Limes, des hitlerschen Atlantikwalls und der DDR-Grenze. Der staatliche Bereich konstituiert sich auf der Grundlage eines Handelns nach politischen Vorgaben und Normen, bezogen auf eine monopolistische Struktur, nicht zuletzt ein Gewaltmonopol. Die Staatsgrenze bezeichnet die äußere Umgrenzung eines nach innen befriedeten Territoriums und seiner mit einer festgeschriebenen Identifikation (Paß) versehenen Individuen. Die Grenze heißt also auch: Sperren, Abriegeln, Kontrollieren - und im Notfall Schießen. **Diese Art von Grenzen schafft im besten Fall Sicherheit im Inneren** - und das ist ihre Selbstrechtfertigung -, **aber sie hat auch die Tendenz, sich gegenüber den menschlichen Bedürfnissen zu verselbständigen.** So wie der Staat zum Golem wird: Der Diener, den der Mensch sich zur Erleichterung seines Lebens aus Lehm selbst geschaffen hat, wird zu einem bedrohlichen Ungeheuer. Ganze Politikverständnisse und Politökonomien können sich schließlich von daher konstituieren, daß eine Grenze zu „verteidigen" sei - die römische Zivilisation gegen die Barbaren, das Bollwerk der Freien Welt gegen den Kommunismus, der antifaschistische Schutzwall gegen den Klassenfeind.

Darum sagt die staatliche Grenze dem Freigeist oft dann am meisten zu, wenn sie die Gestalt einer Ruine angenommen hat. So wie einzelne Wachtürme im Schwäbischen Wald vom römischen Limes zeugen - den unsere Vorfahren einst gestürmt und niedergebrannt haben. Und es enthält eine schöne paradoxe Logik, wenn zur gleichen Zeit, da die Schotten sich in der Volksabstimmung 1997 ein eigenes Parlament erzwangen, ein riesiges Renovierungsvorhaben an der alten englisch-schottischen Grenze beschlossen wird. Der Hadrianswall, mit dem sich das Römische Reich in den Jahren 122 bis 128 unserer Zeitrechung auf 110 Kilometern, mit 17 Kastellen verstärkt, gegen die „Wilden" des Nordens, die Skoten und Pikten, abriegeln wollte, soll aufs neue die Grenze sichtbar machen - Nostalgie und Aktualität zugleich.

Markt und Expansionsprinzip

Ganz anders verhält sich der Markt zur Grenze. Das Handeln am Markt - Warenproduktion, Warenzirkulation, das Anbieten von Dienstleistungen - ist vom Profit als dem entscheidenden Erfolgskriterium bestimmt. Marktmacht ist nicht, wie die

Ganze Politikverständnisse und Politökonomien können sich von daher konstituieren, daß eine Grenze zu „verteidigen" sei - die römische Zivilisation gegen die Barbaren, das Bollwerk der Freien Welt gegen den Kommunismus, der antifaschistische Schutzwall gegen den Klassenfeind.

Der Freihandel kennt ebensowenig Grenzen wie die Wachstumsideologie.

Kultur kennt zwar keine territorialen Grenzen, wohl aber Abgrenzungen: Wer sind „wir", und wer ist „nicht-wir"?

Staatsmacht, durch territoriale Grenzen begrenzt. **Während Staatenkonkurrenz auf Grenzen bezogen ist und an Grenzen zusammenstößt** (und auch dann, wenn sie diese überschreitet, wie im Krieg, stets neue Grenzen etabliert), **überschreitet die Marktkonkurrenz permanent Grenzen.**

Indem der Markt zur Grenzenlosigkeit, zur Expansion, zur Grenzenfeindlichkeit tendiert, ist er die Triebkraft der gegenwärtigen Globalisierung. Legoklötze in Libyen, japanische Computerspiele in Dänemark, amerikanische Seifenopern überall. Der „Standort Deutschland", marktlogisch verstanden, drängt darauf, deutsche Soldaten gegen das kurdische Volk, somalische Klans und arabische Diktatoren auszusenden, je nach Interessen- und Konkurrenzlage. Der amerikanische Markt wird am Golf verteidigt, in Nicaragua und im Protektorat Deutschland. Der Freihandel kennt ebensowenig Grenzen wie die Wachstumsideologie.

Zivilgesellschaft und Abgrenzung

Wieder ein anderes Verhältnis zur Grenze entwickelt die Zivilgesellschaft. Die Zivilgesellschaft besteht aus lebendigen Gemeinschaften und (Teil- und Sub-)Kulturen, aus Familien und selbstorganisierten Netzwerken, aus Vereinen, Genossenschaften, Assoziationen, Kollektiven und Kooperativen. Hier lebt man in Vielfalt und Konkurrenz, aber im Gegensatz zum Markt nicht unter der Prämisse des Gewinns. Hier spielen politische Werte, Engagements und Absprachen eine Rolle, aber im Gegensatz zum Staat sind sie nicht auf eine monopolistische Struktur bezogen. Die Zivilgesellschaft ist, was wir in der deutschen und nordeuropäischen Begriffstradition als das Volk bezeichnen.

Da das volkliche Leben der Zivilgesellschaft durch Unterschiede und die Exklusivität selbstgewählter Gemeinschaften gekennzeichnet ist, spielen hier Grenzen durchaus eine Rolle, aber Grenzen anderer Art als diejenigen der staatlichen Logik. Sozialkulturelle Grenzen zwischen den Gruppen markieren, wer „dazugehört", wer „nicht dazugehört" und wer „nicht dazugehören will" - und Haartracht, Schleier, Accessoires und anderes können zu dieser Markierung beitragen. Wer sind „wir", und wer ist „nicht-wir"? Über das Unterscheiden werden Grenzen etabliert, aber sie werden auch laufend niedergebrochen. Sprachgrenzen kann man nicht als Linien auf Landkarten verzeichnen; sie verlaufen kreuz und quer zwischen Menschen und obendrein zwischen verschiedenen Sprachsituationen. **Kultur kennt keine territorialen Grenzen, wohl aber Abgrenzungen.**

Was der territorialen Grenze im Zivilgesellschaftlichen am nächsten kommt, ist wohl der Gartenzaun, die Einhegung von „mein" und „dein". Aber diese Hecke ist keine anthropologische Konstante, sie ist abhängig davon, welche Bedeutung eine Gesellschaft dem Privateigentum zumißt. In Dänemark diskutiert man z.B. den Unterschied zwischen der säuberlichen dänischen Umzäunung und dem weitgehenden Verzicht auf Gartenzäune in Schweden: Hat das nun mit dem harten Felsgrund in Schweden zu tun, der es schwer macht, einen Zaun zu errichten - oder verweist der dänische Zaun eher auf das Einhegungsbemühen gegenüber dem großen Deutschland im Süden? Zugleich gibt es auch ein dänisches Unbehagen am Einzäunen, und es ist nicht freundlich gemeint, wenn man die bürgerlichen, antiwohlfahrtsstaatlichen Protestwähler als „Ligusterfaschisten" bezeichnet.

Nationalstaat, Globalisierung und Tribalität

In der politischen Wirklichkeit begegnen wir den drei Mustern jedoch kaum je in reiner Form. Staat, Markt und Zivilgesellschaft sind Modelle, die unterschiedliche Sphären und Handlungslogiken vergleichbar machen, mehr nicht. Sie erleichtern es, Widersprüche in der ansonsten unübersichtlichen Wirklichkeit zu identifizieren, zu denen man Stellung zu nehmen hat. Und sie sind hilfreich, wenn es darum geht, diese Widersprüche so zu nuancieren, daß nicht nur die dichotomische Logik des Bürgerkriegs, das Entweder/oder, dabei herauskommt.

In der Überschneidung von staatlicher und zivilgesellschaftlicher Logik hat sich zum Beispiel der moderne Nationalstaat herausgebildet: Jedes Volk habe das Recht auf seinen Staat. D.h. einen Staat für jene, die miteinander sprechen können - für diejenige Zivilgesellschaft also, innerhalb derer man sich kulturell miteinander verständigen kann - Ethnos als Demos. Das hat seine demokratische Logik, denn wie soll Demokratie verwirklicht werden wenn nicht durch das Volk der Demokratie, das zueinander „wir" sagt? Demokratie hat also eine identitäre Logik. Aber das Nationalstaatsprinzip zeigte auch bald seine Kehrseite: Die Staatsgrenze wurde damit zur Volksgrenze aufgeladen. Das hatte Irredenta, volkliche Minderheiten jenseits der Grenze, Unterdrückung, Befreiungsversuche und Revanchismus zur Folge.

Zwischen Zivilgesellschaft und Markt entfalten sich soziale Größen anderer Art, darunter die Jugendkulturen, die der gegenwärtigen kulturellen Vielfalt „neo-tribale" Züge verleihen (Michel Maffesoli). Die Grenzenlosigkeit des Hiphoppers, des Black-Metal-Satanisten, der Fußballfans verträgt sich hier auf wunderliche Weise mit einem neuen Kult der Differenz, der sich zwischen Tätowierungen einerseits und der bürgerlich „weißen" Haut andererseits auftut, zwischen Glatze und Irokesenschnitt, zwischen dem Hooligan des einen Landes und demjenigen des anderen. Neue Stämme prägen das Bild. Und über die Differenzierung der Jugendsprachen bilden sich soziolektale Unterschiede heraus, die dahin führen, daß sich Jugendbanden aus den Vorstädten von Paris mit denjenigen in Marseilles kaum mehr in einer einheitlichen Sprache verständigen können. Insofern ist das Einheits-Pidgin des Markts, von dem die Globalisierer träumen, von Grund auf eine Illusion.

Auch **zwischen der Staats- und der Marktlogik** gibt es Zusammenhänge. Als das Kommunistische Manifests 1848 unter dem Hinweis auf die

grenzüberschreitende Dynamik des industriellen Kapitalismus postulierte, die Arbeiter hätten kein Vaterland, da fand die Logik der marktinduzierten Globalisierung ihren frühen Ausdruck, immerhin anderthalb Jahrhunderte, bevor die Globalisierungsfalle zuschnappte. Es war der Kurzschluß von der kommerziellen zur politischen Logik: Wie der Markt, so der Staat (- paradoxerweise im Rahmen eines strikt staats-monopolitischen Programms). Ein ähnlicher Kurzschluß bildet gegenwärtig die Grundlage für die EU- und Euro-Agitation der bürgerlichen Politik. Sie arbeitet am marktgetriebenen Superstaat, der der demokratischen Kontrolle der Zivilgesellschaft, der Völker, entzogen sein und statt dessen von Expertenkommissionen und Konzerninteressen gesteuert werden soll. Eine Einheitswährung der Banker entsteht außerhalb demokratischer Kontrolle.

Der große, machtgestützte Markt fungiert so als eine Art Staatsersatz. Als Markt sucht er ein weltweites Aktionsfeld, während er zugleich als Ersatzstaat - und darin liegt eine fatale Widersprüchlichkeit

Parade aus dem Golfkrieg heimgekehrter US-Soldaten, Zaun an der Grenze zwischen Mexiko und den USA:

Im Überschneidungsfeld von Staat und Markt werden die Grenzen der „grenzenlosen" Menschen böse.

- neue Befestigungsanstrengungen nach außen notwendig macht. Das erklärte Modell der Supermacht Europa sind die USA, die grenzenlos ihrer Polizeiaufgabe nachgehen, mal Libyen bombardierend und mal im Kongo einen neuen Diktator installierend ..., die aber gleichzeitig mit einer gigantischen Mauer im Süden die Einwanderung der Latinos abwehren müssen. Im Überschneidungsfeld von Staat und Markt werden die Grenzen der „grenzenlosen" Menschen böse. Die ethnischen und Grenzkriege in der Ex-Sowjetunion sind insofern eine logische Folge des Globalisierungsmanifests von 1848. (Womit nichts gesagt ist über die Kapitalismus- und Klassenanalyse jenes Manifests, die man gerade nach 1989 mit Gewinn wiederlesen kann.)

Es bleibt also aktuell, was Frantz Fanon, der Psychoanalytiker der afrikanischen Revolution, einmal als die Wirkung der Kolonialisierung gekennzeichnet hatte: „schwerwiegende psycho-affektive Verstümmelungen, Menschen ohne Ufer, ohne Grenzen, ohne Farbe, Heimatlose, Nicht-Verwurzelte, Engel" (Die Verdammten dieser Erde, Paris 1961).

Haßproduktion durch „Grenzöffnung"

Die Grenze ist also kein Tatbestand für sich. Sie verweist immer auf anderes, Gesellschaftliches und Identitäres, das ihr zugrundeliegt. Weder die Grenze noch die Herstellung von "Grenzenlosigkeit" ist eine nur technische Maßnahme.

Die intendierte Abschaffung der innereuropäischen Grenzen hat Folgen, die sich am Beispiel ethnischer Minderheiten beleuchten lassen. Baskische Nationalisten sind in den letzten Jahren vor der Verfolgung durch die spanische Polizei in andere europäische Länder geflohen, wo sie um Asyl ansuchen konnten. Belgien zum Beispiel weigerte sich bislang, sie an die spanischen Behörden auszuliefern. Das soll in Zukunft nicht mehr möglich sein, wenn es nach dem Amsterdam-Traktat geht. Die spanische Politik hat ein Protokoll durchgesetzt, wonach Flüchtlinge aus EU-Ländern nur ausnahmsweise in EU-Ländern Aufnahme finden können. Sowohl Amnesty International als auch der UN-Hochkommissar für Flüchtlingsfragen haben sich besorgt über diese Aussicht geäußert, daß mühsam errungene Menschenrechte wieder außer Kraft gesetzt werden („Det ny notat", 31.10.1997). Man schafft die Grenzen ab - und befindet sich auf dem Weg jener Diktaturen, die, wie in Ost- und Südostasien, ihre Flüchtlingsprobleme dadurch „lösen", daß sie behaupten, es gebe sie gar nicht (sondern nur einzelne „Terroristen").

Auch wenn es um die Kontrolle tatsächlicher Kriminalität geht, hat die „Öffnung" der Grenzen eigentümliche Rückwirkungen. Das Abkommen von Schengen von 1995 sieht vor, die Kontrolle an den Grenzen aufzuheben zugunsten einer intensiveren Kontrolle *innerhalb* der Länder. Unter anderem sollen alle „unerwünschten" und gesuchten Personen einheitlich registriert werden. Das neue, mit Europol verkoppelte Kontrollsystem weist in Richtung der flächendeckenden Observation und gefähr-

det, nicht nur aus skandinavischer Sicht, die erreichten Standards von Demokratie und Menschenrechten: „Kontrolle ohne Grenzen - grenzenlose Kontrolle" („Det ny notat", Sonderheft November 1997).

Die Vorgänge an der deutsch-dänischen Grenze sind aufschlußreich. Dort war es durch generationslange Bemühungen gelungen, eine gewisse Balance und gegenseitige Toleranz herzustellen. Die geplante Aufhebung der Grenze jedoch rief auf der dänischen Seite heftige Reaktionen hervor, bis hin zu einzelnen Gewalttätigkeiten (gegen dänische Politiker der „Kollaboration"). Mit der sprichwörtlichen dänischen Gelassenheit war es vorbei. Das wiederum wurde in der deutschen Presse zu überdimensionierten Haßbildern aufgeblasen, so als gingen auf der dänischen Seite fanatische Nazis und Kommunisten Hand in Hand gegen Europa und die grenzenlose Freiheit vor. Die „Öffnung" der Grenzen produzierte also Konfrontationen, die abzuschaffen die Politiker vorgaben. Mit der marktinduzierten Grenzenlosigkeit werden die Grenzen böse.

Brauchen Völker Grenzen?

Bedeutet das aber, daß die „Völker Grenzen brauchen", wie man es bei der neuen Rechten lesen kann (Alain de Benoist in der „Jungen Freiheit", 22.11.1996)? Mit einer solchen Annahme wird die Kluft zwischen Staat und Zivilgesellschaft übersehen. Der Zusammenhang ist komplexer und widersprüchlicher.

Auf die Zivilgesellschaft hin gesehen: Die Völker leben mit Abgrenzungen. Insofern „brauchen" sie keine Grenzen, sie schaffen sich Unterschiede - unter allen Umständen.

Auf den Staat hin gesehen: Völker brauchen Frieden - darum brauchen sie Staaten, jedenfalls beim gegenwärtigen Zustand von gesellschaftlicher Organisation (und Entfremdung). Im Sinne der Demokratie brauchen sie idealerweise Nationalstaaten. Staaten aber brauchen Grenzen - und darum müssen die Völker Grenzen in Kauf nehmen. Die Grenzen bleiben aber ein Ausdruck von Entfremdung, ein „kalter" Teil der Gesellschaft.

Gerade in Deutschland besteht kein Anlaß, das Schnarren der DDR-Grenzoffiziere zu vergessen. Wer sie selbst nicht mehr im Ohr hat, kann zu Briefen von Bert Brecht greifen. 1952 beschwerte er sich beim Ministerium für Staatssicherheit („Werte Genossen, ...") über den „groben Ton der Polizei" an einem bestimmten Kontrollpunkt, über den „herrischen, befehlshaberischen und rüden Ton" der Beamten. Angesichts der Szenen, die sich dort abspielten, ließ der Dichter jenen Zynismus fahren, den er ansonsten kultivierte: „Verstehen Sie mich recht: Ich bin ganz überzeugt von der Notwendigkeit der Kontrolle ... Ich bitte Sie, den jungen Menschen, die dort Dienst tun, einzuschärfen, daß sie das in der Sache fest und zugleich in einem menschlichen Ton tun ... Mit sozialistischem Gruß ..." Drei Jahre später schrieb er erneut, es sei „der Ton der

Bert Brecht, 1954. Die Staatsgrenze machte den Ton, und den großen, zynischen, frechen Poeten machte sie naiv, flehend und devot.

Volkspolizei am Kontrollpunkt derartig deprimierend geworden", daß er eine Sondergenehmigung zum Passieren beantragte; die Hoffnung auf eine Veränderung hatte er offenbar aufgegeben. Die Kontrolleure an jenem Grenzpunkt waren aber doch Menschen, pflichtgetreue junge Deutsche, die selbst Angst hatten. Die Staatsgrenze machte den Ton, und den großen, zynischen, frechen Poeten machte sie naiv, flehend und devot.

Ähnliche menschliche Verstümmelungen lassen sich an den gegenwärtigen Staatsgrenzen beobachten. Seit die bürgerlichen Politiker die „Grenzenlosigkeit" lancierten, hat sich der Ton der Grenzer vielerorts verschärft - die DDR ist überall. Man hört ihn an den Inner-EU-Grenzen - insbesondere gegenüber denjenigen, die die „falsche" Hautfarbe haben - während an den Außengrenzen der EU geschossen wird. Und im übrigen hatte Heinrich Heine den herrischen Grenzer-Ton schon in den 1840er Jahren an der preußischen Grenze beobachtet.

Wenn es auf die Völker ankommt, nicht aber primär auf die Staaten, dann gilt es, unsere politische Existenz von den Unterschieden her zu rekonstruieren, nicht von den Grenzen. Und eben auch nicht von der Grenzenlosigkeit des Marktes. Mit den Grenzen müssen wir leben - als Grenzgänger in der Welt der Entfremdung.

Dr. Henning Eichberg,
geboren 1942 in Schlesien, ist Kultursoziologe an einem dänischen Forschungsinstitut.

Wahlplakat aus der Anfangszeit der „Grünen"

Irenäus Eibl-Eibesfeldt

Warum wir die Natur lieben und dennoch zerstören

Lebensgefährdende Grenz-Verletzungen als Folge menschlicher Kurzzeitstrategie

Wir sind eine überaus erfolgreiche Art. Als Volltreffer der Evolution charakterisierte uns Hubert Markl (1986). Wir haben den Erdball bis in die entlegensten Winkel bevölkert und werden dennoch immer mehr. Zugleich schufen wir uns mit der technischen Zivilisation ein Instrumentarium, das uns Macht über Natur und Mitmenschen in die Hand gibt, mit der wir nicht so recht umzugehen wissen. Wohlgemerkt, ich spreche von einer Geschichte des Erfolges, denn ohne die anonymen Großgesellschaften, ohne die technische Zivilisation und ohne die Ballung von Menschen in großen Städten gäbe es nicht die Hochkulturleistungen, an denen wir uns erfreuen, keine Universitäten, keine Forschung, kein Theater, keine Bibliotheken, Konzertveranstaltungen, keine technische Zivilisation, die uns vielleicht den Aufbruch ins All ermöglicht, und keine weltweite Kommunikation über Satelliten. Wir haben es in knapp hundert Jahren geschafft, uns von den ersten unbeholfenen Automobilen zur Raumfahrt vorzuarbeiten, vom mechanischen Zeitalter ins elektronische. Kaum auszudenken, was unsere Spezies alles in weiteren tausend, ja zehntausend Jahren erreichen könnte, wenn, ja wenn da nicht einige Probleme wären.

Früher vorteilhafte Überlebensstrategien erweisen sich heute als überlebensgefährdend

Diese Probleme ergeben sich aus der Tatsache, daß unsere Vorfahren über die längste Zeit ihrer Geschichte mit der einfachen Technologie des altsteinzeitlichen Jägers und Sammlers in Kleingesellschaften lebten, in denen jeder jeden kannte. In ihr erwiesen sich bestimmte Überlebensstrategien als vorteilhaft, die auch heute noch zu der uns angeborenen Aktions- und Reaktionsausstattung gehören und die sich in dieser neuen Situation allerdings als Problemanlagen erweisen, indem sie sich in bestimmten Situationen schädlich, das heißt überlebensgefährdend auswirken. Das gilt unter anderem für unsere Programmierung auf den Wettlauf im Jetzt und für unser ausgeprägtes Machtstreben.

Beiden Programmierungen verdanken wir einerseits unseren Erfolg, aber beide erweisen sich in ihrer unbewußten Dynamik heute als höchst gefährlich. Wir Europäer haben an dieser Entwicklung entscheidenden Anteil. Wir haben der Menschheit die Naturwissenschaft und damit die technische Zivilisation beschert, den Gedanken des Weltbürgertums entwickelt und damit Entwicklungen angestoßen, die einer vernünftigen ebenso wie humanitär engagierten Steuerung bedürfen, damit sie sich weiterhin segensreich auswirken können. Dazu müssen wir uns der uns unbewußten Motive unseres Handelns bewußt werden.

Wettlauf im Jetzt

Eine der stammesgeschichtlich ältesten Problemanlagen ist unsere Programmierung auf den Wettlauf im Jetzt. Seit die ersten Organismen vor vielleicht zwei Milliarden Jahren um begrenzte Ressourcen konkurrierten, zählte, wer in diesem Wettlauf im Jetzt schneller war. Die Algen, die andere schneller überwucherten und ihnen so das Licht raubten, die Organismen, die anderen schneller die Nahrung nahmen, kurz, die im Jetzt erfolgreicher waren, machten das Rennen und überlebten in Nachkommen. Dieser Wettlauf im Jetzt formte auch uns. Er bewirkte eine opportunistische Grundhaltung, die dazu drängt, sich bietende Chancen ohne Rücksicht auf Spätfolgen maximal zu nützen. Wir befolgen daher ausbeuterische, gewinnmaximierende Kurzzeitstrategien, die uns heute zur Falle werden können und vor denen wir uns daher hüten müssen.

Für unsere altsteinzeitlichen Vorfahren bewährte sich diese opportunistische Grundhaltung. Sie bevölkerten diesen Planeten in dünner Besiedlung und konnten mit ihrer einfachen Technologie auf die Lebensgemeinschaften, die ihre Existenzgrundlage bildeten, keinen auf Dauer zerstörerischen Einfluß ausüben. Daher hat uns die natürliche Auslese für den Umgang mit der Natur keine Bremsen angezüchtet. Man liest oft, der Mensch der Vorzeit hätte in Harmonie mit der Natur gelebt und sich umweltfreundlich verhalten. Das ist eine romantische Vorstellung. Der Mensch hat bereits als steinzeitlicher Wildbeuter manche Tierarten ausgerottet, und er hat Feuer gelegt, damit sich auf den neu begrünenden Flächen das Jagdwild konzentrierte. Im großen und ganzen hielten sich jedoch seine Einwirkungen in ökologisch verkraftbaren Grenzen.

Die exploitative Grundhaltung konnte man bis vor kurzem noch an den verbliebenen Jäger- und Sammlervölkern beobachten. Solange sie ihre eigene traditionelle Gerätekultur verwendeten, hielt sich der Schaden in Grenzen. Aber als die Prärieindianer Nordamerikas gelernt hatten, die Bisons auf Pferden mit Feuerwaffen zu erjagen, unterschieden sie sich in ihrem Jagdrausch wenig von ihren weißen Vorbildern. Als die Eskimos Feuergewehre bekamen, gefährdeten sie mit ihrem Jagdeifer ihre eigene Subsistenzbasis, so daß die dänische Regierung Schutzgesetze für Walrosse erlassen mußte, die wegen ihrer Zähne besonders begehrt waren.

Machtstreben

Für dieses Konkurrenzverhalten hat uns die Natur mit einem Dominanzstreben begabt. Es wurde ursprünglich sicher für die innerartliche Auseinandersetzung entwickelt, für den Wettstreit um begrenzte Güter wie Territorien oder Geschlechtspartner. Beim Menschen erwies es sich auch bei der Auseinandersetzung mit der Natur dienlich. Wir kämpfen mit den Naturgewalten, wir machen uns die Natur untertan, verbeißen uns in Aufgaben und attackieren Probleme. Und das ist ja nicht grundsätzlich schlecht. Aber die aggressive Terminologie weist auf den Ursprung dieser Motivation zum „Sieg" über die Natur hin und damit auf ein Problem. Das Streben nach Dominanz und Macht ist nämlich gegen Eskalation nicht abgesichert. Während Hunger, Durst und andere Triebe über das Erreichen einer abschaltenden Endsituation oder interne abschaltende, physiologische Mechanismen gegen ein Zuviel und damit auch gegen den Mißbrauch der mit ihnen verbundenen Lustmechanismen abgesichert sind, wird das Streben nach Macht beim Mann bei Erfolg durch einen Hormonreflex in positiver Rückkoppelung bekräftigt. Gewinnen Tennisspieler ein Match, dann steigt ihr Bluttestosteronspiegel innerhalb von 24 Stunden signifikant an; verlieren sie, dann sinkt er deutlich ab. Das gleiche Phänomen beobachtet man auch bei Erfolg in anderen Bereichen. Bestehen Medizinstudenten eine Prüfung mit Erfolg, dann steigt ihr Bluttestosteronspiegel ebenfalls an, und er sinkt ab, wenn einer durchfällt. Dieser Hormonreflex belohnt also jeden Erfolg, über ihn wird das Selbstwertgefühl bekräftigt. Diese positive Rückkoppelung führt dann allerdings auch dazu, daß unser Streben nach Macht und Ansehen von Erfolg zu Erfolg angeheizt wird, daher neigt es zur Eskalation.

So angetrieben haben wir unsere Erde erobert wie keine Wirbeltierart zuvor. Zu dieser Dynamik kommt noch der Umstand, daß wir sprach- und damit kulturbegabte Generalisten mit einer Werkzeugkultur sind, die uns mit ablegbaren Organen ausstattete und uns damit zu vielseitiger Spezialisierung befähigte. Ein Maulwurf ist mit seiner Grabschaufel zeitlebens verhaftet. Wir können sie ergreifen, wenn wir sie gerade benötigen, aber auch wieder ablegen, um uns mit einer Axt vorübergehend eine neue Spezialisierung anzueignen. Hans Hass prägte für uns die treffende Bezeichnung des „Spezialisten für vielseitige Spezialisierung" (Hans Hass 1994).

Wir können überdies die Folgen unseres Handelns über längere Zeit im voraus abschätzen und wissen daher, daß der gegenwärtig mit archaischen Kurzzeitstrategien aufgetragene Konkurrenzkampf die Ressourcen und damit die Lebensgrundlagen künftiger Generationen gefährdet. Dieses Wissen sollte uns in verantwortlicher Weise zu einem generationenübergreifenden Überlebensethos verpflichten lassen, das die Zukunft auch uns nachfolgender Generationen absichert. Wir sind immerhin die ersten Wesen auf

1954: Glatthafer am Fuchsberg bei Altenerding, dazwischen Wiesenbocksbart und Margeriten

diesem Planeten, die sich Ziele dieser Art setzen können, und wenn sich in dieser Zielsetzung Vernunft und fürsorgliches Engagement in ausgewogener Weise verbinden und wenn wir überdies zur rechtzeitigen Fehlerkorrektur bereit bleiben, sollte sich der beschrittene Weg als Irrweg erweisen, dann eröffnen sich, wie schon eingangs angedeutet, ungeahnte Entfaltungsmöglichkeiten. Dogmatische Zielsetzung kann sich als höchst gefährlich erweisen. Es würde den Rahmen dieser Ausführung sprengen, wollte ich auf die Falle des Dogmatismus hier näher eingehen. Ich möchte aber ausdrücklich auf sie verweisen (Näheres dazu in Eibl-Eibesfeldt 1988, 1994).

Bäuerlich-fürsorgliche Kultur als Bezugspunkt für generationenübergreifendes Handeln

Für die Entwicklung eines solchen generationenübergreifenden Überlebensethos ist unsere in ihren Wurzeln auf einer bäuerlichen Ethik basierende Kultur in gewisser Hinsicht vorbereitet. Wir leben nicht in den Tag. In verschiedenen Regionen unserer Erde, vor allem in jenen, die klimatisch weniger begünstigt sind, haben Menschen, die vom Ackerbau und von der Viehzucht leben, das Haushalten gelernt ebenso wie das pflegliche Behandeln ihrer Ressourcen und das Planen für die weitere Zukunft. Sie haben gelernt, Bäume zu pflanzen, die erst nachfolgenden Generationen von Nutzen sind, und sie pflegen das Land, das sie bestellen und mit dem sie geradezu affektiv verbunden sind.

Ich fahre täglich von meinem Heim im bayerischen Söcking zu meinem Institut in Andechs durch eine bäuerliche Kulturlandschaft, die seit gut 2.000 Jahren bewirtschaftet wird. Kelten und Römer lebten von diesem Land, und viele Generationen von Bayern bis zum heutigen Tag. Und es zeigt keinerlei Zeichen von Zerstörung. Auf den bronzezeitlichen Hügelgräbern weiden Kühe, mittelgroße Felder und Wiesen wechseln mit kleineren Wäldern. Dazwischen eingestreut kleine Ortschaften mit Wohlstand verkündenden Höfen. Die auf pflegliche Art erwirtschafteten Produkte waren von hoher Qualität, und sie reichten aus, die Bevölkerung dieses Landes mit gesunden Produkten zu versorgen und den Produzenten einen gewissen Wohlstand zu sichern.

Dies änderte sich in den letzten zwei Jahrzehnten durch die industrielle Feldbestellung und durch die Massentierhaltung in dramatischer Weise. Beides gefährdet nunmehr das bisher Erreichte. In bestimmten Gebieten Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Spaniens werden heute sehr große Flächen mit schweren Maschinen bestellt, die den Boden verdichten. Die intensive Düngung tötet zwei Drittel der Bodenorganismen, die ihn wieder lockern würden. Daher dringt das Regenwasser nicht schnell genug ein, und das wirkt sich vor allem nach der Ernte verhängnisvoll aus. Denn dann liegen die Felder viele Monate ohne schützende Pflanzendecke. Regen wäscht das Erdreich weg, und bei Trockenheit verbläst es der Wind. Glaubt man so weitere zweitausend Jahre wirtschaften zu können? Keineswegs, aber das schert wenige. Im Augenblick erwirtschaftet man auf diese Weise die Produkte billiger als auf die traditionelle Art, da man Arbeitskräfte spart. Und nur die Gegenwart zählt. Man pflegt das Land nicht mehr, man beutet es aus und läßt es verkommen. Einige werden dabei reich, aber viele zugleich arbeitslos.

Ähnliches gilt für die Massentierhaltung. In manchen Gegenden des europäischen Nordens werden Hunderte von Schweinen und Rindern in Ställen gehalten. Massentierhaltung verdrängt die bewährten bäuerlichen Methoden der Viehhaltung. Auch hier werden einige wenige wohlhabend, während viele der kleineren und mittelgroßen bäuerlichen Betriebe zugrundegehen. Daß die Produkte vom seuchenhygienischen Standpunkt nicht unbedenklich sind und überdies von minderer Qualität und daß die Methoden der Tierhaltung gegen unsere Ethik verstoßen, wird ebenso verdrängt wie die sozialen Probleme. Es zählt der Wettlauf im Jetzt. Wirtschaftlich funktioniert dies nur, weil die durch die Arbeitslosigkeit verursachten Soziallasten dem Staat und damit der Gemeinschaft aufgebürdet werden, während der Nutzen allein den rücksichtslos Wirtschaftenden zufällt. Das alte Problem der Allmende in neuer Form. Würde man diese Soziallasten in die Kosten-Nutzen-Rechnung miteinbeziehen, die so erwirtschafteten Produkte dürften ziemlich teuer kommen. Ganz abgesehen davon ist eine solche Kurzzeitstrategie höchst riskant. Wir haben immerhin bereits zwei Ölkrisen erlebt, aber in unserem Kurzzeitdenken auch schnell vergessen.

1985: Weizenfeld nach Einsatz von Herbiziden (beide Aufnahmen aus „Gefährdete Landschaft" von Alfred Ringler)

Lebensqualität contra Gewinnmaximierung

Im industriellen Bereich bahnen sich ähnliche Entwicklungen an. Wir hatten in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft in Industrie und Landwirtschaft bereits einen hohen Standard umweltfreundlichen und zugleich sozial verantwortlichen Wirtschaftens erreicht. „Soziale Marktwirtschaft" hieß die von Ludwig Erhard in die Welt gesetzte Parole. Sie zivilisierte den Kapitalismus, indem sie umweltfreundliches und sozial verantwortliches Wirtschaften mit freiem Wettbewerb verband. Schnelligkeit der Leistungserfüllung, Qualität des Angebots und der Dienstleistungen, Innovation und Geschicklichkeit der Märkteerschließung unter anderem durch kundenorientiertes und daher nicht notwendigerweise gewinnmaximierendes Verhalten waren dabei die Konkurrenzfaktoren, während dem ökologischen und sozialen Unterbieten durch Auflagen Grenzen gesetzt wurden. An diesem System gibt es sicherlich mancherlei zu korrigieren. Arbeitgeber und Arbeitnehmer müßten in Vereinbarungen symbiotische Beziehungen erwirtschaften zu beiderseitigem Vorteil, in denen sich beide bereitfinden sollten, sich an die jeweilige Wirtschaftslage anzupassen und sowohl der Ausbeutung wie dem Mißbrauch von Sozialleistungen entgegenzusteuern. Hier befinden wir uns in der Experimentierphase, aber mit der sozialen Marktwirtschaft sicherlich auf einem guten Weg.

Gelingt es, die richtige Balance zu finden, dann sichern wir unsere Zukunft durch Erhaltung des inneren Friedens. Was nützt die schönste Villa, wenn ich sie wie in manchen Ländern der neuen Welt mit stacheldrahtbewehrten Mauern umgeben muß, wenn ich nachts nicht ungefährdet die Straßen der Großstädte betreten darf und wenn mein Gewissen durch den Anblick krasser Armut bedrückt wird, von Menschen, die im Winter in Kartons in Kaufhauseingängen übernachten oder über Entlüftungsschächten, aus denen warme Luft strömt. Es gehört eine gewisse soziale Blindheit dazu, wenn ein Land sich des höchsten allgemeinen Lebensstandards brüstet, in dem soziales Elend dieser Art zum Alltag gehört. Mag sein, daß es sich so statistisch errechnet, aber einem Optimum an Lebensqualität ist das gewiß nicht gleichzusetzen.

Ökologische und soziale Grenzen der Globalisierung

Wir müssen befürchten, daß sich eine ähnliche Entwicklung bei uns in Europa anbahnt. Unter dem Stichwort „Globalismus" fordert man den weltweiten Abbau der Zollschranken. Wir sollen uns der Welt öffnen. Aber man kann nicht umweltfreundlich wirtschaften und seine Arbeitnehmer angemessen bezahlen, wenn man zuläßt, daß Billigprodukte aus Ländern, denen es an sozialer und ökologischer Verantwortung mangelt, importiert werden. Die Wirtschaft neigt dazu, sich die Natur beziehungsweise deren über die natürliche Auslese gesteuerten Konkurrenzkampf zum Vorbild zu nehmen. Aber die Natur ist rücksichtslos. Sie kennt keine Moral und keine langfristige Zukunftsperspektive. Wir können aus ihr zwar viel lernen, aber auch, wie wir es nicht machen sollten. Kurzfristig mag eine am natürlichen Vorbild orientierte Marktwirtschaft Vorteile bringen, langfristig zerstört sie eine Gemeinschaft. Der freie Verkehr von Menschen und Waren würde zu einem sozialen und ökologischen Dumping führen. Nicht die Nivellierung der Menschheit auf ein Niveau der allgemeinen Armut kann das Ziel sein, sondern die allmähliche Angleichung nach oben. Die kann man aber aus einer Reihe von Gründen nicht mehr global erreichen. Jene Philanthropen, die unentwegt laut „Wir, die Reichen müssen..." rufen, sind wirklichkeitsblind. Ganz abgesehen davon, daß wir so reich nicht sind - junge Akademiker können sich in den seltensten Fällen in München eine Wohnung leisten, die es ihnen erlauben würde, zwei oder drei Kinder ohne erhebliche Einschränkungen aufzuziehen -, würde die Wirtschaftleistung der gesamten Industriestaaten der nördlichen Erdhalbkugel nicht ausreichen, die dritte Welt zu sanieren, die jährlich 2 bis 3 Prozent wächst, so daß sich die Weltbevölkerung vor allem durch den Zuwachs in diesen Regionen alle drei bis vier Jahre um die Bevölkerung der Europäischen Union vermehrt. Da ist guter Rat teuer, zumal die Industriestaaten ihre Entwicklungshilfe bereits über eine Verschuldung künftiger Generationen finanzieren.

Auch mit der Aufnahme von Menschen aus den Armutsländern wäre nicht geholfen. Wir könnten jährlich aus diesen Regionen 1° Millionen in Europa einwandern lassen, und es würde, wie Hubert Markl vorrechnet, nichts in den

notleidenden Regionen ändern, denn dies ist der dortige Geburtenzuwachs einer einzigen Woche. Wir würden uns allerdings mit Problemen belasten, die den inneren Frieden und die dringend gebotene Sanierung unseres Naturhaushaltes ernsthaft gefährden.

Ich sehe in der gegenwärtigen Situation nur den Weg der schrittweisen Sanierung, wobei wir zunächst den eigenen Haushalt in Ordnung bringen sollten. Das gilt für die einzelnen Staaten Europas ebenso wie für die Europäische Union, die so zu einer Zone ökologischen und sozialen Friedens heranwachsen könnte. Von solchen gesundeten Regionen könnte über Nachbarschaftshilfe eine Anhebung ärmerer Regionen erfolgen, wobei die erzieherische Modellwirkung über die wirtschaftliche und ausbildungsmäßige Hilfe hinaus zusätzlicher Ansporn sein könnte. Zwischen Wirtschaftsregionen, die einen vergleichbaren ökologischen und sozialen Standard pflegen, könnte ein freier Handel stattfinden, so daß der frische Wind des Wettbewerbs als belebender Ansporn wirkte. Die Marktwirtschaft darf dabei nicht das Soziale und dieses nicht die Marktwirtschaft fressen. In einem höchst bemerkenswerten Beitrag zur Debatte über die Globalisierung schreibt Josef Schmid (Frankfurter Allgemeine vom 22.8.1996): „Globalisierung ist nicht nur Schicksal oder Ausgeliefertsein, demgegenüber nichts als Anpassung gefragt wäre. Sie zwingt dazu, sich über die eigenen Vorlieben klarzuwerden und darüber, was gegenüber Weltbewegungen als erhaltenswert erscheint."

Dazu gehört für uns die Pflege unserer eigenen abendländischen und nationalen Identität als Beitrag Europas zur multikulturellen Weltgemeinschaft. Und in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung eines verantwortlichen generationenübergreifenden Überlebensethos, das dem Wohlergehen unserer Enkel Rechnung trägt. Den egalisierten Weltstaat mit einer homogenisierte Weltbevölkerung wird es wohl nie geben. Er müßte extrem repressiv sein, denn Leben drängt nach Vielfalt und zwar nicht nur auf der Ebene der Tier- und Pflanzenarten, sondern auch auf der der menschlichen Populationen und Kulturen, denn nur so kann Leben sich im Strom der Zeit behaupten. Auf das Wirtschaftliche bezogen, meint Schmid: „Eine Wirtschaftspolitik, die den Menschen dient und nicht nur den Betriebseinheiten, wird in gewissem Umfange Nationalökonomie bleiben müssen. Die verzweifelte Suche nach dem „patriotischen Unternehmer", der nicht auslagert, dem unverdrossenen Biologen, der nicht nach Asien geht, nach dem Arbeiter, der nicht pausiert, kann beginnen".

Überall haben Menschen gern Pflanzen um sich - auch in der Großstadt wie hier in Hongkong. Diese „Phytophilie" ist biologisch verankert: Der Urmensch lebte mit und von Pflanzen.

Welche angeborenen Verhaltensdispositionen können ein generationenübergreifendes Lebensethos stützen?

Hilft Einsicht allein, mit unseren Problemanlagen zurechtzukommen und etwa die Falle der Kurzzeitstrategie oder des Machtstrebens zu vermeiden? Daran habe ich meine begründeten Zweifel, kann man doch an vielen Beispielen, wie etwa an unserem Umgang mit den nichtersetzbaren Ressourcen - ich denke hier zum Beispiel an die fossilen Energieträger - erkennen, daß das rational sicher als notwendig Erkannte uns kalt läßt, wenn die negativen Folgen unseres Tuns erst zwei Generationen später spürbar werden". ‚Nach uns die Sintflut' ist eine Haltung, die der Entwicklung eines generationenübergreifenden Überlebensethos entgegenwirkt. Den stark affektiv besetzten Hindernissen, die einer einsichtigen Verhaltenssteuerung entgegenstehen, müssen wir außer unserer Einsicht auch ein starkes affektives Engagement entgegensetzen. Welche der uns ebenfalls angeborenen Verhaltensdispositionen können wir nutzen? Es sind im wesentlichen drei: unsere Naturliebe, unser starkes fürsorgliches Engagement für Kinder und unser auf der universalen Regel der Reziprozität basierendes Gefühl für Verpflichtung. Alle drei basieren auf uns angeborenen Dispositionen, die wir bewußt kultivieren können.

Die Liebe zur Natur speist sich aus verschiedenen Wurzeln. So zeichnet uns Menschen eine ausgesprochene „Phytophilie" aus, eine Vorliebe für Pflanzen. Hier dürfte es sich um eine archetypische Biotopprägung handeln. Pflanzen charakterisieren einen Lebensraum, der fruchtbar ist und in dem es sich gut leben läßt. Der altsteinzeitliche Jäger und Sammler lebte naturnah, in einem Habitat, das etwa der afrikanischen Savanne entspricht, mit reichlichem Pflanzenwuchs und reichlichem Tierleben. Und daß wir ein ästhetisches Bedürfnis nach einer solchen Umgebung haben, zeigt sich dann, wenn Menschen naturfern leben. Dann nämlich zeigen sie eine Reihe von Ersatzhandlungen: Sie dekorieren ihre Wohnung zum Beispiel mit Farnen, Gummibäumen und anderen Grünpflanzen, die keinem anderen Zweck dienen als dem Auge Ersatznatur zu bieten. Wir lieben Natur, was allerdings nicht verhindert, daß wir sie ausbeuten. Wir erwähnten schon, daß es ursprünglich keine Notwendigkeit gab, uns da Einschränkungen aufzuerlegen. Aber das ästhetische Bedürfnis nach Natur setzt der Zerstörung Grenzen, wenn wir sie unmittelbar betroffen erleben. Wir lieben ferner Gewässer und wir lieben Tiere, denn auch sie sind Indikatoren einer gesunden Umwelt.

Bei der Tierliebe kommt noch eine weitere affektive Komponente dazu. Jungtiere sprechen uns an, wenn sie Merkmale des Menschenkindes aufweisen und damit Betreuungsreaktionen auslösen. Ich habe über viele Jahre die Yanomami-Indianer des Oberen Orinoko besucht.

Eibl-Eibesfeldt bei den Yanomami, 1973 ≈

Diese Bewohner des Regenwaldes halten als Haustier nur den Hund. Sie sind Jäger, aber wenn sie einen Affen abschießen, der ein Junges trägt, oder ein Aguti oder einen Vogel mit Jungen, dann pflegen sie die Jungtiere aufzuziehen. Eine Ansiedlung der Yanomami gleicht oft einem kleinen Zoo. Da laufen Agutis herum, kleine Tukane, Waldhühner, Papageien, Äffchen, und die Tiere werden gehegt und geliebt. Kein Yanomami würde daran denken, sie später einmal zu verspeisen. Diese Anteilnahme an der Kreatur hat sicher ihre affektive Begründung in unserer Disposition zur Kindesfürsorge, die über bestimmte Kindsignale ausgelöst wird. Konrad Lorenz (1943) sprach von eigenen Auslösern, auf die wir dank uns angeborener zentraler Referenzmuster, dem Kindchenschema, reagieren. Die Anteilnahme wird heute durch die Einsicht vertieft, daß es sich beim Leben um ein erstaunliches, einmaliges Phänomen handelt und daß wir selbst nur in einer gesunden Lebensgemeinschaft gedeihen können. Letztlich dient ein pfleglicher Umgang mit der Natur und den durch sie zur Verfügung gestellten Ressourcen unserem eigenen Interesse, das lautet: das größtmögliche Lebensglück für alle, und das nicht nur in der Gegenwart, sondern auch für künftige Generationen.

Dem ‚Nach uns die Sintflut' kann ferner unser affektiv betontes Interesse am Schicksal unserer Kinder abhelfen. So wie es uns gelungen ist, das familiale Kleingruppenethos auf die Großgruppe auszudehnen und uns über Symbole und andere Gemeinsamkeiten auch mit Menschen zu identifizieren, die wir gar nicht kennen und die wir dennoch über die Verwendung von Verwandtschaftsbegriffen quasi-familial in unsere Solidargemeinschaft einbeziehen (wir sprechen bekanntlich von unseren Brüdern und Schwestern, von einem Vaterland und von Nationen), so sollte es auch gelingen, über eine affektive Ankoppelung nicht nur ein Engagement für unsere Kinder und Enkel, sondern auch für danach folgende Generationen zu entwickeln. Dazu mag schließlich das verpflichtende Bewußtsein beitragen, daß wir den ungezählten Generationen unserer Vorfahren das kulturelle Erbe verdanken, auf dem wir weiter aufbauen - ein Bewußtsein, das uns eine moralische Verpflichtung auferlegt, so zu handeln, daß auch künftige Generationen Lebensglück erfahren können.

[1] Josef Schmid. Unausweichlich, aber kein Fortschritt. Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 185 (22.8.1996), S. 11

[2] Dazu kommt, daß wir Gefahren, die nach statistischer Wahrscheinlichkeit nicht in einem Lebensalter eintreten, nicht als bedrohlich erleben, auch wenn wir sie rational erkennen. So siedeln wir immer wieder an Vulkanabhängen, auch wenn die Dörfer alle paar hundert Jahre verschüttet werden. Die Selektion konnte in solchen Fällen keine Meidereaktionen anzüchten. Nur was mit Wahrscheinlichkeit in einem Menschenleben eintritt, wird gemieden.

≈ Bild aus: „Eibl-Eibesfeldt. Sein Schlüssel zur Verhaltensforschung." München 1993.

Literatur:

Eibl-Eibesfeldt, I. (1988): Der Mensch, das riskierte Wesen. 5. Aufl. München (Piper) 1993

Eibl-Eibesfeldt, I. (1994): Wider die Mißtrauensgesellschaft. Streitschrift für eine bessere Zukunft. München (Piper).

Hass, H. (1994): Der Hyperzeller. Hamburg (Carlsen Verlag).

Lorenz, K. (1943): Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung. Z. Tierpsychol., S. 235-409

Markl, H. (1986): Evolution, Genetik und menschliches Verhalten. Zur Frage wissenschaftlicher Verantwortung. München (Piper)

Prof. Dr. Dr.h.c. Irenäus Eibl-Eibesfeldt,

geboren am 15.6.1928 in Wien, ehemaliger Leiter der Forschungsstelle für Humanethologie in der Max-Planck-Gesellschaft (bis Juni 1996), nunmehr Prof. Emeritus am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie, Humanethologie sowie Leiter des Humanethologischen Filmarchivs; apl. Prof. für Zoologie an der Universität München; Direktor des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Stadtethologie in Wien. Eibl-Eibesfeldt ist verheiratet seit 1950 und hat zwei erwachsene Kinder.

Heinrich Benjes

Frische Pfade im heilsamen Durcheinander

„Es ist nicht schwer, die Kinder aus dem Geflacker ihrer Zeit in einen heilsamen langen Wellenschlag zu bringen"

Ich hab es den Kindern abgeguckt, das Durcheinander. Sie nehmen das große Stück Pappe, ein paar halbe Ziegelsteine, trockene Äste vom Holunder, einen Armvoll Rasenschnitt, schieben drei Bretter in den Haselbusch und haben eine luschige Höhle.

Und weil der Haselbusch im Eichkamp steht, kommt einer, der wieder Ordnung macht. Denn der Eichkamp ist ein Park.

Ich hab es auch der Wieste abgeguckt, das Durcheinander. Da wachsen am Ufer Disteln, Engelwurz, Mädesüß, Blutweiderich, Wasserdost, Labkraut, Brennesseln und der Bittersüße Nachtschatten.

Und weil die Wieste ja nicht nur ein Bach, sondern auch ein „Vorfluter" ist, kommt einer, der da Ordnung macht.

Mit dem Bagger kommt der.

Diese Ordnung kommt immer im Sonntagszeug daher. Und wer ihr begegnet, der könnte sie, so auf den ersten Blick, für die artige Schwester der bösen Unordnung halten: Hier der Park - da die Höhle, hier die glatte Abflußrinne - da der struppige Bach. So?

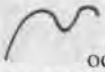
So nicht! Bach und Höhle kennen die Geschwister Ordnung nicht, sie haben gar nichts mit denen zu tun. Was Wunder! Die liebe Ordnung und ihre Schmuddelschwester kommen aus einer anderen Welt. Da gibt es Bücherregale und Werkzeugkisten, den Bittersüßen Nachtschatten gibt es da nicht. Der wohnt unter den Erlen im Bachgebüsch neben Disteln, Labkraut und Engelwurz in einem unsagbaren Durcheinander.

Hier ist mitten in unserer lauten, zerkratzten, zerordneten Welt noch etwas heil geblieben, ruhig und schön.

Hier bin ich mit den Kindern ein Stück vom ruhigen, schönen, heilen, heilsamen Durcheinander!

Und mitten durch das heilsame Durcheinander geht der Pfad, den sich die Kinder trampeln. Und das Schönste an diesem Pfad: Wir kennen ihn nicht! Das Suchen wird zum Abenteuer!

Und suchen sollten wir ihn schon, den Pfad, denn er geht mitten durch die Welt - durch die Wiese, durch den Busch, durch den Bach, durch die Wolken, durch Märchen und Pädagogenträume.

So  oder so

geht er, der Pfad; er *geht*, bewegt sich, er liegt nicht fest wie der Plattenweg, wie der Sandkasten und die Rabattenkante. Die bewegen sich nicht, die sind erstarrt, steif und humorlos wie das Betonkastenbeet und der DIN-genormte Kletterbogen. Das ist die Welt der Ecken und Kanten und schnurgeraden Wege. Ein Grashüpfer mag solche Wege nicht, warum sollten Kinder sie mögen? Sie laufen so um den Holunder und niemals so

Warum?
Weil sie lebendig sind.

Sie sind lebendig und stehen auf toten, platten, kantigen Schulhöfen herum oder zwischen „Geräten", die nach dem Maß der Großen für die Kleinen in den Sand gesetzt sind. Ein Maß, das Grashüpfer und Kinder nicht begreifen können!

Begreifen könnten sie ein Büschel Gras, einen Kieselstein, eine goldene Herbstkrone aus Ahornblättern.

„Was ich begriffen, mit den Händen begriffen habe; was ich gefühlt, gesehen, gehört, gerochen habe, das sind die kleinen und großen Schätze fürs Leben."

Und mit dem Begreifen fängt das *Lernen* an!

Was ich begriffen, mit den Händen begriffen habe; was ich gefühlt, gesehen, gehört, gerochen habe, das sind die kleinen und großen Schätze fürs Leben. Schätze, die ich behalten darf und behalten kann wie ein Lied, ein Gedicht, ein Märchen oder das Wurzelziehen, wenn ich es einmal begriffen habe.

Diese Schätze liegen am Rande eines Pfades, der den Zufällen und den Einfällen folgt und bei den Kindern immer wieder neu im *Spiel* beginnt.

Und da, im kindlichen Spiel, habe ich den Schlüssel gefunden!

Im Spiel mit Stöcken und Steinen und Modderhänden, zwischen Huckeln und Kuhlen und Butzen im Gebüsch erschließt sich den Kindern das uralte Zauberreich, wo die Welt sie einfach in die Arme nimmt - so, wie sie sind von den Zehen bis zur Nasenspitze, mit all ihren Träumen, Wünschen, Fragen, mit all ihrem Witz und ihrer Trotteligkeit - sie einfach in die Arme nimmt!

Und ich brauche diese Welt nur aufzuschließen!

Wo ich sie aufgeschlossen habe, bewegen sich frische Pfade in munterem Schwung von den kleinen Leuten im Kindergarten bis hin - so will es mir scheinen - bis hin zu den Großen, die auch mal Modder an den Händen hatten.

Das Schlüsselwort? Ein bißchen Lebensfreude ...!

Heinrich Benjes: „Hein Botterblooms heilsames Durcheinander für Lehrer, Libellen und Kinder". Selbstverlag. Auf dem Brande 13, 27367 Hellwege

Heinrich Benjes

1936 in Hameln/Weser geboren, erst Träumer, dann Gärtner gewesen; später Lehrer und Märchenerzähler geworden. Leiter des Arbeitskreises „Holunderschule", der Kindergarten-, Schul- und Spielgelände lebensfroh und kinderfreundlich gestaltet. 1996 ausgezeichnet mit dem „Niedersächsischen Umweltpreis".

Willst du dich am Ganzen erquicken, so mußt du das Ganze im Kleinen erblicken.

(Johann Wolfgang von Goethe)

Marcel Braumann

Genug ist nie genug?

Ein Plädoyer für das Recht, nicht alles wissen zu wollen

Weltweite Vernetzung

Wer das Internet mit der angemessenen Mischung von Rationalität und Pathos auf einen plakativen Begriff zu bringen trachtet, spricht gern vom „Netz der Netze". Vernetzung in möglichst vollkommener Form ist die Vision der postmodernen Gesellschaft, die sich dem Ziel des unbeschränkten Informationsaustausches verschrieben hat. Rein theoretisch könnten im Internet alle sechs Milliarden Menschen miteinander kommunizieren, wenn man unterstellt, es gelänge mit einer globalen Aktion der Verteilung technischer Zugänge und einer ausgeklügelten Übersetzungsmaschinerie, zumindest innerhalb dieses Systems alle Wohlstands- und Sprachbarrieren zu durchbrechen. Das mag derzeit unrealistisch erscheinen, aber es ist denkbar und prinzipiell machbar.

Ob im fernöstlichen Singapur oder im sächsischen Meißen - regionale Pilotprojekte hundertprozentiger Internet-Anbindung sprießen überall auf der Welt wie Pilze aus dem Boden. Wenn also jeder Mensch seine Homepage und seine E-Mail-Adresse hätte, existierten in jeder Sekunde 36 Trillionen Begegnungsmöglichkeiten, das ist eine Zahl mit 18 Nullen. Diese astronomische, für den menschlichen Verstand schlechthin unvorstellbare Größe von potentieller Nachbarschaftlichkeit verbirgt sich hinter der harmlos klingenden Formel vom „globalen Dorf". Die virtuelle Realität eröffnet perspektivisch eine praktisch raum- und zeitlose Dimension des potentiellen Austausches von jedem mit jedem.

Die Gene des virtuellen Organismus' beinhalten dies bereits. Schon heute nehmen die Daten auf dem Weg vom Ausgangs- zum Zielrechner einen von Milliarden Wegen, der bei jeder Durchführung anders ausfällt und nicht rekonstruierbar oder wiederholbar ist. Trotz der rasant steigenden Zahl von Internet-Nutzern wird die Datenübertragung allmählich schneller, die sogenannten Browser, die Programme, mit deren Hilfe die einzelnen Netzteilnehmer durch die Tiefen des Internet stöbern, immer besser. Die vielen Kinderkrankheiten des Internet, seine zahllosen Pannen befördern letztlich die Entwicklung, sie sind die Impulsgeber für eine dem Laien kaum entwirrbare Spirale technischer Innovation.

Dank der Kommerzialisierung des Internet wird sich der Zugang für den Laien stetig vereinfachen - bis hin zum Web-TV, der Nutzung des WorldWide Web am Fernseher per Fernbedienung von der Wohnzimmercouch aus. Das Internet ist gewissermaßen das Herz der Informationsgesellschaft, ohne eine Philosophie des Netzes der Netze läßt sich nicht begreifen, was in der schönen neuen Welt mit Hunderten Fernsehprogrammen und all den digitalen, interaktiven elektronischen Medien auf uns zukommt.

Nein, es geht nicht um den drohenden Abgesang des gedruckten Wortes, der alle paar Jahrzehnte angestimmt wird. Zeitungen aus Papier wird es bis ans Ende der Zeiten menschlicher Zivilisation geben, weil sie übersichtlich, praktisch und handlich sind. Eine Zeitung läßt sich in der Badewanne wie im Flugzeug, im Bett wie am Frühstückstisch lesen, zwischendurch in die Jakkentasche stecken und hinterher zum Einpacken der Küchenabfälle für die Biomülltonne nutzen - das schaffen Sie mit einem Internet-Fernseher nie.

Außerdem ist es bequemer und zeitsparender, eine vorsortierte Informationsfülle nach Interessantem durchzublättern, als zwischen zig Milliarden Informationsbrocken herumzusurfen. Im übrigen haben neue Medien die alten noch nie ersetzt, sondern stets ergänzt. Statt über die Informationsflut zu klagen, ist gelassene Selbstbeschränkung beim Medienkonsum angesagt - man muß ja nicht alles wissen, weil nicht jede Information für jeden gleich wichtig ist; selbst der aufmerksamste Zeitungsleser wirft einen Großteil seiner Lieblingslektüre praktisch ungelesen ins Altpapier.

Informationen aus dem Internet?

Bei einer „Information" handelt es sich laut Duden um eine Auskunft, Nachricht oder Belehrung. Bisweilen wird Informationsgesellschaft daher mit Wissensgesellschaft übersetzt; auf jeden Fall ist scheinbar zu erwarten, daß die Menschen dieses Gesellschaftstypus' im Durchschnitt klüger sein werden als in früheren Zeiten. Worüber informiert man sich jedoch bevorzugt im Internet? Ganz klar: über Sex. Das ist mit riesigem Abstand der absolute Stichwort-Hit jeder Suchmaschine. Es scheint, die gesamte Menschheit solle sich via Internet in einer gigantischen virtuellen Kopulation vereinigen.

Symbolisch und gegen Bezahlung wird diese Aufgabe bereits durch Stellvertreter erfüllt, die Livesex-Angebote. Dabei handelt es sich um Etablissements, in denen jeweils eine Reihe von Paaren rund um die Uhr nacheinander vor einer Kamera den Geschlechtsverkehr vollstrecken. Jeder Internet-Nutzer, der per Kreditkarte bezahlt, darf sich überall auf der Welt als Auge hinter der Kamera einschalten und der aktuellen Beischlafhandlung beiwohnen. Zu welcher Tages- und Nachtzeit auch immer er die einschlägigen Internet-Adressen ansteuert, er kann sicher sein, daß gerade eine Penetration vorgeführt oder vorbereitet wird.

Es soll dem Internet gar kein Schmuddelimage angehängt, sondern einfach sachlich festgestellt werden: Die pornographische Information ist zweifellos eine maßgebliche Triebfeder für den massenhaften Reiz, den das „Netz der Netze" ausübt. Sex ist das Thema Nummer eins, und wer sich etwa in den vielfältigen Rubriken des unterhaltsam-familienfreundlichen Anbieters America Online (AOL) umtut, merkt, daß dieses Thema die überwiegend jüngeren AOL-Mitglieder ins Netz zieht.

Man kann zur Selbstdarstellung ein abrufbares Mitglieder-Profil, eine Art Visitenkarte, von sich erstellen, und per Telegramm anderen Mitgliedern, die gerade online sind, Botschaften übermitteln. Auf diesem Wege nahm ein 31jähriger Leipziger mit mir kurz vor Mitternacht Kontakt auf, während ich gerade die im Verlaufe des Tages eingegangenen E-Mails, also elektronischen Briefe, durchschaute. Um zu wissen. wer sich hinter dem Mitgliedsnamen verbirgt, der ja nur ein selbstgewähltes Kürzel ist, warf ich also einen Blick auf die virtuelle Visitenkarte des Herrn und fand unter „Hobbys" und „persönliches Motto" die Informationen „ficken und ficken lassen" und „mit allen und an allen Orten".

Es entspann sich ein längerer Dialog, den ich unter anderem zu der Frage nutzte, was er sich bei diesem „geistreichen Profil" gedacht habe. Antwort: „Unsere Erfahrung (er nutzt den Internet-Anschluß zusammen mit seinem Freund, Anm. d. V.) hat gezeigt, daß wir Freunde über AOL nicht kennenlernen, aber für den Spaß ist das so genau richtig ... und wenn sich darüber hinaus noch auf einer anderen Ebene was entwickelt - um so schöner." Es hat sich im beschriebenen Fall auf keiner Ebene irgendwas entwickelt, aber die Begegnung am Bildschirm bescherte immerhin einen Einblick in einen boomenden Sektor moderner Kommunikation.

Natürlich weiß nicht nur ein Journalist das Internet auf vielfätige Weise für seinen Beruf nutzbar zu machen: Datenbanken und Nachrichtenagenturen können abgefragt, Recherchen in Zeitungsarchiven und den Angeboten von Parteien, Verbänden und Unternehmen durchgeführt werden. Bis hin zum Medienservice der Europäischen Kommission, der auf Wunsch per E-Mail über das Treiben im administrativen Herzen der Europäischen Union auf dem laufenden hält. Auch lassen sich bei der Pflege des privaten Hobbys interessante Kontakte herstellen, außerdem mit fremden Menschen Tips zur Lebensführung austauschen - warum nicht?

Das ändert aber nichts daran, daß mit dem Internet die Unübersichtlichkeit der Welt ihr Medium gefunden hat. Es ist schlechterdings unmöglich, im Netz der Netze das Wichtige herauszufiltern. Es ist lediglich möglich, sich ein paar brauchbare Fragmente zu erschließen. Insofern macht das Internet die Klugen klüger und die Dummen dümmer, denn es gilt der biblische Satz: Wer hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, dem wird auch das wenige noch genommen. Anders gesagt: Wer auf Wissen aufbauen kann, wird zusätzliches Wissen finden; wer unwissend ist, wird dagegen vollends verwirrt.

Politikwissenschaftler beklagen seit langem, daß die Bevölkerung in Deutschland mehrheitlich keine Ahnung von den Strukturen und den Funktionsmechanismen des politischen Geschäfts hat. Derartige Kritik mündet regelmäßig in die Aufforderung, die Medien müßten den Leuten mal das Wechselverhältnis von Bundestag und Bundesrat, die Gremien des

Bundestages, das verfassungsmäßige Verhältnis von Regierung und Parlament undsoweiter erklären. Statt dessen erführen wir ständig neue Skandale sowie boulevardmäßig aufbereitete Einzelheiten aus dem Privatleben verantwortlicher Persönlichkeiten.

Das mag sein, aber auch hier steht eine Variante der Henne-Ei-Frage schwer beantwortbar im Raum - wer war eher da? Der Boulevardjournalismus, der längst sogenannte seriöse, ja selbst die öffentlich-rechtlichen Medien durchzieht, oder das Bedürfnis danach? Claus Jacobi zitierte in seiner „Bild"-Kolumne den Physiker Pascual Jordan. der gesagt habe, das menschliche Wissen breite sich aus wie ein Fettfleck auf Löschpapier. Je größer der werde, desto größer werde seine Grenze an das Unbekannte. Jacobi schlußfolgert aus unzähligen praktischen Erfahrungen (komplizierte Stromrechnungen, uferlose Gebrauchsanleitung für Heimcomputer, verwirrende Tarife der Bundesbahn, undurchschaubare Versicherungspolicen etc.): „Unübersehbarkeit wurde zum Kainsmal unserer Gesellschaft" („Bild" vom 10.1.1998).

Einfache Gefühle statt unüberschaubarer Inhalte

Wenn aber die Zeit der Universalgelehrten vorbei ist, wenn selbst der Alltag die Auffassungsgabe des Normalmenschen überfordert, gleichwohl aber das Verlangen der Leute fortbesteht, eine Totalität von Welt und eigener Identität wahrzunehmen, dann stößt die Vernunft zwangsläufig an ihre Grenzen. Dann wird nicht mehr das Denken, sondern das Fühlen zum „Maß der Wahrheit", wie es Richard Sennett mit Blick auf die Verbindung von Selbstbewußtsein und Sexualität beschrieben hat.

Wir können das aufs öffentliche Leben übertragen: Wenn schon diese ganze Gesetzgebungsmaschinerie mit ihren Tausenden Gesetzen, zigtausend Verordnungen, unzähligen tagtäglichen Rangeleien und Kungeleien auch gutwillige Interessierte zu irritierter Distanz treibt, möchte man doch wenigstens wissen, wie sich die wichtigsten Akteure bei der Sache fühlen.

Machen sie einen freundlichen, ehrlichen und offenherzigen Eindruck, darf man sich auch unter der Obhut einer Politik geborgen fühlen, die man nicht versteht. In den USA ist dieses Prinzip zur Blüte gereift: Eine taktlose politische Rede, ein falsches Gesetz, ein mißratener Militäreinsatz können einen Politiker zwar in Schwierigkeiten bringen, mit Sicherheit tödlich aber ist nur ein außerehelicher Seitensprung. Mangels fundamentalistischer Christen-Sekten wird sich dieses Kriterium in Deutschland wohl nicht durchsetzen, aber telegene Nettigkeit, gesendet aus einem heimeligen Politiker-Wohnzimmer, ist allemal bedeutsamer für den Erfolg als fleißiggeschicktes Herumbasteln an irgendeinem Gesetzeswerk.

Da ist dann dem „stern" die Frage, ob Doris Schröder-Köpf mit ihren nur 1,60 Meter Höhe und 40 Kilo Schwere wohl zur Kanzlergattin taugt, eine fünfseitige Titel-Reportage wert („stern" vom 8.1.1998). Gerade weil man über das Sein, die Strukturen der Welt, nichts mehr weiß und daher radikal verunsichert ist, hat das Bei-sich-Sein, das Empfinden von Heimat im eigenen Selbst, Hochkonjunktur. Gerade weil das Alles-wissen-Wollen beim Umgang mit der großen weiten Welt gescheitert ist, wird es in der kleinen Welt des eigenen Lebens um so exzessiver getrieben. Und die „große Politik" wird nur noch insofern anerkannt, als sie sich auf eine Verknüpfung von privaten Ambitionen reduzieren läßt.

Folglich ist der wohlfeile Ruf nach mehr Inhalten und weniger persönlichen Rangeleien nicht nur deswegen kaum ernstzunehmen, weil fast niemand Parteiprogramme liest. Es ist der fehlende Glaube daran, daß solche Inhalte am Gang der Welt irgendwas ändern, der die erfolgreichsten Medienmacher vor allem auf „Persönliches" setzen läßt. Ulrich Becks „biographieorientierte Gesellschaftsanalyse", wie sie der Soziologe mal gefordert hat, ist in den Medien längst Realität. Das beweist die Flut von TV-Boulevardjournalen und „bunten Geschichten" in den Printmedien. Das Verständnis der Gesellschaft erschließt sich über das Begreifen individueller Schicksale.

Voyeurismus und Exhibitionismus sind zu verschämten Leittugenden der medialen Wahrnehmungsmaschinerie geworden, die immer mehr Obszönes produziert. Dort, wo die stärksten Gefühle und damit scheinbar die größte Nähe zur Wahrheit zu finden sind, wird die Aufmerksamkeit konzentriert, das totale Wissen angestrebt. So läßt sich mit „sex and crime" nicht nur viel Geld verdienen, sondern dem Publikum die gewünschte Befriedigung zuteil werden. Denn laut Michel Foucault findet man durch den Sex Zugang zu seinem Selbstverständnis. Wir können ergänzen: und durch das stellvertretende Ausleben von Gewalt ein Gefühl für die innere Dynamik, die für Gut und Böse offen ist, ein Gefühl für die dunklen Seiten der Leidenschaft, deren helle Seiten die vielen erotischen Szenen festzuhalten suchen.

Die Wahrheit des Fühlens muß selbstverständlich einfach sein, ihre Einfachheit wird als Kontrast zur Kompliziertheit einer Welt verstanden, die ja gerade nicht mehr verstehbar ist. So erklärt sich auch die Schlichtheit und Gleichförmigkeit des Angebots der vielen privaten Fernsehstationen. Nachrichtenfülle und Verblödung gehen Hand in Hand - wer dabei die Oberhand gewinnt, zeigt der Rückzug der Dokumentations- und Informationssendungen gegenüber der Unterhaltung in Gestalt von filmischer Dutzendware.

Den höchsten Informations- und Akzeptanzgrad trotz eines geradezu hinterwäldlerischen Mangels an „moderner" Unterhaltung haben die Lokalteile vieler regionaler Tageszeitungen. Grund: Der Lokalredakteur gerade auf dem flachen Land hat mit

überschaubaren Zusammenhängen und Verantwortlichkeiten zu tun, er kann noch wirklich vermitteln, „was los ist". Wo aber die Globalisierung alle Zäune der Überschaubarkeit niederreißt, ist die Verblödung auf dem Vormarsch. Dem kann man sich allerdings entziehen - durch eine Kultur des bewußten Nichtwissens.

Die Frage nach dem Wesentlichen

Auswahl und Selbstbeschränkung beim Medienkonsum sind nicht gleichbedeutend mit Ignoranz. Aber wer sich viele Stunden und Tage mit den Einzelheiten des Ablebens und der Bestattung von Lady Di befaßt, darf sich schon mal die Frage stellen, wie diese merkwürdigen Sehnsüchte entstehen, denen er sich hingibt. Und wieso der Tod einer Mutter Teresa beinahe an den Rand der öffentlichen Wahrnehmung gerät, obwohl in diesem Leben eine menschenfreundliche Einfachheit verwirklicht worden ist, die nun wirklich Orientierung enthält.

Natürlich ist das Blablabla im „Bonner Raumschiff" unwichtig, das tausendste Interview zur Steuerreform vermutlich belanglos. Das Gleiche gilt jedoch für den Hund von Westerwelle. Was uns doch viel mehr interessiert, ist die Frage nach dem Menschenbild der Politiker - was denken die eigentlich, wer wir sind? Wissen sie, wie sich ihre Vorhaben auf das Alltagsleben der Menschen auswirken, die nicht das Vermögen haben, sich weitgehend in einer eigenen Welt abschotten zu können? Welche Ideen für eine Änderung der politischen Struktur haben sie, falls deren zunehmende Wirkungslosigkeit offenbar wird?

Mut zum Nicht-Wissen

Die Kultur des bewußten Nichtwissens ist verbunden mit der Achtung vor dem Geheimnis, das der Mensch, sein Bewußtsein und seine Freiheit letztlich darstellen. Die Humanwissenschaften bieten unzählige Erklärungen menschlichen Verhaltens, doch jede Antwort gebiert neue Fragen. Vertrautheit zwischen Menschen entsteht entgegen einem landläufigen Mißverständnis nicht dadurch, daß man alles voneinander weiß. Nein, die wahre Intimität ist dort zu Hause, wo man darauf verzichten kann, alles voneinander zu wissen, gerade weil man sich gegenseitig bis in jene Tiefe der Persönlichkeit annimmt, die sich niemals vollständig offenbart. Das Zueinanderstehen in guten wie in bösen Zeiten ist ja auch eine Gemeinschaft in dem Guten und Bösen, das in den Beteiligten steckt.

Die Suche nach Wahrheit ist eine gewagte Lebensform, weil sie mit dem Risiko umgehen muß, das sich aus der Unvollständigkeit von Wissen ergibt. Doch aus der Erkenntnis, kein Gott sein zu können/müssen, kann sich auch eine neue Leichtigkeit des Seins ergeben. Es besteht kein Zwang, ins globale Dorf umzuziehen, ständig vernetzt und erreichbar zu sein. Es gibt ein Recht auf Anerkennung der eigenen Grenzen, ja der Begrenztheit - es gibt keine Pflicht zum Streß. Es ist erlaubt, auf Zeitsouveränität zu bestehen, das Bewußtsein nicht von jeder scheinbar aktuellen Information in Beschlag nehmen zu lassen.

Es gibt ein Recht, mit Reizen zu geizen. Natürlich führt ein Höchstmaß an körperlichem Erkennen, anders als Foucault glaubt, nicht unbedingt zum Selbstverständnis, Sex kann auch Entfremdung bescheren. Wer das Geheimnis des anderen auf diesem Wege lüften will, wird nicht die Besonderheit des Gegenüber, sondern die Banalität eines Allgemeinplatzes erleben. Hinter dem Höhepunkt folgt der Absturz ins Nichts. Die Lust des unbeschwerten Zusammenseins wird gerade dort gewährt, wo die Grenzen der freiwilligen Selbstoffenbarung des anderen nicht durch den Zwang der Konvention verletzt werden, sich entblößen zu müssen.

So wird auch der Enthüllungsjournalismus fade, der Intrigen als scheinbar besondere Skandale aufdeckt, die als allgemeinmenschliche Unzulänglichkeiten einzuschätzen sind. Wenig aufregend ist es auch, immer wieder mitgeteilt zu bekommen, daß sich trotz wechselnder Regierungen in den westlichen Demokratien oft nur wenig ändert. Es fehlt die Aufklärung über bürokratische und sonstige Strukturen, die den Wählerwillen an den Rand der Bedeutungslosigkeit führen. Unter diesem Blickwinkel gibt also durchaus Bedürfnisse nach mehr Wissen, aber nicht nach mehr Fakten. Von denen haben wir zahlenmäßig mehr als genug.

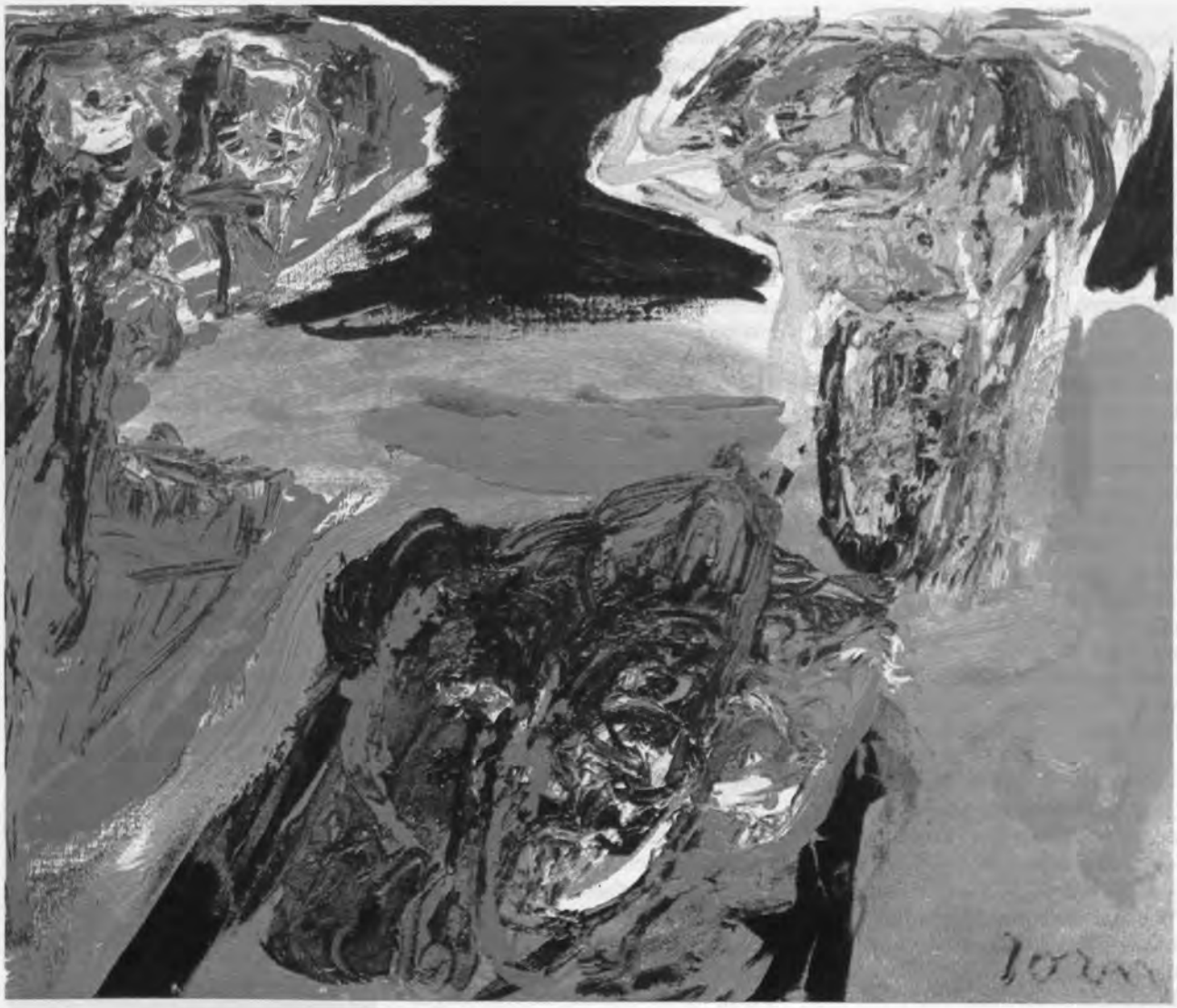
Die Botschaft der Informationsgesellschaft könnte sein: Der Austausch zwischen Menschen, das Pflegen von Beziehungen ist so wichtig wie noch nie. Gerade weil der Mangel an Wissen die größte Not der Gegenwart ist - als Kehrseite des Überflusses an dem, was man sich theoretisch als Wissen aneignen könnte -, braucht es netzwerkartige Zusammenhänge von Kommunikation, deren Motor die Medien sein können.

Dieser Bestimmung kommen die Medien aber nur nach, wenn sie unsere Bedürfnisse nach Bedeutung mehr als bisher erfüllen. Nicht alles, was passiert, ist wissenswert. Ob das Bedeutungsvolle immer unterhaltsam, also gut vermarktbar sein kann, scheint zudem zweifelhaft. Das Diktat der Unterhaltungskultur gebiert jene Flut von Belanglosigkeiten, die für einen Großteil des Privatfernsehens typisch sind.

Da hilft oft nur noch Abschalten als Ausdruck wahrer Weltzugewandtheit. Denn ein richtiges Leben in falschen Scheinwelten gibt es nicht. So ist die oberste Maxime im Informationszeitalter: Wir wollen vieles nicht wissen.

Marcel Braumann

ist Redakteur der sozialistischen Tageszeitung „Neues Deutschland" und arbeitet derzeit als Korrespondent in Magdeburg. In seiner Jugendzeit bei der Jungen Union aktiv, trat der gebürtige Hamburger nach dem Abitur in eine katholische Missionskongregation ein. 1985 verließ er den Orden und wandte sich politisch den Grünen, beruflich nach zwei Studienjahren dem Journalismus zu. Seit 1992 ist der heute 35jährige beim „Neuen Deutschland" beschäftigt. Braumann lebt mit seinem langjährigen Freund zusammen.



***Asger Jorn**: Ohne Grenzen, um 1959/60*

Henning Eichberg

Volk, folk und Feind

Grenzüberschreitungen - und eine umstrittene politische Biographie

Erster Einstieg: Die Identitätsfrage

„Immerzu nach der eigenen Identität zu fragen, das ist doch typisch deutsch", ist eine Äußerung, die man in Deutschland häufig hört. Die Bemerkung ist in der Regel nicht als positiver Anspruch gemeint, sondern als Einwand: Hört bloß auf mit der Marotte! Diese Ablehnung kann jedoch aus ganz unterschiedlichen Sinnrichtungen kommen.

Der eine wird damit die Identitätsfrage überhaupt als ein entweder lächerliches oder gefährliches Konstrukt abtun. Denn - und so heißt es meist von der „linken" Seite her - das deutsche Volk gebe es im Grunde gar nicht. Allerdings enthält eine solche Behauptung die problematische Implikation, daß es auch die anderen Völker eigentlich gar nicht gebe.

Der andere wird - umgekehrt - das Ende der ganzen Fragerei im Interesse einer „Normalisierung" der deutschen Verhältnisse einklagen. Irgendwann müsse endlich einmal Schluß sein mit der ewigen Selbstquälerei. Denn - und das versteht sich dann meist als eine „rechte" Sicht - alle anderen hätten doch auch eine natürliche nationale Identität.

Doch die eingangs zitierte Äußerung ist empirisch falsch. Die Identitätsfrage ist keineswegs ein deutsches Monopol - und im übrigen weder ein Phantasma noch „natürlich". In Dänemark z.B. ist die Frage „Was ist (heute noch) dänisch?" in den neunziger Jahren ein Dauerbrenner der intellektuellen Debatte. Drei Buchtitel aus nur einem Jahr - und deren breite öffentliche Diskussion - zeugen dafür:

- *„Dansk identitetshistorie"* (Dänische Identitätsgeschichte), ein Sammelwerk dänischer Historiker in vier Bänden, 1991-92, gefolgt von der Textsammlung *Danskernes identitetshistorie* 1993,
- *„Hvor danske er danskerne?"* (Wie dänisch sind die Dänen?), geschrieben von zwölf Einwanderern, 1991,
- *„Sådan er danskerne!"* (So sind die Dänen!), verfaßt von einem indischen Anthropologen, 1991.

Es besteht also kein Grund zur Selbstüberschätzung auf deutscher Seite. Sondern das Verhältnis zwischen den Identitäten ist zu einem umfassenden - und im übrigen neuen - Problem geworden. Daß dies gerade im Zeichen der „Europäisierung" geschieht, mag paradox anmuten, hat aber seine Logik. Welche?

Die Identitätsfrage ist keineswegs ein deutsches Monopol - und im übrigen weder ein Phantasma noch „natürlich".

Zweiter Einstieg: Alltagspraxis, Revolution und nationale Frage

Im Jahr 1989 vollzog sich in Deutschland eine Revolution. Verbunden mit Volksaufständen in Osteuropa und Mittelasien, berührte die grundlegende Umwälzung weite - oder alle? - Bereiche des menschlichen Alltags.

In diesem Zusammenhang äußerte sich der Rektor der Ostberliner Humboldt-Universität im Dezember 1989 über die ersten Schritte, die an seiner Hochschule unter dem revolutionären Druck von unten geschehen seien. Drei, wie er es nannte, *„heilige Kühe"* wurden auf der Stelle *„beseitigt, deren Tod schon seit Jahren gefordert wurde"*. Erstens: Die russische Sprache wurde als Pflichtfach abgeschafft. Zweitens: Die marxistisch-leninistischen Kurse, ebenfalls ein Pflichtpensum, erhielten einen anderen philosophischen Inhalt, und ihre Benotung entfiel. Und drittens: *„Der Sport, für unsere Studenten bislang Pflicht, ist jetzt freiwillig."*

Damit wurden im Zusammenbruch eines Systems drei Problembereiche bezeichnet: die erzwungene Fremdsprache, die staatstragende Ideologie und der erzwungene Sport. Nationale Repression, ideologischer Staatsmonopolismus und sportliche Körperdisziplinierung hatten als Säulen das System (mit-)getragen, das jetzt zusammenbrach. War das ein Zufall oder hingen sie auch strukturell zusammen? Gab es vielleicht ein mehr als zufälliges Zusammenwirken zwischen der nationalen Revolution, dem Streben nach demokratischer Selbstbestimmung und der Zurückweisung des Sports in seiner etablierten, leistungsbezogenen und staatsdisziplinären Form?

Sport, Diktatur, nationale Repression - wie auch immer die drei „heiligen Kühe" im einzelnen bezeichnet werden mögen, für den Sport war und ist dieses Nebeneinander recht unangenehm. Ist Sport nicht ein „natürlicher" Teil jenes positiven, demokratischen Lebensstils, der nun ab 1989 Hand in Hand mit dem westlichen Markt über die östliche Repression triumphierte? - Bei genauerer Betrachtung war hingegen der gesamte osteuropäische Bereich in den 1980er Jahren durch eine massive Sportverweigerung gekennzeichnet, insbesondere in der jungen Generation. Die Organisationen des westlichen Sports haben alles dazu getan, diese Zusammenhänge zu verwischen und statt dessen im Lauf der 90er Jahre mit ihrer „Sporthilfe" das verlorene Terrain neu zu besetzen. Aus der Sicht des organisierten Leistungssports westlicher Prägung wurde die Frage nach dem strukturellen Zusammenhang nicht gestellt - und sie durfte nicht gestellt werden. Sie schien etwas Obszönes an sich zu haben.

Nationale Repression, ideologischer Staatsmonopolismus und sportliche Körperdisziplinierung hatten als Säulen das System (mit-)getragen, das 1989 zusammenbrach.
War das ein Zufall oder hingen sie auch strukturell zusammen?

Sporthochschule in Leipzig

Gerlev Idrætshøjskole auf Seeland: Momix-Rad vor dem „Bewegungshaus"

Aufführung im Schulhof

Dritter Einstieg: Leben und Denken im Zwischenraum

Eine Forschung, die sich im Feld von Körperkultur, Revolution und nationaler Frage bewegt, erscheint aufgrund der angeführten Erfahrungen also als gleichermaßen notwendig - und anstößig. Meine eigenen Forschungen haben seit den frühen siebziger Jahren dieses Feld umkreist. Was entspricht der revolutionären Behauptung („Wir sind das Volk!") und der nationalen Frage („Sind wir ein Volk?") im Bereich von Sport und Körperkultur? Inwiefern sind die Widersprüche im Feld des Sports Ausdruck - oder gar Vorläufer - von gesellschaftlicher Veränderung einerseits und von nationaler Identität bzw. Entfremdung andererseits?

1991 erschien an der Universität Hamburg eine Dissertation, die sich entlang meiner Forschungen des Zusammenhangs zwischen Nation, Revolution und Sport anzunehmen versprach (Frank Teichmann: *Henning Eichberg - nationalrevolutionäre Perspektiven in der Sportwissenschaft?* Frankfurt/Main, Peter Lang). Allein, bei näherer Betrachtung ging es darin um keine der angedeuteten Fragen. Weder wurde der Versuch unternommen, den Begriff der Nation von der theoretischen oder von der empirischen Seite her anzugehen. Noch findet man darin Aufschlüsse über die Genese von Revolutionen. Noch wurde der Sport in diesem gesellschaftlichen Spannungsfeld verortet. Statt dessen handelte das Buch von einer Verschwörung, die unter meinem Namen mit „gefährlichen" Stichworten die Sportwissenschaft unterwandere und die deutsche Linke verwirre. Statt von strukturellen Fragen - Nation, Revolution, Sport - handelte es vom falschen Denken, vom Feind.

Das war kein vereinzelter Ausrutscher in der westdeutschen Landschaft. Wegen meiner Beobachtungen zur Bedeutung der kollektiven - nationalen, ethnischen, kulturellen - Identität („*Nationale Identität*" 1978, „*Minderheit und Mehrheit*" 1979, „*Abkoppelung*" 1987) hatte ich in Westdeutschland Berufsverbot erhalten. Später wurde ich auch in der DDR vom Staatssicherheitsdienst erfaßt. Ich wurde zu einem politischen „Fall".

Die Exilierung hat mich zu Grenzüberschreitungen und in einen Zwischenraum zwischen den Staatsnationen gedrängt. Das ist - trotz aller Unkosten und Belastungen - nicht die schlechteste Position für eine kritische Betrachtung. Ich versuche darum im folgenden, einige dänische, deutsche und französische Erfahrungen miteinander in Beziehung zu bringen. Das Verhältnis ist - so wird sich zeigen - zutiefst widersprüchlich.

1. In Dänemark

1982 wurde ich vom - damals sozialdemokratischen - Kulturministerium in Kopenhagen als Gastprofessor ins Land gerufen. Neben der Universitätstätigkeit erhielt ich eine Forschungsstelle an einem freien Forschungsinstitut, das vom Kulturministerium finanziert und mit einer *folkehøjskole*, einer Heimvolkshochschule, verbunden war. Auf deren Schulgelände stellte man mir auch eine Wohnung zur Verfügung, und seitdem lebe ich dort in einer Art von Arbeits- und Wohngemeinschaft.

Der freundliche Empfang in Dänemark war - nach den westdeutschen Erfahrungen von Feinderklärung - eine Überraschung für mich. Aber offenbar hatte ich mit meinem westdeutschen Berufsverbot einen Bonus. Man erinnerte sich und mich daran, daß in den siebziger Jahren auch Rudi Dutschke und Peter Brückner in Århus Zuflucht gefunden hatten.

Folk-Sport, *Folk*-Hochschulen, *Folk*-Sozialismus

Außerdem hatte ich bei meiner Einwanderung eine neue kritische Kultursoziologie der Körperlichkeit im Gepäck, sozusagen einen neuen historischen Materialismus. Dessen Fragestellungen fanden im Umfeld derjenigen dänische Bewegungskultur Anklang, die sich

folkelig idræt - volklicher Sport - nennt. Es ist dies eine zum bürgerlichen Leistungssport alternative Sportpraxis, die auf der „volklichen Gymnastik" des 19. Jahrhunderts, auf kulturradikalen Strömungen der Zwischenkriegszeit und auf den neueren „Graswurzelbewegungen" des Sports aufbaut. *Folkelig idræt* - das ist insbesondere der Sport in den *folkehøjskoler*, den volklichen Hochschulen, und in den Vereinen eines der beiden großen Sportverbände, der *„Dänischen Gymnastik- und Sportvereine"*, DGI. Der volkliche Sport hebt sich dabei weniger durch eigene Sportarten ab - Gymnastik, Frauenhandball und Fußball sind hier dominierend - als durch die Integration des Sports in den Zusammenhang von sozialer Begegnung, Kulturarbeit und Fest. Sowohl die Volkshochschulen als auch die DGI bestellten historisch-soziologische Studien und theoretische Texte bei mir bzw. bei unserem Forschungsinstitut.

Darüber hinaus bot sich mir als politisches Umfeld die dänische demokratische Linke an, insbesondere die *folkesocialister*, die Volkssozialisten. Schon bald nach meiner Übersiedlung und obwohl ich eigentlich vorhatte, mich aus parteipolitischer Arbeit herauszuhalten, wurde ich von der *Socialistisk Folkeparti* (Sozialistische Volkspartei, SF) zu Seminaren über kulturelle Fragen herangezogen. Ich schrieb Theorieartikel für ihre Zeitschriften *„Praksis"* und *„Folkesocialisten"* und hielt in ihrer Sommerschule auf der Insel Livø regelmäßig theoretische Studienkreise. Dabei ging es unter anderem um „Volkliche Identität: Wer sind wir eigentlich?" (1989), „Volklichen Materialismus" (1990), „Öffnung zum Osten" (1991), „Nord und Süd - Entkolonisierung nach außen und nach innen" (1992) und „Psychologie und Sozialismus" (1997). 1993 trat ich selbst der Partei bei und wurde Mitglied ihres Kulturausschusses. Dabei kam u.a. das Buch *„På kryds og tværs i kulturpolitikken"* (Kreuz und quer in der Kulturpolitik. 1997) heraus.

SF-Insellager auf Livø

„Århus gegen das EG-Paket"
SF-nahes Plakat aus dem Jahr 1992

„Volklichkeit" verband den Klassenkampf - der bäuerlichen Mehrheit gegen den Adel und die städtische Bourgeoisie - mit der nationalen Frage: Wer sind wir als Dänen, und wie werden wir Herr im eigenen Haus?

Die „volkliche" dänische Antwort auf die Niederlage im Krieg von 1864: „Was nach außen verloren ging, soll im Inneren wiedergewonnen werden."

Aufgrund meiner deutschen Herkunft fielen mir gewisse Eigentümlichkeiten des dänischen Volkssozialismus besonders ins Auge. Auf der einen Seite nimmt sich diese Strömung - wie auch andere Teile der nordeuropäischen Linken - der nationalen Frage an. Nicht zufällig tragen die Volkssozialisten das Wort *folk* in ihrem Namen. In der Europadiskussion galten sie von den frühen siebziger Jahren an als diejenige politische Kraft, die am entschiedensten - wenngleich nicht ohne innere Widersprüche - dem zentralgesteuerten kapitalistischen Europa von Brüssel entgegentrat. Die Volkssozialisten wurden darum als *die* Repräsentanten des dänischen „Nein" bei der Volksabstimmung vom 2.Juni 1992 behandelt. Sie sind insofern die eigentlich „nationale" Partei in Dänemark.

Auf der anderen Seite sind die *folkesocialister* eindeutig in ihrer international-solidarischen Haltung, insbesondere gegenüber den neueren fremdenfeindlichen Tendenzen. Auf den Listen der SF kandidieren Einwanderer, insbesondere Asiaten. Außerdem ist bei ihnen die Kritik an Krieg, Militär und Rüstung zuhause. Sie repräsentieren, zusammen mit der bürgerlichen „Radikalen Linken" (den Linksliberalen) und Teilen der Sozialdemokratie, das antimilitaristische Dänemark. Auf der internationalen Ebene sind die Volkssozialisten eine treibende Kraft bei der Sammlung der grünen Linken, des *New Left Forum*.

Die Kombination aus Volklichkeit und internationaler Solidarität ist in Dänemark keine Außenseiterposition. Mit ihren 8-12% Wähleranhang - und im übrigen auch intellektuell - sind die Volkssozialisten eine der bedeutendsten politischen Kräfte des Landes. Im internationalen Vergleich erscheinen sie als eine der stärksten unter den Grün-Linken. Will man ihre Sonderstellung verstehen, so muß man sich an die Ursprünge der dänischen Demokratie zurückbegeben.

Man gerät so an die historischen Voraussetzungen des Kernbegriffs *folkelighed* (Volklichkeit) vom Anfang der industriegesellschaftlichen Moderne. Er prägt den *folkelig idræt* ebenso wie die *folkehøjskoler* und den *folkesocialisme*.

Folkelighed im Kulturkampf

In den 1820er Jahren begann unter dänischen Bauern eine religiöse Erweckungsbewegung. Gegen alle Anordnungen von oben begannen die „einfachen Leute", sich ihren christlichen Glauben selbst auszulegen. Die „göttlichen Erweckungen" gelten als die erste volkliche Bewegung in der dänischen Geschichte. Sie waren insofern ein - spiritueller - Vorläufer der Revolution von 1848 und der bauerndemokratischen Bewegung, die letztlich - 1901 - die parlamentarische Demokratie in Dänemark durchsetzte.

„Volklichkeit" verband dabei den Klassenkampf - der bäuerlichen Mehrheit gegen den Adel und die städtische Bourgeoisie - mit der nationalen Frage: Wer sind wir als Dänen, und wie werden wir Herr im eigenen Haus? Denn Adel und hauptstädtisches Bürgertum waren vielfach deutscher Herkunft und deutschsprachig. Ein antideutscher „Rassismus" oder auch Militarismus erwuchs aus diesem „Dänemark den Dänen" jedoch nicht in nennenswertem Umfang. Warum eigentlich? Nicht zuletzt darum, weil sich gerade die (bäuerliche) Linke - *Venstre* - der nationalen Frage annahm, und bei dieser, in der Lebenswelt der Bauern, hatte ein aggressiver und militärisch akzentuierter Nationalismus wenig Platz; der Schwerpunkt lag hier eher auf Kultur und Sprache. Neben dem volklichem Nationalismus gab es in Dänemark wie in anderen Ländern durchaus auch einen bürgerlichen Nationalismus in unterschiedlichen Erscheinungsformen. Der Nationalliberalismus verband sich mit dem antideutschen Eiderdänentum, das durch eine Danisierung von oben her die deutsch-dänische Grenze bis zur Eider zurückrollen wollte. Der Militärpatriotismus setzte auf Rüstung und Festungsbau. Der Skandinavismus forderte die Vereinigung von ganz Skandinavien zu einer Union. Diese bürgerlich-nationalen Strömungen wurden aber in der Folgezeit marginalisiert oder verschwanden überhaupt - teils als Folge der von ihnen verantworteten militärischen Niederlage gegen Preußen-Deutschland 1864, wesentlich aber aufgrund der überzeugenderen Haltung der nationalen Linken im Kulturkampf.

Die Niederlage im Krieg von 1864 führte dazu, daß nicht nur die deutsch besiedelten Teile von Schleswig und Holstein, sondern auch weite Teile Dänemarks an Preußen-Deutschland abgetreten wurden. Die Antwort des dänischen linken Nationalismus war: *„Was nach außen verloren ging, soll im Inneren wiedergewonnen werden."* Statt auf Revanchismus setzte man auf den kulturellen, volk-lichen Aufbau.

Folk ohne Feind

Theoretischen, literarischen und kulturellen Ausdruck erfuhr die volkliche Bewegung durch den Dichter und Theologen N.F.S. Grundtvig. Dieser originelle Querkopf begründete - vom Herderschen Volksbegriff ausgehend - den Begriff der *folkelighed*:

Zum Volk gehören **alle, die sich selbst** dazu zählen. Volklichkeit kennt also keine Exklusivität, weder nach innen noch nach außen.

Das Volk muß von unten, von der **Gleichheit** aller her gedacht werden. *Folkelighed* ist *folke-lighed*, Volks-Gleichheit.

Volklichkeit basiert auf der **Freiheit** des Geistes und der Meinungsäußerung, auf dem *frisind* (Freisinn). *„Freiheit für Loki ebenso wie für Thor!"* ist eine der - bis heute meistzitierten - Wortprägungen Grundtvigs. Der des Bösen verdächtigte Unhold Loki soll ebenso zu Wort kommen wie der populärste aller Asengötter, Thor.

Mit Freiheit und Gleichheit, also mit letztlich politischen Werten allein ist es jedoch nicht getan. Sie werden nur dann ihre Kraft entfalten können, wenn sie eine Basis im Zusammenleben, im Alltagsleben der einzelnen konkreten Menschen haben. Also in dem, was die frühe demokratische Revolution als den dritten Wert der **Brüderlichkeit** hinzufügte - und dann so schnell vergaß. Volklichkeit ist daher im Leben und in der persönlichen und praktischen Erfahrung des einzelnen begründet. Wir sind nicht allein auf der Welt, sondern leben in Gemeinschaft(en).

Daher bedarf die Volklichkeit volklicher **Bildung**, also eines inneren Wachstums in Richtung auf ein soziales Zusammenwirken. Damit stieß Grundtvig die Gründung der *folkehøjskoler*, der volklichen Hochschulen an. Seit den 1840er Jahren bieten solche freie Schulen jungen Erwachsenen nach deren eigener Wahl Stätten des Zusammenlebens und Zusammen-Lernens. Sie verfahren nach dem Doppelprinzip: Keine Volksbildung ohne Persönlichkeitsentfaltung, aber auch keine Persönlichkeitsbildung ohne Volksbildung. Statt der Leistungsfabrik als dem klassischen Modell der modernen Schule bilden sie damit eine alternative „Schule für das Leben". Einige dieser Schulen sind im übrigen gerade auch zu Stätten der Begegnung zwischen Dänen und Grönländern sowie zwischen jungen Dänen und jungen Einwanderern geworden, zu Orten praktischen interkulturellen Lernens.

Das Volkliche und das Universelle widersprechen also einander nicht. Im Gegenteil, durch das Volkliche - und nur dadurch - kommt man zum Menschlich-Universellen. Und umgekehrt. Martin Buber knüpfte hier später mit seinem dialogischen Prinzip an: Das Universelle liegt darin, von Mensch zu Mensch - und von Volk zu Volk - zueinander „du" sagen zu können.

Die so verstandene *folkelighed* kam also - trotz der damals noch offenen deutschen Grenzfrage - ohne ein Feindbild aus. Ja mehr noch, sie machte daraus - aus der Entfeindung - einen wesentlichen Inhalt, ein Stück des kulturellen Selbstbewußtseins.

Das hatte nicht zuletzt zur Folge, daß dem dänischen Nationalismus das Elend des Antisemitismus erspart blieb, der zahlreichen Nationalismen in Europa seit dem 19. Jahrhundert ein fatales Feindbild anbot. Auch Dänemark war - insbesondere infolge der Agrarkrise in der Zwischenkriegszeit - von faschisierenden Strömungen und der Hoffnung auf autoritäre Lösungen nicht verschont; aber das Feindbild „des Juden" blieb ein Fremdkörper in der politischen Kultur des Landes. Der dänische Nazismus blieb, obwohl er durchaus eine klassenmäßige Basis hätte haben können, marginal. Später, nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, während dessen es den Dänen

N.F.S. Grundtvig

Folkelighed: Entfeindung als wesentlicher Teil des kulturellen Selbstverständnisses

gelungen war, die meisten Juden ihres Landes nach Schweden zu retten, konnte die nationale Identifikation daraus sogar ihr Selbstbewußtsein beziehen: „Wir haben damals unsere Juden gerettet."

Allerdings sind gerade Dänen schnell mit Einwänden zu diesem nationalen Mythos zur Hand. Zum einen weil nicht alles so rosig sei, wie es rückblickend erscheinen mag, nicht einmal die in Europa einmalige Rettung der dänischen Juden. Und zum anderen weil es einen Grad zu selbstherrlich klinge. Identität ist für Dänen doch eher ein ironisches Verhältnis. Dänisch ist, worüber man sich - unter seinesgleichen - lustig machen kann.

Lebendiges Wort und Politik der Nähe

Im 20. Jahrhundert wurde das dänische Konzept des Volklichen - oder, politisch gesagt, einer volklichen Linken - auf vielfältige Weise weitergeführt und nuanciert. Die politische Hegemonie der dänischen Sozialdemokratie seit den 1920er Jahren basierte nicht auf einem kriegerischen „Anti", sondern auf einer Wohlfahrtskultur mit väterlichen Leitgestalten (Thorvald Stauning, Anker Jørgensen) und mütterlichen Grundtönen. Erik H. Erikson, Psychoanalytiker dänisch-jüdischer Herkunft, führte - ausgehend von der Wärme indianischer Mutter-Kind-Beziehungen - den Begriff der kulturellen (oder nationalen) Identität in die internationale Sozialpsychologie ein. Asger Jorn, ein anarchistischer Künstler, entwarf im Zusammenhang mit den französischen Situationisten das Projekt einer gegen das römisch-zentralistische Europa abgesetzten Volkskunst, in der die altskandinavische Volkskunst, die experimentierende Avantgarde und die Kunst der Dritten Welt einander begegneten. Und schließlich gaben die Graswurzelbewegungen nach 1968 den grundtvigianischen Volkshochschulen neue Dynamik, neue Inhalte und neue antiautoritäre Impulse. Ejvind Larsens Buch *„Grundtvig - und etwas über Marx"* (1974) setzte dafür ein Signal.

Die Einsicht in die historische Bedeutsamkeit der Völker und ihre Unterschiedlichkeit wird vor dem Hintergrund solcher dänischer Erfahrungen also nicht als bedrohlich oder extrem empfunden, und schon gar nicht als rechtsextrem. Im Gegenteil, sie trägt bei zur legitimen Frage: Wer sind wir eigentlich selbst - als Dänen - als Menschen?

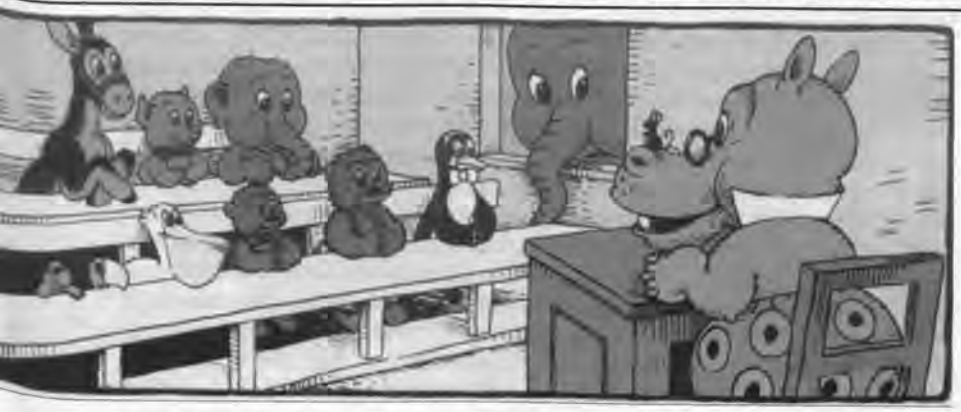
Die darauf bezogenen Diskurse - von Grundtvig, Erikson, Jorn, 1968... - sind weder nur intellektuell zufällig erdacht noch etwa Ausdruck dafür, daß die Dänen von Natur oder Herkunft her bessere Menschen seien als andere. Die Diskurse bilden vielmehr einen Überbau über einem eigentümlichen Habitus, wie er sich im Laufe historischer Prozesse und als Resultat gesellschaftlicher Widersprüche herausgebildet hat. Er ist schwer zu charakterisieren, ohne daß man in Stereotype verfällt. Nicht zuletzt ist die Beschreibung eines Habitus immer relativ in bezug auf den Betrachter, hier also in bezug auf mich als deutschen Einwanderer.

Der dänische Habitus aus deutscher Sicht: matriarchale Untertöne und dialogische Praxis

Zum dänischen Habitus gehört, von Deutschland her gesehen, ein eigentümlicher Mangel an Aggressivität. Er kommt zum Ausdruck in dem, was man die matriarchalen Untertöne dänischer Gesellschaftlichkeit nennen kann. Das bezeichnet nicht nur die Stellung der Frau in der Gesellschaft, sondern gerade auch Umgangsweisen von Männern, die zwar „harten" Professionen nachgehen, dabei aber bemerkenswert „sanft" oder „mütterlich", jedenfalls alles andere als gepanzert wirken. Einen deutschen Beobachter mag das auch als „konfliktscheu" anmuten.

Zum dänischen Habitus gehört ferner eine dialogische Praxis, die - ob an einer *folkehøjskole* geschult oder nicht - den anderen nicht ausschließt. In konservativen Zeitungen wie dem *„Weekendavisen"* kann man - unkommentiert - den Beitrag eines Kommunisten lesen, in der linksradikalen *„Information"* den - unzensierten - Artikel eines landesweit bekannten fremdenfeindlichen Rechten. Der Leser, davon geht man aus, wird sich selbst ein Urteil bilden können. Hier auf „Reinheit" und „Säuberung" zu drängen, würde gegen die politische Kultur des Landes verstoßen.

Im unmittelbaren Umgang miteinander entspricht dem, was man mit Grundtvig „das lebendige Wort" nennen könnte. Das ist eine Weise, nicht nur oder primär über „Sachen" - und über andere Menschen als „Sachen" - zu reden, sondern „du" und „ich" zu sagen. (Das höflich-distanzierende „Sie", das früher üblich gewesen war, ist im Dänischen seit 1968 fast gänzlich aus dem Gebrauch gekommen.) Im lebendigen Wort steht der Mensch dem Menschen gegenüber, nicht ein Sender-System einem Rezipienten (wie einige Informationstheorien annehmen). Es ergibt dabei auch keinen Sinn, den anderen zum Verlierer machen zu wollen. Das „lebendige Wort" ist



„Willkommen, liebe Kinder! Ich freue mich, daß ihr gekommen seid! ..."

Eichberg beim SF-Insellager 1996

insofern unordentlich. Es drückt eher Nähe aus als ein panoptisches System mit seiner Kategorialisierung. Es kann nicht zuletzt auch bedeuten: miteinander schweigen zu können - und als solches mag diese Kommunikationsweise manchen von Süden her Eingewanderten hart ankommen. Er kann die schweigenden Dänen als ausschließend statt als - im Schweigen - einschließend erleben.

Das dänische Gespräch - auch das fachliche - wirkt dabei oft unstrukturiert, wenig „zielstrebig" oder „zugespitzt", und ermangelt der aus Deutschland geläufigen Parteibildung. Es ist weder wesentlich vorstrukturiert durch Freund-Feind-Markierungen noch durch taktische oder strategische Argumentationslinien. Ungeschützte gewagte Thesen und lose Andeutungen fliegen durch die Luft, ohne daß sie auf ein vorab bewußtes Entweder-Oder bezogen sind. Dadurch entstehen Inhalte oft erst im dialogischen Hin-und-Her und müssen nicht abschließend formal „zur Abstimmung gebracht" werden. Sie behalten auch stärker ihre situative und auf die Personen bezogene Färbung - und eine Beimischung von Unernst, von ironischer Distanz. Kann man das, was wir da sagen, überhaupt ernst nehmen? Oder sollte etwa - ironisch - das Gegenteil des Ausgedrückten gemeint sein?

Und wieder kann das auch als ausschließend erlebt werden. Ausländer beklagen sich bisweilen darüber, daß ihre dänischen Partner häufig die Übersetzung abbrechen und „unhöflicherweise" Unverständliches miteinander reden. Der *small talk* läßt sich jedoch auch bei gutem Willen nicht übersetzen. Denn auf die Zwischentöne kommt es an.

Warm und kühl und gelten lassen

Die Kommunikation wird damit, was die Dänen *hyggelig* nennen. *Hygge* ist ein unübersetzbares Wort, das eine verbindende Stimmung zwischen Menschen ausdrückt. *Det var hyggeligt* (das war gemütlich) - mit dieser Formel kann man das Gespräch abschließen. Es ist in alltäglichen Begegnungen eine feste Formel - und zugleich mehr als nur eine Formel.

Kritiker, gerade auch selbstkritische Dänen, weisen darauf hin, daß hinter dieser als *hygge* erscheinenden Gemütlichkeit versteckte Vorbehalte und unausgesprochene Abneigungen vieler Art liegen mögen. Das hat etwas gemeinsam mit der Kommunikation in der

Familie, wo zwischen den Menschen keineswegs eitel Sonnenschein herrscht, aber der Dialog dennoch schwebend gehalten und nicht in „Parteien" aufgebrochen wird.

Mit dem familialen Ton verweist solcher Habitus auf eine Kultur der Nähe - „wir in unserem kleinen Land". Die Nähe schließt jedoch die internationale Orientierung und insbesondere ein in die Ferne gerichtetes internationalistisches Engagement nicht aus, sondern bedingt es eher. Dänemark ist für seinen Einsatz für die Völker der Dritten Welt bekannt, und das ist nicht nur eine Frage „hoher" - Kopenhagener - Politik, sondern der konkreten Menschen mit ihren Reisen und Sprachkenntnissen, ihrem Engagement und ihren Familienbeziehungen quer durch die Welt.

Solche Charakterisierung mag einseitig positiv und „warm" erscheinen, und darum ist hier auch eine andere Seite zu erwähnen. Die Toleranz des *frisind* - ob gegenüber der Homosexualität, der politischen „Abweichung" oder dem religiös Anderen -in Verbindung mit dem ausgeprägt atheoretischen, „pragmatischen" Habitus erweckt bei manchem Beobachter auch den Eindruck von Nachlässigkeit, von uninteressierter Gleichgültigkeit. Es liege ein Klima der Temperamentlosigkeit und Langeweile über dem Land, hört man von Einwanderern. Und zahlreiche Immigranten empfinden die dänische Begegnung als kühl und gleichgültig - als freundlich, aber doch distanziert und noch nach Jahren im Grunde unzugänglich. Das Unkomplizierte kann als unsensibel und beziehungslos erlebt werden und das Unstrukturierte des *hyggelig* Redens als ein Ausschluß dessen, der nicht drinnen ist im Netzwerk der familialen Andeutungen. Die Wärme, die den dänischen Habitus so anziehend macht, bleibt unverbindlich und ungerichtet.

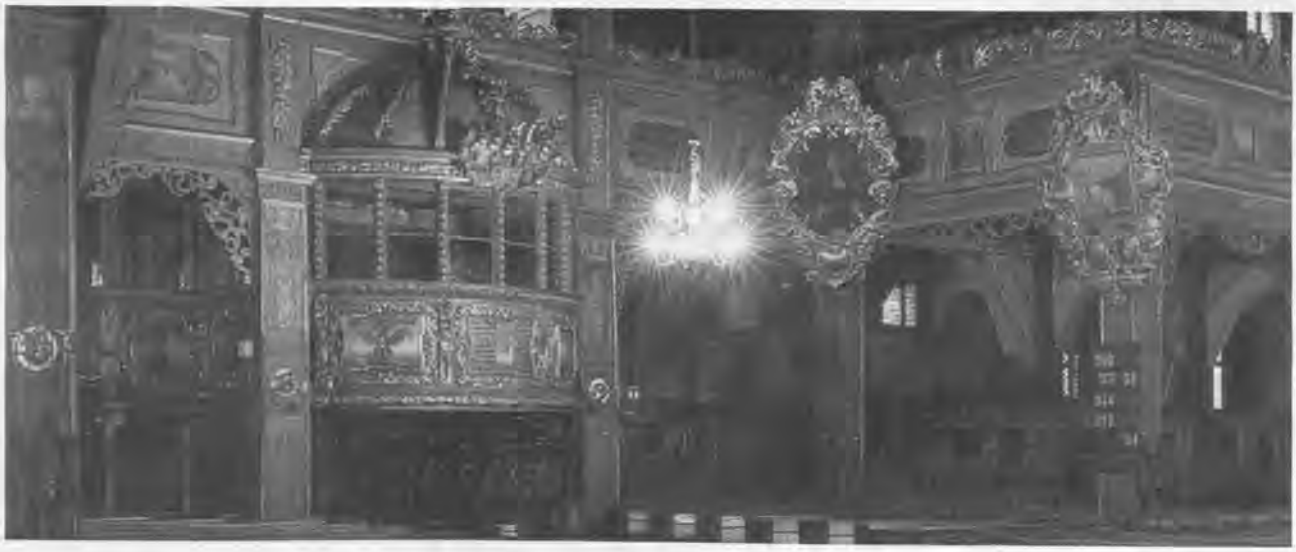
Ob als „warm" oder „kühl" gedeutet - der dänische Habitus erlaubt es, das Widersprüchliche nebeneinander stehen zu lassen. Ganz anders in Deutschland.

Ob als „warm" oder „kühl" gedeutet - der dänische Habitus erlaubt es, das Widersprüchliche nebeneinander stehen zu lassen. Ganz anders in Deutschland.

2. In den Deutschländern

Kommt man von der deutschen Erfahrung her, so ist der Habitus von „Nähe" und „Kühle", von Beheimatung und Gewährenlassen ungewohnt. Vor allem aber ist die dänische „Volklichkeit" als politischer Inhalt nicht oder kaum zu verstehen. Meine Biographie veranschaulicht dieses Dilemma. Hier muß ich etwas weiter ausholen.

Deutsche Entheimatung



Friedenskirche in Schweidnitz: Hier wirkte Eichbergs Urgroßvater als Pastor.

Ich stamme aus Schlesien. Im Zusammenbruch des NS-Staats mußte meine Familie Anfang 1945 nach Westen fliehen; ich war damals zwei Jahre alt. Dann wurde Schlesien von Polen annektiert, und ich verlor so das, was für mich seither meine Heimat ist.

Wir gerieten in ein anderes Deutschland, nach Sachsen. Dort wuchs ich auf, wurde eingeschult und erlebte den Übergang von der *„Sowjetischen Besatzungszone"* (SBZ) zur *„Deutschen Demokratischen Republik"* (DDR). Meine Familie war als „bürgerlich" auf Distanz zum sich etablierenden System und verbot mir den Eintritt in die *„Jungen Pioniere"*. Tagelang war ich in Tränen aufgelöst. Denn ich verstand das nicht, und es ging mir um mehr als um das Halstuch; ich wollte kein Außenseiter werden. Genau das aber stand mir bevor.

1950 ging meine Familie schwarz über die Grenze nach Westen. Ich erlebte - von Hamburg aus - ein drittes Deutschland, die sogenannte „BRD". Hier wurde mir zugemutet, mich zum „Westen" zu bekennen. Ich versuchte später eine Zeitlang engagiert, mir das zueigen zu machen ebenso wie den Anspruch der „BRD", das ganze Deutschland zu vertreten. Aber als Ostdeutschem blieb mir da irgendwo ein unerledigter Rest. In der Westlichkeit des BR-Deutschlands kam ich eben doch nicht zuhause an.

Das hatte problematische und widersprüchliche Folgen bei meiner politischen Verortung. Als Schüler suchte ich in den späten fünfziger Jahren meinen Platz irgendwo am Rande. Am Rande lagen einerseits die damals verbotenen Kommunisten, die sich nationalbürgerlich und pazifistisch alliiert hatten, im *„Bund der Deutschen"* und später in der *„Deutsche Friedensunion"*. Dann waren da die nationalneutralistischen Kleingruppen, Otto Strassers *„Deutsch-Soziale Union"* und August Haußleiters *„Deutsche Gemeinschaft"*. Und schließlich gab es die nationalkonservative und äußere Rechte, vom völkischen *„Deutschen Block"* über die Vertriebenenpartei BHE und die konservative (und etwas welfische) *„Deutsche Partei"* bis zur CDU-nahen *„Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Kreise"*. Bei allen suchte ich herum. Ich landete schließlich dort, wo ich das Gefühl hatte, daß meine nationale Identitätsproblematik - als Ostvertriebener, die erste Entheimatung - und meine Aussiedlung aus der DDR - die zweite Entheimatung - ernstgenommen wurde: im Antikommunismus der Adenauerzeit. Für beides zusammen bot das „nationale Lager", die politische Rechte, einen Deutungszusammenhang.

Die „nationale Rechte" formierte sich um den Gravitationspunkt der deutschen Teilung herum. Die Spaltung Deutschlands bezeichnete das nationale Problem. Von dort her konnte man auch sein demokratisches Selbstbewußtsein beziehen, denn den Deutschen wurde ja die Selbstbestimmung vorenthalten. Vor allem aber zeigte sich damit ein Feind. Das waren die „Roten", die einen Teil Deutschlands abgetrennt hielten; mit ihnen verbunden waren die westdeutschen Linken, die den Status quo „anerkennen" wollten.

Ich landete schließlich dort, wo ich das Gefühl hatte, daß meine nationale Identitätsproblematik - als Ostvertriebener, die erste Entheimatung - und meine Aussiedlung aus der DDR - die zweite Entheimatung - ernstgenommen wurde: im Antikommunismus der Adenauerzeit.

Brüche in der alten Rechten

Ich siedelte mich also rechtsaußen an, war Mitglied eines Hamburger Diskussionszirkels, wurde Mitarbeiter mehrerer rechtsgerichteter Zeitschriften - *„Nation Europa"*, *„Junges Forum"*, *„Deutscher Studenten-Anzeiger"* - und schließlich CDU-Mitglied. Damit bot sich mir eine sekundäre Beheimatung - und zugleich wurde mir ein Feindbild geliefert. Allerdings war das Ordnungsbild auch mit hohen gefühlsmäßigen Kosten verbunden. Als rechter Antikommunist sah ich meine Welt von „Unterwanderung" und „Infiltration" bedroht. Die „Roten" in ihren liberalen, pazifistischen, nationalen und intellektuellen „Maskierungen" wirkten übermächtig und drängten mich in die Defensive. Schlimmer als „die Kommunisten" selbst waren die unklaren Übergangspositionen, die „Wanderer zwischen den Welten" und „fellow travellers" wie z.B. die Nationalneutralisten, Martin Niemöller und Gustav Heinemann - gerade weil ihre nationalen Überlegungen bei genauerer Betrachtung etwas für sich hatten. Die Slogans *„Kampf gegen den Atomtod"* und *„Deutsche an einen Tisch"* hatten ihre Logik; sie erforderten besondere Aufmerksamkeit, gerade weil sie mich selbst ansprachen - und damit „verwirrten". Sie

Peter Fechter

machten Angst und waren zu „entlarven". Die Kombination aus Feindbild und Bedrohungsfurcht prägte meine erste politische Sozialisierung.

Verschärft wurde das durch den Bau der Mauer in Berlin 1961. Nun hatte das Für-oder-Gegen sein handgreifliches Symbol. Und es hatte seine Märtyrer, insbesondere in der Gestalt des jungen Peter Fechter, der, auf der Flucht angeschossen, im Niemandsland verblutete. Der Westen schaute zu, wie schon in Ungarn 1956. Damit eröffnete sich allerdings auch jener innere Widerspruch, an dem der Ost-West-Gegensatz die Lage nicht mehr hinreichend beschrieb. Die äußere Rechte hatte dazu eine Erklärung zur Hand mit ihrem Hinweis, es gebe eine „große Verschwörung" zwischen Ost und West. Damit wurde jedoch das Gefühl von Angst und Ohnmacht eher verstärkt.

Meine Verortung bei der nationalen Rechten bekam Ende der sechziger Jahre entscheidende Sprünge und Risse. Zum einen brachte die Revolte von 1968 die Eindeutigkeit und Klarheit meines Feindbilds zum Einsturz. Die neue radikale Linke, die sich kritisch sowohl mit der westlichen Konsumgesellschaft als auch mit dem sowjetischen Staatsmonopolismus auseinandersetzte - das waren nicht mehr die „Roten", auf die ich mit der gewohnten Selbstverständlichkeit reagieren konnte. Im Gegenteil, in ihrer Kritik der Entfremdung konnte ich mich als in Deutschland Entheimateter wiedererkennen - zumindest teilweise. Schon um 1965/68 hatte ich in literarischen Zirkeln im Umkreis der Hamburger Universität mit Mitarbeitern von *„Konkret"*, *„Lynx"* und SDS, mit revolutionären Linken zusammengesessen; wir kommentierten einander die schriftstellerischen Versuche - und konnten zugleich politisch zutiefst uneinig sein. Ich fühlte eine Kluft zwischen den abstrakten politischen Positionen einerseits und dem lebendigen Gespräch zwischen Menschen andererseits. Und plötzlich hielt ich Flugblätter des SDS, der Maoisten oder Trotzkisten in der Hand, die trotz aller Verblasenheit ihres Jargons „meine" Sprache sprachen. An der Berliner Mauer demonstrierten SDSler ihre Solidarität mit den Dissidenten der Sowjetunion. Das war eine Demonstration, wie ich sie mir selbst jahrelang gewünscht und wofür ich im *„Deutschen Studentenanzeiger"* gearbeitet hatte - aber die antikommunistische Rechte hatte das eben nicht fertiggebracht.

Das übermächtige Feindbild, der „Kommunismus", hatte mich zur Identifikation mit Amerika als der Vormacht der „freien Welt" getrieben. Wie aber verhielt sich das zu der Feststellung, daß Deutschland in seinen westlichen Teilen amerikanisch besetzt war und als atomares Aufmarschfeld gegen „den Osten" diente?

Damit fielen für mich auch die nationale Frage und der Antikommunismus auseinander. Das übermächtige Feindbild, der „Kommunismus", hatte mich zur Identifikation mit Amerika als der Vormacht der „freien Welt" getrieben. Wie aber verhielt sich das zu der Feststellung, daß Deutschland in seinen westlichen Teilen amerikanisch besetzt war und als atomares Aufmarschfeld gegen „den Osten" diente? (Den Gedanken hatte ich mir bisher als „kommunistische Propaganda" vom Leibe gehalten.) Bestand da nicht irgendein Widerspruch zwischen nationaler Existenz und Westorientierung? Die Solidaritätswelle unter deutschen Studenten zugunsten der „nationalen Befreiung" in Vietnam und anderswo -obwohl so abstrakt wie mein eigenes politisches Denken damals -ließ mich nicht unberührt.

Frantz Fanons Psychoanalyse des Kolonialen - *„Die Verdammten dieser Erde"* - erzählte auch uns in den Metropolen eine wesentliche Geschichte. Aber was erzählte sie mir?

Treffen Brandt/Stoph in Kassel

Die deutsche Frage als „Frage"

Eine konkrete Begegnung warf ein scharfes Licht auf meinen inneren Widerspruch. Im Mai 1970 trafen sich Willy Brandt und Willi Stoph, der Ministerpräsident der DDR, in Kassel zu Gesprächen. Hier nahm die neue Ostpolitik sichtbar Gestalt an. In diesem Zusammenhang hatte die nationale Rechte in Westdeutschland in großem Maßstab zu Gegendemonstrationen mobilisiert. *„Willi Stoph und Willy Brandt - Volksverräter Hand in Hand!"* Da auf der anderen Seite nur eine begrenzte Anzahl von Kommunisten und Friedensfreunden nach Kassel geströmt war, beherrschte die nationale Rechte erstmals -

jedenfalls so weit ich es erlebte - die Straße. In breiten Zügen strömten wir durch die Stadt, unter deutschen und schwarzen Fahnen, und aus den Handlautsprechern scholl es - und rief ich selbst: *„Fegt ihn weg, den roten Dreck - morgen ist die Mauer weg."* Einen Höhepunkt des Jubels bildete es, als ein junger Student, der später ein angesehener Jurist wurde, an zentraler Stelle die Fahnenschnur durchtrennte, die „Spalterfahne" der DDR herunterholte und zerschnitt.

Gerade auf diesem gefühlsmäßigen Höhepunkt traf mich ein Schock. In einer Pause zwischen den Aktionen begegnete ich auf der Straße einem alten Mann, auf den meine Begleiter mich aufmerksam machten: „Da drüben geht der Haußleiter." August Haußleiter war der Vorsitzende einer kleinen nationalistischen Partei, der *„Deutschen Gemeinschaft"*, die aber neutralistisch orientiert war. Als solcher hatte er das Gespräch mit den linksradikalen Studenten des SDS gesucht und unterstützte vor allem die Ostpolitik Willy Brandts. (Später wurde er einer der ersten Bundessprecher der Grünen, die er mitbegründete.) Dieser alte Mann kam also auf uns - eine Gruppe von jungen Leuten mit schwarzen und schwarzrotgoldenen Fahnen - zu und fragte kopfschüttelnd: „Was macht Ihr da eigentlich? Brandt und Stoph - das sind doch beides Deutsche. Sie wollen miteinander sprechen, was ist daran denn eigentlich falsch?"

Sicher haben wir ihm flink geantwortet; ich war auch nicht gerade auf den Mund gefallen. Wie immer die Antwort gelautet haben mag - „Aber das sind doch Kommunisten ..." - die Frage des alten Haußleiter hatte das ganze Dilemma der national-antikommunistischen Rechten in Deutschland angerissen. Identifikation - als „deutsch" und „wir selbst" - und Feindorientierung - „die anderen" - stritten gegeneinander. Ich blieb verwirrt zurück und trug die Irritation mit mir weiter - als Erinnerung an eine verwirrende Begegnung, wo ich doch in Kassel eine Begegnung hatte stören wollen.

Rückblickend will es mir erscheinen, als ob mir erst durch diese an mich gerichtete Frage die nationale Problematik zur „nationalen Frage" geworden sei. Bis dahin war sie bei genauerer Betrachtung eher eine nationale Antwort gewesen. Die Antwort war ja stets klar, so klar wie der Feind. Aber was war denn eigentlich die Frage? Hier trat sie mir entgegen, unbehaglich und offen.

Aus den Verwirrungen und Versuchen einer Neuorientierung in jenen Jahren um 1966/70 ging die „Neue Rechte" hervor, als deren Theoretiker ich später angesehen wurde. In ihren Organen wie dem *„Jungen Forum"*, den *„Fragmenten"* und der *„Jungen Kritik"* nahmen wir scharf und immer schärfer Abstand von der alten Rechten mit ihrer einseitigen NATO-Orientierung (DP, CDU) und ihrer Fixierung auf die NS-Vergangenheitsbewältigung (NPD). Die *„Aktion Neue Rechte"*, die sich 1972 von der NPD abspaltete, war ein - ziemlich vorläufiges und inhaltlich widersprüchliches -Zwischenergebnis dieses Abtrennungsprozesses.

Ab 1972/74 gingen „nationalrevolutionäre" Gruppen noch einen Schritt weiter und versuchten, sich jenseits von rechts und links auf einen dritten Standpunkt zu stellen. Sozialistische Denktraditionen waren neu aufzuarbeiten, und die Kritik des Kapitalismus wurde in die nationale Frage hineingedacht. Dabei konnten wir vor allem vom irischen Republikanismus, *Sinn Fein* (Wir selbst), lernen, mit dem ich 1971 in Irland in persönliche Berührung gekommen war. Die deutsche Frage rückte bei genauerer - und vor allem: vergleichender - Betrachtung in den Zusammenhang der antikolonialen Frage und der Imperialismuskritik. Wo der Nationalkonservatismus an bestehenden Unterdrückungsverhältnissen um der „Ordnung" willen festzuhalten geneigt ist - wie man denn aus den Reihen der NPD und von Arnold Gehlen Zustimmung dazu hören konnte, daß sowjetische Truppen in der unberechenbar nationalkommunistischen Tschechoslowakei Dubceks 1968 „Ruhe und Ordnung" wiederherstellten - , führte die nationalrevolutionäre Sicht zur Solidarität mit den Aufrührern und mit unterdrückten ethnischen Minderheiten. Konkret bedeutete das,

Zerschnittene DDR-Fahne

August Haußleiter

Identifikation - als „deutsch" und „wir selbst" - und Feindorientierung - „die anderen" - stritten gegeneinander. Ich blieb verwirrt zurück und trug die Irritation mit mir weiter.

Ab 1972/74 versuchten „nationalrevolutionäre" Gruppen, sich jenseits von rechts und links auf einen dritten Standpunkt zu stellen. Die nationale Frage wurde verbunden mit Kapitalismuskritik, mit der antikolonialen Frage, mit der Solidarität gegenüber unterdrückten ethnischen Minderheiten.

daß ich mich bei der *„Gesellschaft für bedrohte Völker"* engagierte; das wurde das am längsten anhaltende organisatorische Engagement meines Lebenslaufs.

Die nationalrevolutionäre Arbeit - im Rahmen der *„Sache des Volkes"/NRAO* - führte über intellektuelle Diskussionen, Zeitschriften und Programme zunächst kaum hinaus. Allerdings begegneten wir nun überraschend einigen Einsichten innerhalb der Neuen Linken. Rudi Dutschke zum Beispiel stellte fest, die deutsche Frage sei - „objektiv" oder „potentiell" - revolutionär, und in der Zeitschrift *„Dasda"* (1978) traten wir über dieses Thema in eine kontroverse Diskussion ein. Die Revolution von 1989 zeigte später, daß damit durchaus etwas Reales erkannt worden war. Dennoch blieb dies auf allen Seiten zunächst noch abstrakt „politisch", ziemlich abgehoben von den realen Lebensverhältnissen und abgetrennt von unserer persönlichen Subjektivität - nicht zuletzt von meiner eigenen.

Rudi Dutschke 1978 in „dasda": „Wer hat Angst vor der Wiedervereinigung?"

Von der Neuen Rechten zu den neuen sozialen Bewegungen

Auf die Dauer bedeutete diese Wende - markiert durch die Neue Rechte und die Nationalrevolutionäre - meine politische Expatriierung. Ab 1976 begann ich, für Organe der unorthodoxen Linken zu schreiben, für *„Ästhetik und Kommunikation"*, *„Unter dem Pflaster liegt der Strand"*, *„Befreiung"*, *„Pflasterstrand"*, *„Niemandsland"* und andere, während die Zeitschrift *„Wir selbst"* versuchte, eine Brücke zwischen den divergierenden Positionen zu bauen.

Die neue Plazierung hatte zwei bedeutsame Folgen. Zum einen war ich an den neuen sozialen Bewegungen beteiligt, die sich jetzt herausbildeten. Die Ökologiekritik der *„Sache des Volkes"* hatte den Boden bereitet für mein Engagement in der ökologischen Bewegung. Ich wurde vor allem in Bürgerinitiativen im Verkehrsbereich aktiv. Wir kritisierten die automobilistische Stadtplanung an meinem schwäbisch-fränkischen Wohnort und bildeten eine lokale Alternative Liste, die auf Anhieb 15% der Wählerstimmen erhielt. Unsere Stadtzeitung, das Murrhardter *„Podium"*, erhielt für seine Kritik der Stadtplanung und Kommunalpolitik 1978 den Preis der *„Roten Blätter"* (des *MSB Spartakus*). 1979 beteiligte ich mich an der Gründung der Grünen in Baden-Württemberg und leitete einige ihrer ersten öffentlichen Veranstaltungen mit Heinz Brandt, Olaf Dinné, Wolf-Dieter Hasenclever, Willi Hoss, Baldur Springmann und anderen.

Podiumsdiskussion im württembergischen Schorndorf 1980. Von links: Wolf-Dieter Hasenclever, Henning Eichberg, Heinz Brandt, Baldur Springmann und ein örtlicher Grüner

Die Bedeutung der Friedensfrage ging mir hingegen erst viel später, erst in den achtziger Jahren auf. Sie führte mich zur Friedensbewegung, zum *„Mediatus"*, und auf Initiative von Alfred Mechtersheimer gründeten wir das *Friedenskomitee 2000*. Erst in solchen Zusammenhängen - Ökologie und Frieden - wurde mir die Auseinandersetzung mit der Entfremdung konkret und lebensbezogen, und ich lernte, auf meine eigene innere Feindbildkonstruktion zu achten.

Erst in solchen Zusammenhängen - Ökologie und Frieden - wurde mir die Auseinandersetzung mit der Entfremdung konkret und lebensbezogen, und ich lernte, auf meine eigene innere Feindbildkonstruktion zu achten.

Zum anderen hatte meine politische Veränderung - und erst diese - zur Folge, daß ich selbst zum Feindbild wurde. Meine politische Exzentrizität außerhalb des vorgegebenen und in Deutschland weiterhin funktionierenden Rechts-Links-Schemas machte mich verdächtig. Das war von geringerer Bedeutung, solange mich Kreise der äußeren Rechten aufgrund meines Abfalls von der „richtigen" Lehre als „Kommunistenfreund" oder „Agent des Weltjudentums" angriffen. Solange meine Überlegungen auf der Rechten publiziert wurden, waren sie zwar umstritten, wurden aber von der Öffentlichkeit - auch von der Linken - als Teildiskurs eben jenes Lagers hingenommen und abgehakt. Erst mit meinem Auftauchen bei der kritischen Linken und in der grün-alternativen Bewegung wurde der Verdacht gegen mich allumfassend.

A.R. Penck: „Der Übergang"

Das Nachdenken über die nationale Frage von links her berührte offenbar ein Tabu. Dabei stellte ich zwar keineswegs eine Lösung des deutschen Problems in Aussicht; aber allein die Erörterung der Problematik - z.B. in Peter Brandts und Herbert Ammons Buch *„Die Linke und die nationale Frage"* (1981) - führte zu allergischen Reaktionen. Um 1980/81 erhielt ich in Westdeutschland Berufsverbot. Und 1982 stellte der *„Stern"* mich in den Zusammenhang einer Verschwörung „roter Nazis" - Seite and Seite mit Heinrich Albertz, Egon Bahr, Rudolf Bahro, Wolf Biermann, Heinrich Böll, Peter Brandt, Ingeborg Drewitz, Erhard Eppler, Dieter Kunzelmann, Holger Strohm, Wolfgang Venohr und Martin Walser. Bald darauf veröffentlichte der *„Stern"* die gefälschten Hitler-Tagebücher und wurde damit selbst als Fall von - kommerzieller - Nazi-Nostalgie durchschaubar; wer mit einem Finger auf einen „Feind" zeigt, zeigt eben mit drei Fingern zurück auf sich selbst.

Der Konspirationsverdacht hat sich in den achtziger Jahren als ein festes Diskursmuster etabliert. Zwar kam es auch zu einigen inhaltlichen Auseinandersetzungen um meine Überlegungen und Texte, und diese Fälle von Kritik - von Peter Brandt, Peter Dudek, Hans-Gerd Jaschke, Arno Klönne, Roman Schweidlenka, Richard Stöss und anderen - führten zu fruchtbarem, immer auch persönlichem Austausch. Die Regel aber waren Verschwörungs- und Unterwanderungsphantasien. In meinen Essays äußere sich - so hieß es - ein „Netzwerk", eine gefährliche „Denkfabrik", die das sauber geordnete Denken der Linken „verwirren" wolle (Frank Teichmann). Das ging bis hin zum Verdacht, die Spitze der Sozialdemokratie sei von einer „nationalrevolutionären Seilschaft" unterwandert, unter meiner geistigen Drahtziehung und mit dem (vormaligen) SPD-Geschäftsführer Peter Glotz als dem maßgeblichen „Paten" (so Peter Kratz in mehreren Büchern).

Das Nachdenken über die nationale Frage von links her berührte offenbar ein Tabu. Allein die Erörterung der Problematik führte zu allergischen Reaktionen.

So extrem solche Konstrukte klingen mochten, sie trafen offenbar den Nerv der westdeutschen Befindlichkeit; sie lagen nicht so weit entfernt von den antikommunistischen Verschwörungs- und Infiltrationsphantasien meiner eigenen Frühzeit, und sie verstärkten sich nach dem Schock der Revolution in der DDR 1989. Nun wurden auch fachliche Vorlesungen von mir an deutschen Universitäten unter politischem Druck abgesagt. Einigen meiner Freunde und Kollegen wurde der Kontakt zum mir zum Vorwurf gemacht - das Berufsverbot wurde um Kontaktschuld und Kontaktverbot ergänzt.

Die Denunziation gab sich dabei zumeist als „links" aus. Es hatte aber seine Logik, daß ich im gleichen Atemzug bei der politischen Rechten zur Unperson wurde. In der FAZ durfte mein Name nicht mehr genannt werden, und in der konservativen Theoriezeitschrift „Criticon", an deren ersten Heften ich 1971-73 noch mitgearbeitet hatte, verbreitete sich ein beredtes Schweigen über meine Publikationen. Zur Auseinandersetzung mit meiner Kritik kam es auch hier nicht - mit einem „Renegaten" und „Überläufer" diskutiert man nicht. (Eine Ausnahme bildeten einzelne Intellektuelle der äußeren Rechten; das sage ich auf die Gefahr hin, politisch unkorrekt zu gelten.)

1993 ging die Spitze der Universität Stuttgart noch einen Schritt weiter. Gegen das Votum meiner Fakultät und der Fachgutachter verweigerte sie mir den Professortitel. Im Akademischen Senat begründete man das mit Hinweis auf meine rechte Vergangenheit. Der Presse wurde aber als Begründung mitgeteilt, ich habe mich von meinen früheren, rechtsgerichteten Anschauungen distanziert und habe daher für eine Professur nicht „die nötige Statur".

Die Paranoia zeigt sich sozusagen staatstragend. In all ihrer Verworrenheit - aber mit dem rechtschaffenen Willen zur politischen Zensur.

Die Logik dieser Ausgrenzung bildete ab, was zur gleichen Zeit auf breiterer Ebene in Deutschland vor sich ging. Neue Ängste vor „Überflutung" und „Unterwanderung" produzierten neue Feindbilder der „Fremden" und „Asylanten". Jugendliche Skinheads und sogenannte Rechte begannen, auf Einwanderer, aber auch auf Juden, Behinderte und Homosexuelle einzuschlagen. Sogenannte Antifaschisten hingegen terrorisierten Intellektuelle unter dem Vorwand, diese seien als „Rechte" verdächtig. Deutsch in den achtziger/neunziger Jahren - das ist eine neue Zerfallenheit mit sich selbst, nicht zuletzt zwischen „Wessis" und „Ossis". Die Abwickelung des „roten" Feindes hatte offenbar *nicht* zur Entfeindung der deutschen Identität geführt.

Deutsch in den achtziger/neunziger Jahren - das ist eine neue Zerfallenheit mit sich selbst.

„Völkische" und „Reichsfeinde"

Die tiefen Unterschiede zwischen meiner politischen Verortung in Dänemark und derjenigen in Deutschland sind mehr als nur eine individuelle Angelegenheit. Sie beleuchten zugleich nationale Besonderheiten des Zugangs zur Identitätsproblematik. Sie verweisen insbesondere auf die zentrale Bedeutung der Feindbildkonstruktion. An der Differenz im Umgang mit Worten wie *folk* und *Volk* wird sie deutlich.

Der Begriff des Volklichen - eine zum dänischen *folkelig* analoge Wortbildung - findet sich im deutschen Sprachgebrauch seit dem späten 18. Jahrhundert, nach Johann Gottfried Herder, immer wieder. Aber er konnte nie Fuß fassen, weder als ethnographisch beschreibende Kategorie, noch als gefühlvoll-warme Bewertung, noch als demokratischer oder republikanischer Programmbegriff. Statt dessen nahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Begriff des Völkischen feste Konturen an. Er charakterisierte nicht nur eine Position der äußeren Rechten, sondern war insbesondere durch eine besondere Konfiguration des „Anti" gekennzeichnet.

Die „völkische" Position bedurfte des Feindbilds. Der Prozeß der Identifikation - mit dem deutschen Reich und Volk - verlief hier über die Ausgrenzung anderer Identitäten, gegen die „Reichsfeinde". Diese „anderen" waren die Sozialdemokraten, die Ultramontanen (der

politische Katholizismus) und tendenziell auch die linksliberalen Demokraten, ferner jedenfalls die Polen, die Dänen und die elsaß-lothringischen Franzosen als ethnische Minderheiten im Bismarck-Reich und vor allem „die Juden". Völkisch - das wurde weitgehend identisch mit „antisemitisch".

Eine der möglichen Reaktionen der deutschen Linken, wie sie bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert Gestalt annahm, war logisch - aber fatal. Sie verkehrte das „völkische" Muster ins Negative: gegen die nationale Frage. Das konnte als erkenntnistheoretische These erscheinen: Das Nationale, das Volk, die Identität - all das sei nichts anderes als als ein Phantasma. Es lenke ab von den eigentlich wichtigen Triebkräften der Geschichte. - Oder aber man übersetzte das in ein politisches Bekenntnis der Art: Ja, wir sind die Reichsfeinde. Wir sind die vaterlandslosen Gesellen - und wir sollten es sein.

Aktuell fand das in jüngster Zeit wieder seinen Ausdruck in Parolen wie: *„Nie wieder Deutschland!"* und *„Deutschland verrecke!"* So verständlich das als Reaktion erscheinen mag, es verdoppelte die feindbildbestimmte Konfiguration und wiederholte damit die völkische Negativ-Identifikation. Die Linke übernahm so ihren Inhalt vom „Feind" (*„Juda verrecke!"*). Ebenso wie der Völkische seine politische Identität auf „Juden und Freimaurer" bezog und sich von daher definierte - „der Deutsche ist antijüdisch, oder er wird nicht sein" -, so kann man seitdem von der Linken hören: *„Die Linke ist antideutsch, oder sie ist nicht"* (Jürgen Elsässer in *„Konkret"*, 1994).

Die Linke verkehrte das „völkische" Muster ins Negative:
Das Nationale, das Volk, die Identität - all das sei nichts als ein Phantasma. Oder zu dem Bekenntnis: Ja, wir sind die vaterlandslosen Gesellen - und wir sollten es sein.

Zwar gab es in der Geschichte der deutschen Linken immer wieder Warnungen vor solchem Kurzschluß. Die deutsche Linke war in ihrer Frühzeit - um 1848, wie in anderen Ländern auch - gerade der entschiedenste Flügel der Nationalbewegung gewesen. In der Zwischenkriegszeit versuchten einzelne sozialistische und kommunistische Denker von Format erneut, und zwar gerade wegen der faschistischen Herausforderung, den Nationalismus ernst zu nehmen. Auch in jüngster Zeit gab es gewichtige Warnungen linker Theoretiker und Schriftsteller - darunter Peter Brandt, Rudi Dutschke, Günther Nenning, Martin Walser und in seinen letzten Jahren auch Willy Brandt - vor einem selbstgewählten Denkverbot der deutschen Linken hinsichtlich der Identitätsfrage. Nicht einmal die realen Erfahrungen von 1989 , als in der DDR das *„Wir sind das Volk"* zum *„Wir sind ein Volk"* wurde (oder umgekehrt?), konnten jedoch am hegemonialen Muster etwas ändern.

Schließlich ging die vom Feindbild bestimmte Selbstverortung so weit, daß Linke die klassischen Inhalte der Linken insgesamt und ohne Ausnahme zu „faschistischen" erklärten. (So im einzelnen Jürgen Elsässer, Hermann Gremliza, Peter Kratz, Wolfgang Pohrt, Volkmar Wölk und andere Stimmen in *„Konkret"*, in der *„taz"* und in zahlreichen Antifa-Organen.) Sowohl der Diskurs über das Volk als auch das Volk selbst, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und damit also die Grundlage der Demokratie seien völkisch-rassistisch. Die Arbeiterklasse - die nunmehr rechts wähle - erscheint des latenten Faschismus verdächtig. Die Friedensbewegung sei „eine deutschnationale Erweckungsbewegung" und die Ökologiebewegung „biologistisch". Der Sozialismus - „so haben sich die Nazis auch genannt" - sei ebenso belastet, wie die Kapitalismuskritik in ihrem Kern antisemitisch sei. Die Solidaritätsarbeit für bedrohte Völker und die Imperialismuskritik seien „völkisch". Die antiautoritäre Pädagogik habe letztlich den neuen Rechtsradikalismus herbeigeführt ...

Im Deutschen kann das „Völkische" ebenso wie sein „linkes" Negativ nicht gedacht werden, ohne sich auf die andere Seite im imaginären Krieg zu beziehen. In beiden deutschen Fällen fehlt ein inneres Verhältnis zum Frieden. Kein Volk und kein Frieden - es gibt einen Zusammenhang zwischen den beiden Verlustanzeigen.

Was bleibt von der Linken? Nichts. Und das Trauma hat ein Muster.

Die klassischen Inhalte der linken Tradition verfallen nämlich dem allgegenwärtigen Verdacht, vom „Feind" zu stammen. Das Muster der völkischen Identifikation vom Feindbild her verdoppelt sich erneut. „Wir" sind oder müssen sein, was „der Feind" nicht ist. Im Kontrast dazu mögen *folk* und *folkelighed* aus dem dänischen Kontext diffus und unklar erscheinen, aber sie tragen ihre Bedeutung in sich selbst, während im Deutschen das „Völkische" ebenso wie sein „linkes" Negativ nicht gedacht werden kann, ohne sich auf die andere Seite im imaginären Krieg zu beziehen. In beiden deutschen Fällen fehlt ein inneres Verhältnis zum Frieden. Kein Volk und kein Frieden - es gibt einen Zusammenhang zwischen den beiden Verlustanzeigen.

Ein charakteristischer Unterschied erschließt sich über das Wort *mellemfolkelig*. Im Dänischen stehen die Begriffe *folkelig* und *mellemfolkelig* Seite an Seite, sowohl linguistisch als auch politisch. Sie sind substanziell aufeinander bezogen, ähnlich wie das Nationale und das Internationale (das ja die Nation voraussetzt) und wie das Interkulturelle und das Kulturelle (das die Beziehung zum Anders-Kulturellen mitdenkt). *„Mellemfolkelig Samvirke"* ist der Name der großen Organisation für dänische Entwicklungszusammenarbeit und Solidarität mit der Dritten Welt, die tief im volklichen Engagement insbesondere der jüngeren Generation verankert ist. Im Deutschen jedoch sperrt sich das Wort „völkisch" gegen die Zusammensetzung „zwischenvölkisch" oder schließt sie sogar definitorisch aus. Wenn „völkisch" bedeutet „deutsch" sein (gegen die anderen), so gibt das „Zwischendeutsche" eben keinen Sinn. Die Verbindung zwischen dem Volklichen und dem Zwischenvolklichen hingegen, die dem Herderschen Ursprung des Volksbegriffs entsprechen würde, hatte bislang keine Chance, sich im Deutschen zu entwickeln.

Feindbild, Angst und Selbsthaß

Woher die feindbezogene Konfiguration sich historisch ableitete, diese Frage bleibt zunächst offen. Der deutsche Nazismus, der für die linke Tabuisierung heute das Argument abgibt, war offenbar nicht *die* Ursache des Dilemmas. Er führte selbst das „völkisch"-feindbestimmte Muster fort, das sich seit dem späten 19. Jahrhundert in Deutschland abgezeichnet hatte, und verschärfte es. Und auch über 1945 und das Ende des NS-Staats hinaus hält die Feindbildfixierung die politische Kultur Deutschlands gefangen. Aber vielleicht lassen sich die strukturellen Fragen vom interkulturellen Vergleich und Dialog her präzisieren, z.B. vom dänischen Kontrastmodell her.

Eine Eigentümlichkeit der deutschen Ideengeschichte ist es, daß die Fixierung auf den Feind zum Inbegriff des Politischen schlechthin geworden ist. Im jungkonservativen Denken der Weimarer Zeit, das jetzt in den neunziger Jahren eine neue Aktualität erfahren hat, hat

sich das zu einer umfassenden Theorie verdichtet: Das Politische sei in seinem Kern nichts anderes als die Bestimmung von Freund und Feind, postulierte Carl Schmitt. Politisch denken heiße, die komplexe Wirklichkeit binär zu sortieren, und zwar mit aller Rigidität und unter Ausschaltung aller Zwischentöne. Notstand und feindselige Dezision sind die Erkennungszeichen des Politischen. Zwischentöne - wie sie die dänische *folkelighed* ausmachen - sind demnach „unpolitisch" und verwirren die notwendige staatlich-administrative Systemlogik. Also auch hier denkt man, diesmal von rechts her: kein Volk und keinen Frieden - sondern Staat und Krieg.

Zwischen der in solcher Ordnungslogik angelegten Paranoia und einer grundlegenden Angst - vor „dem Feind" - gibt es eine Verbindung. Woher kommt diese Angst? (Denn vom Feind her kann sie nicht kommen, da der Feind durch die Angst erst konstruiert wird.) Welche Ängste verbinden die Vorstellung von den „Weisen von Zion", die angeblich die ganze Welt mit ihrem Netzwerk überziehen, mit der Vorstellung von einem „nationalrevolutionären Netzwerk", das alle Begriffe umfunktioniert und die Menschen -die Linken - etwas denken macht, was sie nicht denken wollen? Was verbindet dies mit der Angst vor dem „Untergang des Abendlandes" und vor der kommunistischen „Unterwanderung"?

Ein eigentümliches Menschenbild dokumentiert sich in diesen Ängsten. Da werden „Drähte gezogen"; Menschen handeln oder denken nicht aus eigenem Antrieb, sondern werden von fremder Seite „manipuliert", und ihr Denken wird von fremder Seite gedacht. Eine schimärische Welt von Marionetten und Larven, von Drahtziehern und Netzwerken tut sich vor unseren Augen auf. Und spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß die Deutung sich nicht auf „uralte Ängste" und „archaische Vorurteile" zurückziehen kann, sondern daß wir uns mitten in der Angstproduktion der modernen Entfremdung befinden. Das vom imaginierten Feind her bestimmte Selbstbild setzt der Erfahrung industriekapitalistischer Entfremdung nicht Widerstand entgegen, sondern es reproduziert sie magisch, es verdoppelt sie.

Warum aber mußte das in der deutschen Geschichte und gerade in dieser Fuß fassen?

Solche Frageweise muß zu einem Überdenken des uns gewohnten Konzepts von Identität führen, mich selbst zwang sie jedenfalls zu einer Revision meines ursprünglichen Denkansatzes. Denn Identität ist offenbar nicht einfach eine Qualität, die durch einen Rückgriff in die Geschichte „bestätigt" werden kann oder zu „verteidigen" sei. Eher enthält sie ein gemeinsames Problem, das seine Wurzeln in einer gemeinsamen kulturellen Erfahrung hat. „Unsere Identität" ist nicht etwas, worauf ich einfach stolz sein kann. Eher verweist auf unsere Identität das, was uns gemeinsam problematisch ist - und über dieses Problem konstituiert sich das kollektive „Wir".

Anstelle von Affirmation und Verteidigung - als den charakteristischen Markierungen neokonservativer Identitätsappelle - erscheint demnach ein anderer Typ von Identität. Die neurotische Fixierung und Projektion auf „den Feind" läßt zum Beispiel Rückschlüsse auf die eigene Identität zu - hier also auf den deutschen Selbsthaß. Es enthielt doch eine offenbare Aussage über das (deutsche) politische Subjekt, wenn SA-Männer nach 1933 „die Homosexuellen" als den Feind ausmachten - und bald darauf selbst als eine homosexuelle Gemeinschaft erschienen. Und wenn in den 1990er Jahren marginalisierte Skinheads ausziehen, um Obdachlose, Behinderte und - abermals - Homosexuelle zu prügeln, so entfaltet sich ein entsprechendes Bild. Wer schlägt da - warum - auf sich selbst ein?

„Front machen" und die Obszönität des „Lebens"

Auch im deutschen wie im dänischen Fall gibt es Verbindungen zwischen den politischen Inhalten und Widersprüchen einerseits und einem körperlichen und kommunikativen Habitus andererseits.

Carl Schmitt

Identität ist offenbar nicht einfach eine Qualität, die durch einen Rückgriff in die Geschichte „bestätigt" werden kann oder zu „verteidigen" sei. Eher enthält sie ein gemeinsames Problem, das seine Wurzeln in einer gemeinsamen kulturellen Erfahrung hat.

Die neurotische Fixierung und Projektion auf „den Feind" läßt Rückschlüsse auf die eigene Identität zu - hier also auf den deutschen Selbsthaß.

Zwischen - wenn man so will - dem Überbau der Diskurse und ihrer Basis in der gesellschaftlichen Praxis.

„Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer der rechte Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.
Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt."

So beschrieb Heinrich Heine 1844 sein Erlebnis des Grenzübergangs von Frankreich nach Deutschland und die Erscheinung des preußisch-militärischen Habitus. Ich will das Stereotyp vom preußisch-deutschen Körperpanzer nicht überziehen, aber die „Straffheit" der Körperformierung ist im Vergleich - vom Dänischen her gesehen - eben doch augenfällig. Da wird „Front" gemacht gegen welchen Feind auch immer - gegen die „Reichsfeinde", gegen den Kommunismus, „gegen rechts" -, noch bevor es (oder statt daß es) zum Gespräch kommt. Ob man mit dem „Verfassungsschutz" die freiheitlich-demokratische Grundordnung gegen ihre „Feinde" verteidigt, ob man in der *„Jungen Freiheit"* die Achtundsechziger austreibt oder in Gremlizas *„Konkret"* gegen die „völkische" PDS vom Leder zieht - man ist immer „schneidig".

Das - relativ - Undialogische dieses Habitus ist nicht nur unnütz, es hat auch produktive Seiten. Es ist dazu förderlich, Widersprüche zuzuspitzen und die sogenannten „großen Theorien" zu produzieren - Hegel, Heidegger, Habermas. Auch geringere Konflikte lassen sich so in das Bild eines Bürgerkriegs übersetzen - wie im sogenannten Historikerstreit der 1980er Jahre, dessen Heftigkeit in keinem Verhältnis zu seiner Substanz stand. Nachdenklichkeit und Hinhören gehören nicht zu den dadurch geförderten Qualitäten.

Der konfrontative Habitus in Deutschland - als eine Form der Angstbearbeitung - bringt es mit sich, daß eine bestimmte Sprache in Deutschland tabuisiert wird. Einige der deutschen Un-Worte entdeckte ich selbst erst nach Jahren des Lebens in Dänemark, als ich versuchte, dänische Selbstverständlichkeiten im Deutschen auszusprechen.

Deutsche Un-Worte: „Leben" und „Liebe"

Livet, das Leben, ist ein wichtiger Bezugspunkt im dänischen intellektuellen Diskurs. Auf deutsch wirkt „das Leben" hingegen pastoral und unseriös, und in fachlich ernstem Zusammenhang ist es unaussprechbar. Die *folkehøjskoler* werden im Dänischen als „Schulen für das Leben" bezeichnet. Auf deutsch klänge das anstößig, denn entweder bezeichnet Leben das Ganze und ist damit „unpräzise". Oder es assoziiert Konkretes wie das Küssen oder Vögeln und hat darum weder in ernsthafter Sprache noch im Bildungsprozeß etwas zu suchen.

Kærlighed ist ein anderes Wort, das im Dänischen sowohl politisch als auch intellektuell etwas Wichtiges bezeichnet. Wenn ich versuchte, darüber im Deutschen als „Liebe" zu sprechen, so wollte mir das lange Zeit irgendwie nicht über die Lippen. „Liebe" sagt man im Trivialroman, aber nicht im gebildeten Diskurs - da wäre es durch und durch obszön. (Als ich 1993 diesen Gedanken erstmals vortrug, erhob sich ein Kollege und bekannte: Nein, in Deutschland dürfe man tatsächlich nicht von Liebe sprechen - solange nicht der Haß, den die Nazis produziert hätten, abgearbeitet sei...)

Folk, das sowohl mit *liv*/Leben als auch mit *kærlighed*/Liebe zu tun hat, wird also in seiner Unübersetzbarkeit durchsichtig. „Volk" hat auf deutsch obszöne Untertöne.

Einer der obszönen Züge des Volkes ist offenbar, daß es lacht. Das volkliche Leben ist voller Widersprüche und Inkonsequenzen, denen gegenüber ein voller Ernst unangemessen wirkt - eben selbst

lächerlich. Im Unterschied dazu ist mit dem straffen, schneidigen Habitus sehr wenig humorvolles Gelächter verbunden. In der Konfrontation mit dem Feind mag man Hohn und spöttisches Grinsen aufbringen, aber das ist eben ernst, eine Waffe im Klassenkampf. Ebensowenig ist Platz für das Lachen - als körperlicher Ausdruck sozialer Existenz - in den großen Systemen deutscher Richtigkeit (Hegel, Heidegger, Habermas). Das Gelächter hat einen obszönen Klang.

Ideologische Bedeutungen - Worte, Konzepte, Philosophien - entwickeln sich nicht in einem Vakuum. Die Ideologie ist ein Überbau über einer Basis des Habitus. Im Bezugsfeld zwischen dem straffen Habitus, den kalten, elitären Ideologien - ob „rechts" oder „links" - und der Feindimagination hat sich in Deutschland eine problematische politische Identität herausgebildet. Der warme Unterstrom - von Herder über Martin Buber bis Günther Nenning und Rudolf Bahro - hatte dagegen nur eine geringe Chance.

Die Ideologie ist ein Überbau über einer Basis des Habitus. Im Bezugsfeld zwischen dem straffen Habitus, den kalten, elitären Ideologien und der Feindimagination hat sich in Deutschland eine problematische politische Identität herausgebildet.

Probleme mit der Mitmenschlichkeit

Die Problematik des Komplexes von Liebe, Leben und Volk wird beleuchtet durch eine verfassungspolitische Diskussion, die nach dem Anschluß der DDR an Westdeutschland 1990 aufkam. Konrad Elmer, evangelischer Pfarrer und Sozialdemokrat aus der Ex-DDR, schlug damals vor, den Begriff der „Mitmenschlichkeit" als ideelle Forderung in die neudeutsche Verfassung aufzunehmen. Das Wort Mitmenschlichkeit verbinde Assoziationen unterschiedlicher Art:

- Wärme: Das Gebot der Menschenwürde solle gefühlsmäßig erfahrbar gemacht werden.
- Solidarität: Ein sozial- und humanstaatlicher Grundsatz der DDR, der dort allerdings nur Ideologie geblieben war, könne fruchtbar werden und damit zur inneren Einheit Deutschlands beitragen.
- Brüderlichkeit/Geschwisterlichkeit: Die dritte Grundforderung der demokratischen Revolution von 1789 erhalte neben Freiheit und Gleichheit das ihr zustehende Gewicht.
- Nächstenliebe: Das christliche Gebot gewinne politische Bedeutung.
- Basisdemokratie: Die formale - repräsentative - Demokratie werde auf ihre Basis hin weitergedacht, auf die lebenden Menschen in ihrem Miteinander - auf Demokratie als Lebensform.

Konrad Elmer

Unter deutschen Parlamentariern erfuhr diese Initiative zwar Aufmerksamkeit, aber auch Widerspruch. In der Auseinandersetzung zeigte sich auf westdeutscher Seite - von der linksliberalen Presse bis zum konservativen Theoretiker - ein fundamentales Unverständnis für die Begrifflichkeit des Mitmenschlichen. Vor allem seitens der konservativen Rechten höhnte man über solche „Verfassungslyrik" und stellte sich dem Antrag entgegen, obwohl er durch den Kompromißbegriff „Gemeinsinn" ergänzt worden war. „Der Schwachsinn ist weit verbreitet", kommentierte aber auch ein liberaler Abgeordneter aus den Reihen der FDP.

„Schwachsinn" - die Empörung, die hier mitschwingt, zeigt, daß mehr auf dem Spiel stand als nur Ideologie kontra Ideologie. Der westdeutsche Individualismus mit seiner verfassungspatriotischen „Richtigkeit" einerseits und ein ostdeutsches oder im weiteren Sinne osteuropäisches Unbehagen an dieser Kälte klafften auseinander. Nicht zuletzt ging es dabei um den westlichen Kampf gegen das Erbe der Revolution von 1989. Aber unterhalb des Konflikts der Begriffsinhalte stießen verschiedene deutsche Habitus' gegeneinander. Die Mitmenschlichkeit gehört nämlich zu jenen anstößigen und damit letztlich lächerlichen Worten wie Volk, Liebe und Leben. Deren Klang paßt zwar in das politische Gespräch Dänemarks, aber eben nicht zum Geist und in die Verfassung des expandierten Westdeutschland.

Solche jüngste Erfahrungen mit der Obszönität „warmer" Begriffe lassen das Bild einer eigenartigen Kultur der Distanz erstehen. Sie bedeutet für Deutschland den Vorrang von Abstand und Konfrontation

vor dem Dialogischen und dem Miteinander. „Woher wissen Sie das eigentlich, was Sie da behaupten?!" Politische Sprache tritt als Tribunalsprache auf. „Kommen Sie gefälligst zur Sache!" Oder, noch deutlicher verdinglicht: „Bevor man das überhaupt diskutieren kann, soll er - *der da* - erst einmal definieren, was er meint." Es ist nicht zuletzt die Sprache selbst, die den Feind erzeugt.

Eine Randbemerkung über den Radikalismus

Im Habitus und in der Kommunikation liegt auch eine Voraussetzung dafür, daß in Deutschland zwar immer wieder der Extremismus blüht - verstanden als eine angstbesetzte Feindbildorientierung -, daß aber ein politischer Radikalismus sich nie entwickeln konnte. Wieder macht die dänische Situation das durch ihren Kontrast anschaulich.

In Dänemark gibt es seit Anfang dieses Jahrhunderts eine „radikale Partei". Die *Radikale Venstre* (Radikale Linke) bildete sich als der entschiedene Flügel der bürgerlich- und agrarisch-demokratischen Bewegung. Das „Radikale" äußert sich seitdem insbesondere in der Ablehnung von Krieg, Rüstung und militärischer Gewalt - oft entschiedener als bei der Sozialdemokratie; das macht die Radikalen zu einem wichtigen Teil der „friedenspolitischen Mehrheit" im Parlament. Außerdem geben die Radikalen den Ausschlag für dessen „grüne Mehrheit".

Parallel zum parteipolitischen Radikalismus entstand der *Kulturradikalisme* als eine kulturelle Strömung der urbanen, kritischen Intelligenz. Seine Kritik wandte sich insbesondere gegen die Macht, die Kirche und die Traditionen. Trotz einiger kommunistischer Sympathien war der Kulturradikalismus weder marxistisch im deutschen Sinne, noch trifft auf diese Radikalen der Begriff linksliberal zu; sondern radikal bedeutete, den Problemen mit Entschiedenheit an die Wurzeln zu gehen, die Demokratie radikal von den Menschen her zu denken.

Auch in Frankreich kennt man die Tradition der *radicaux*. Die Radikalsozialisten waren eine liberaldemokratische, bürgerlich-kritische und republikanische Bewegung. Am Ende des 19. Jahrhunderts entstand in ihren Reihen zum Beispiel die Vorstellung vom „Solidarismus" als einem dritten Weg jenseits von Individualismus und Kollektivismus.

In Deutschland konnte sich hingegen nie eine „radikale Partei" entfalten. Radikal erhielt hier einen ganz anderen Begriffsinhalt: extremistisch, feindbildfixiert. Insofern kann man zwar „rechtsradikal" wie die Antisemiten oder „linksradikal" wie bestimmte Antifas sein, aber eben nicht radikal. Der bedeutendste neuere Versuch einer radikalen Bewegung, die Grünen, scheiterte schon bald nach dem Start - nicht etwa an unvereinbaren Inhalten, sondern an einer tiefsitzenden habituellen Unfähigkeit im Umgang miteinander. Radikales Denken in den Deutschländern ist daher immer eine Sache von Einzelgängern geblieben, von Martin Buber, Gustav Landauer, Theodor Lessing und Kurt Tucholsky bis zu Martin Niemöller, Rudolf Bahro, Baldur Springmann und Günther Nenning.

Daran hat sich nach 1945 nichts Wesentliches geändert. Ein Habituswandel zeichnete sich ansatzweise allenfalls 1968 im westlichen und 1989 im östlichen Teil Deutschlands ab. Die Effektivität, mit der die „Normalisierung" dann dennoch - im einen wie im anderen Fall - zuschlug und das Terrain einebnete, gibt Anlaß zur Frage, ob von diesem Deutschland nicht doch wieder ein Krieg ausgehen wird.

Habituswandel um 1968

3. In Frankreich

Jede duale Gegenüberstellung enthält die Versuchung, komplexe Wirklichkeit binär auseinanderzusortieren. Das gilt auch für den Vergleich von Identitätsprozessen in Deutschland und Dänemark, die zu Stereotypisierungen wie kalt/warm, Großstaat/Kleinstaat und Krieg/Frieden Anlaß geben könnten. Ein dritter Bezugspunkt ist da hilfreich. Politische Kultur und Habitus in Frankreich vermitteln Einsichten, die eben nicht auf die dänisch-deutschen Widersprüche zu reduzieren sind.

Ist der dritte Bezugspunkt zufällig ausgewählt? Er ist so zufällig wie das Deutsche und Dänische an meiner Biographie.

Nouvelle Droite und Mai 68

In zwei sehr unterschiedlichen Phasen meines Lebens hatte ich eine intensive persönliche Begegnung mit Frankreich. Als Student kam ich zunächst in Verbindung mit französischen Nationalisten. Damals hatte sich soeben die nationalistische Fortschrittsbewegung, *Mouvement Nationaliste du Progrès* (MNP), gebildet mit einem Kern in der *Fédération des Étudiants Nationalistes* und dem Kreis um die Zeitschrift *„Europe Action"*. In einem Sommerlager in der Provence erlebte ich 1966 die Mystik ihrer Militanz, aber auch ihre intellektuelle Schärfe als faszinierend. Ich begegnete politischen Schriftstellern eines ganz anderen Typs, als ich ihn aus Deutschland kannte; Dominique

Sommerlager der französischen Nationalisten 1966

Venner, Jean Mabire und Fabrice Laroche (der später wieder zu seinem Namen Alain de Benoist zurückkehrte) waren eher eine Art von intellektuellen Berufsrevolutionären. Von daher kam ein wesentlicher Anstoß, mich von der bürgerlich-konservativen „alten Rechten" in Deutschland zu lösen und eine „neue Rechte" zu entwerfen. Meine Studie über den „progressiven Nationalismus" in Frankreich war mein erster Text von - einigermaßen - theoretischem Charakter (*„Nationalismus ist Fortschritt". Eine Studie über die jungen fortschrittlichen Nationalisten in Frankreich um die Zeitschrift EUROPE ACTION, Junges Forum* 1967).

Im Sommer 1968 besuchte ich einige meiner Freunde aus diesem Milieu in Straßburg. Es war wenige Wochen nach den Barrikadenkämpfen vom Mai, und ich erfuhr zu meiner Überraschung, daß sie als Nationalisten Seite an Seite mit Trotzkisten und Anarchisten an dieser Revolte teilgenommen hatten. Gemeinsam hatten sie die rote, die schwarze und die grün-weiße (europäisch-föderalistische) Fahne auf die besetzte Universität gesetzt. Die „Elektrizität" des Aufstands war immer noch spürbar in ihren Erzählungen an den Orten des Geschehens: Hier hatten wir uns verschanzt - dort waren die Gaullisten - und um diese Ecke kamen die Polizisten... Für die Nationalisten waren die Ereignisse nicht ein Kampf „rechts gegen links" oder „links gegen rechts" gewesen, sondern eine Revolte der Phantasie und der Poesie gegen die Konsumgesellschaft. Einer meiner Straßburger Freunde - aus einer Familie algerischer *pied noirs* - machte mich mit einigen der neuen Partner bekannt, darunter einem elsässisch-europäischen Föderalisten und einem Anarchisten. Der letztere

schenkte mir zum besseren Verständnis eine Ausgabe von André Bretons *„Manifestes du Surréalisme"*; aber als ich ihm dafür dankte, winkte er bescheiden ab: „Ich habe es aus einer Buchhandlung gestohlen. Es ist Volkseigentum." (Noch heute betrachte ich den Band als etwas Besonderes in meinem Bücherregal - er ist nicht mein Eigentum, sondern Volkseigentum von 1968.) Die Erfahrungen von 1968 waren auf so erregende Weise verwirrend für mich, daß ich versuchen mußte, sie in einer weiteren Studie zum französischen Nationalismus auf die Reihe zu bekommen (*„Mai 68. Die französischen Nationalisten und die Revolte gegen die Konsumgesellschaft", Junges Forum* 1969).

In der Folgezeit war ich darum motiviert, selbst an dem Veränderungsprozeß teilzunehmen. Ich erlebte, wie aus solchen Anfängen die französische *Nouvelle Droite* hervorging, und arbeitete als deren deutscher Korrespondent an ihrer theoretischen Zeitschrift *„Nouvelle École"* mit. Das war ein wichtiges intellektuelles Abenteuer. Es brachte mir nicht nur die zwiespältige Begegnung mit dem intellektuellen und ästhetischen Faschismus Frankreichs und der Romania - Pierre Drieu La Rochelle, Ferdinand Céline, Giulio Evola - sondern auch mit dem philosophischen Rationalismus Louis Rougiers, Bertrand Russells, Ludwig Wittgensteins und des Wiener Kreises. Allerdings machte mir zunehmend das strategische Denken der *Nouvelle Droite* zu schaffen, das sich auf eine Mischung aus Carl Schmitt und Antonio Gramsci stützte. Wenn es aber nur um die Eroberung intellektueller Hegemonie geht, kann die Schärfe des intellektuellen Widerspruchs sich schwerlich entfalten. Darum beendete ich in den siebziger Jahren die Zusammenarbeit. Mit Alain de Benoist persönlich tausche ich jedoch auch weiterhin über alle Veränderungen und Differenzen hinweg Fragen, Kritik und Einsichten aus - und Weihnachtsgrüße. Sein Format als Querdenker überschreitet, wie ich meine, die Begrenzungen der *Nouvelle Droite*.

Alain de Benoist (1997)

Eine ganz andere Zusammenarbeit eröffnete sich ein Jahrzehnt später. 1985 wurde ich - inzwischen in Dänemark - von Forschern aus der Bretagne angesprochen und begann, zusammen mit ihnen das *Institut International d'Anthropologie Corporelle* (IIAC) aufzubauen, eine französisch-dänisch-deutsche Forscherzusammenarbeit.

IIAC-Treffen im Aostatal/Italien, 1989. Thema: Traditionelle Volksspiele

Jahr für Jahr führten wir - gefördert vom Deutsch-Französischen Jugendwerk - experimentelle Seminare zum interkulturellen Lernen durch. Dadurch verdichtete sich zunehmend die persönliche Verbindung mit französischen Kollegen, vorwiegend aus Rennes, wo ich auch wiederholt als Gastprofessor unterrichtete. Nach Jahren wachsender Vertrautheit mit den französischen Freunden eröffnete sich mir auch ein Einblick in deren unterschiedliche politische Biographien. In vielfältiger Weise führten diese alle zum *gauchisme* und zur *contestation* von 1968 zurück, sei es zur PSU, zum bretonischen Maoismus oder zum revolutionären Situationismus.

Trotz intensiven Austauschs und zahlreicher Aufenthalte in Frankreich sowie mancher erhellender Konflikte innerhalb des IIAC kann ich allerdings nicht behaupten, ein einigermaßen zusammenhängendes Bild von der französischen Identitätsfrage zu haben.

Französische Kolonialität und Antikolonialität

Als Ausgangspunkt meines Fragens kann ein Buch dienen, das mir von verschiedenen Kollegen in Rennes immer wieder als beispielhaft und grundlegend empfohlen worden war, Alain Finkielkrauts *„La defaite de la pensée"*, 1987. Es zeichnet ein Bild von kristalliner Klarheit.

Zwei konfliktuelle Linien ziehen sich - wie Finkielkraut zeigte - durch die europäische Geschichte, die Linie des täglichen Lebens (*la vie quotidienne*) und die Linie des Denkens (*la pensée*). Die Linie des Denkens ist die überlegene Leistung der Aufklärung und der Zivilisation. Für sie stehen Namen wie Voltaire, Goethe und Ernest Renan. Hier bestimmt sich Identität durch Bewußtseinsakte intellektueller Art. Es ist die helle und gute Linie.

Dem gegenüber steht die Linie des Alltagslebens. Sie ist niederer Art. Hier haben Körperlichkeit und Triebhaftigkeit ihren Platz, aber auch das von ihnen abgeleitete falsche Denken. Für dieses stehen zunächst Herder und Rousseau, die sich auf das „Natürliche" und auf das „Volk" beziehen. Daran knüpften die Theoretiker der Konterrevolution wie de Maistre an, aber auch der Kulturrelativismus in der amerikanischen Anthropologie. Im neueren Denken gehören dazu Claude Lévi-Strauß und Michel Foucault mit ihrer jeweiligen Relativierung des westlichen Denkens. Die Begeisterung für die Dritte Welt (*tiersmondialisme*) und die Négritude - Aimé Césaire, Frantz Fanon und Régis Debray - aber auch der Antirassismus der UNESCO bauen alle mit am schlechten Gewissen des Westens. Neueste Stichworte dieser romantisch akzentuierten Linie liefern der Postmoder-nismus und der Diskurs vom Recht auf Verschiedenheit (*droit à la différence*). Aber nicht zuletzt verschafft sich das niedere Denken Ausdruck in körperlichen Bewegungen - wie dem Rock'n Roll. Die Gitarre steht gegen die Sprache. Mit der Trommel lasse sich eben kein vernünftiger Gedanke ausdrücken.

Volk und Exotik, Romantik und Rockmusik - im Ergebnis führe all das zu Intoleranz und Infantilismus. Der Mensch wird zum Fanatiker oder zum Zombie. Das ist die schwarze Linie.

Nun möge es dahingestellt bleiben, inwieweit Alain Finkielkraut persönlich später von der Schärfe dieses Dualismus wieder abgerückt sei. Die Konfiguration als solche ist aussagekräftig. Sie erinnert an die dichotomischen Feinderklärungen, wie man sie von deutscher Seite her kennt. Kein Volk und kein Frieden. Und doch - sie enthält zugleich eine überdrehte Radikalität, die etwas Besonderes darstellt, bis hin zum unverhohlen kolonialen Pathos des universellen - französischen - Zivilisationsbegriffs. Da gibt es ein klares Oben und Unten - die *hiérarchie fondatrice de l'Occident* zwischen Zivilisierten und Unzivilisierten - und damit eine binäre Überzeichnung von solcher Art, daß die Künstlichkeit der Konstruktion unübersehbar wird. Indem Finkielkraut *„la civilisation"* sagt, kommentiert die Künstlichkeit die Künstlichkeit - ein intellektuelles Glasperlenspiel von Format.

Am Kampf der „zwei Linien" kann ich - überrascht - wiedererkennen, was ich in den sechziger Jahren als Anfang der *Nouvelle Droite* erlebte und was mich daran fasziniert hatte: Da ist der panoptische Überblick über das Ganze, die universelle Ordnung von Hell und Dunkel, Richtig und Falsch, Gut und Böse, eine kristalline Rationalität. Oder kritisch gesagt: Da entfalten sich Allmachtphantasie (*la civilisation*), Rechthaberei (der Westen, *l'Occident* mit dem großen O) und ein kraftvoller Größenwahn (mit dem Recht auf Kolonialismus).

Von Michail Bakunin stammt die Einsicht, daß Herrschaft über andere stets auf den Herrschenden selbst versklavend zurückwirkt (*Aufruf an die Slaven*, 1848). Der nach außen gerichtete Kolonialismus richtet sich gleichzeitig repressiv und destruktiv nach innen, gegen den Kolonialherren selbst. Er verstümmelt dessen Seele und Bewußtsein. In diesem Sinne rächt sich der Kolonialismus noch lange nach dem Zusammenbruch des französischen Kolonialreichs. (Auch der deutsche „Herrenmensch" verstümmelte weit über 1945 hinaus Generationen von Deutschen - und wird sie weiterhin belasten.)

Alain Finkielkraut

Am Kampf von Finkielkrauts „zwei Linien" kann ich - überrascht - wiedererkennen, was ich in den sechziger Jahren als Anfang der *Nouvelle Droite* erlebte und was mich daran fasziniert hatte: Da ist der panoptische Überblick über das Ganze, die universelle Ordnung von Hell und Dunkel, Richtig und Falsch, Gut und Böse, eine kristalline Rationalität.

Aber das ist nur die eine Seite der intellektuellen Situation in Frankreich. Eine andere ist, daß gerade das Extreme der kolonialen Konstruktion in Frankreich auch eine besondere Radikalität antikolonialer Logik hervorgerufen hat.

So war es Henri Lefebvre, der den Hauptbegriff jener „schwarzen Linie" Finkielkrauts, das Alltagsleben, zum Ausgangspunkt einer kritischen Theorie der Gesellschaft gemacht (*„Critique de la vie quotidienne"*, 1947). Indem er die Aufmerksamkeit auf den Stil und das Fest richtete und sie der Spezialisierung und Parzellierung des industriekapitalistischen Alltagslebens entgegenstellte, brachte er den Begriff der Entfremdung, den der marxistische Mainstream vernachlässigt hatte, wieder in den Mittelpunkt. Lefebvre konnte damit zugleich an die surrealistische Verfremdung und Kritik des Realen anknüpfen. Die Straße und das Essen, die Kirche und das Bett wurden zu Bezugspunkten eines anderen Denkens.

Dazu paßt, daß Henri Lefebvre in seiner Frühzeit die theoretische Reflexion ausgerechnet auf die Nation gerichtet hatte (*„Le nationalisme contre les nations"*, 1937). Er nahm sich damals nichts Geringeres vor als eine *psychosociologie du sentiment national*, die auf einer eingehenden Kenntnis nationalistischer Literatur von Rang - Maurice Barrès, Charles Maurras, Arthur Moeller van den Bruck etc. - aufbaute. Seine Analyse setzte sich explizit ab gegen den bourgeoisen Kosmopolitismus der Moderne und bescheinigte Goethe ein *idéal noble, mais froid et abstrait*, ein edles Ideal, aber kalt und abstrakt - und darum letztlich wirkungslos. Die Kritik des Nationalismus, die Lefebvre selbst statt dessen in aller Schärfe formulierte, verkleinerte ihren Gegenstand nicht, sondern unterstrich dessen religiöse Züge. Der „wahrhafte Internationalismus" aus marxistisch-leninistischer Sicht sei nicht einfach das Gegenteil der nationalistischen Selbstbeschränkung. Sondern er bilde eine dritte Position: jenseits sowohl des anarchisierendes Schemas, das die Nationalität ganz in Abrede stelle - er verglich den anarchistischen Antipatriotismus mit der Maschinenstürmerei - , und des sozialdemokratisch-reformistischen Schemas, das alles nur aus der Sicht einer einzigen, der eigenen Nation sehe. Mit dem dritten Weg bezog Lefebvre eine Position der „Wärme" und der nationalen Selbstbestimmung: Es ist die Nation selbst, die gegen den Nationalismus ins Feld geführt werden kann.

Jenseits sowohl des anarchisierenden Schemas, das die Nationalität ganz in Abrede stelle, und des sozialdemokratisch-reformistischen Schemas, das alles nur aus der Sicht einer einzigen, der eigenen Nation sehe, bezog Levebvre eine dritte, antikoloniale Position der „Wärme" und der nationalen Selbstbestimmung.

Mit dieser Analyse war Frankreich - nach Irland mit James Connolly, dem Austromarxismus und dem jüdischen Deutschland mit Martin Buber - eines der ersten Länder, in dem die nationale Frage als antikoloniale Frage von links her gedacht wurde. Lefebvres Studie war zwar mit den Unvollkommenheiten und Widersprüchlichkeiten des (National-)Stalinismus versehen - immerhin war Lefebvre zu jener Zeit Parteiintellektueller der Kommunistischen Partei Frankreichs und hatte die Aufgabe, deren Volksfrontstrategie zu rechtfertigen. Aber dieser Ansatz bewegte sich auf einem theoretischen Niveau, das bis dahin unerreicht war - und seither kaum wieder erreicht wurde.

Ein anderer Habitus der Distanz - und die Situation

Von Lefebvres Querdenken führten eine ganze Reihe von Lernprozessen zum Situationismus, zum Denken des Situativen - und zum Mai 1968. In seiner philosophischen Selbstbiographie *„La somme et le reste"* hatte Lefebvre es 1959 unternommen, eine Theorie des Moments, des Augenblicks, zu entwerfen. Der Mensch sei existenziell dadurch geprägt, daß er es vermöge, Augenblicke zu schaffen - *sa capacité à créer des moments*. Damit autonomisiert sich der Mensch, sei es im Moment der Mahlzeit, des Spiels oder der Liebe. Auch das Nationale ist in diesem Sinne situativ, während die nationalistische Überspitzung ebenso wie die Freßsucht und die Spielsucht Pathologien des Moments darstellen. In der Situation begründet sich eine alternative Anthropologie - alternativ zur Herrschaft der Systeme.

Das konnte politisch weitergedacht und zum Ismus werden. *„Die Situation ist die Revolution"* - unter solchen Überschriften nahmen revolutionäre Intellektuelle und Künstler seit dem Ende der fünfziger Jahre Anläufe zu einer vertieften Kulturkritik. Der Situationismus nahm den Aufstand von 1968 vorweg - und vor allem deren Praxis: den Aufruhr als Fest. *„Die Aufgabe des Revolutionärs ist es, Situationen zu schaffen."* Die Barrikaden im Quartier Latin, der Diskussionsmarathon im Odéon, die Graffitis und die Poster an den Wänden schufen Momente - nicht mehr und nicht weniger.

Ein Jahr vor der Revolte hatte Guy Debord das Bild der „Schauspielgesellschaft" zu einem monströsen Theater von Markt, Medien, Wissenschaft und Technologie zugespitzt, auf dessen Bühne die Politik ihren Tanz falscher Begriffe inszeniere (*„La société du spectacle"*, 1967). Gegen die derealisierte und simulierte Welt des Spektakulären erhob sich der Aufstand der Lust, die situationistische Revolution als Karneval der Unangepaßten. Jean Baudrillard folgte später mit dem „Aufstand der Zeichen", den „Simulakren und der Simulation" und der „Agonie des Realen" in ähnlichen Spuren.

Zwar schlug auch in der Avantgarde-Attitüde der französischen Situationisten immer wieder eine Überlegenheit des Besserwissens durch, und in der Praxis der *„Situationistischen Internationale"* mit ihren Fraktionskämpfen, Ausschlüssen und Manifesten mag man so etwas wie eine Karikatur des Stalinismus erkennen, teils bewußt-ironisch, teils unfreiwillig. Aber alles in allem war doch damit eine Zivilisationskritik an der „universellen Ordnung" von ihren Grundlagen her angelegt. In der Situation, im Ereignis mit seiner Einmaligkeit und Besonderheit, liegt der Kern des Widerstands.

Von hier aus ist es dann möglich, die Analyse - und kritische Aufhebung - des panoptischen Blicks zu denken, die einen Dreh- und Angelpunkt im Denken Michel Foucaults ausmachte. Foucault beschrieb anschaulich und auf der Grundlage lebendiger historischer Quellen, wie das Allüberschauen, das Panoptikon, sich übersetzt in die Architektur des Gefängnisbaus. Die aufgeklärte Modernität enthüllt sich als Rationalität des Gefängnisarchipels. Aber das Ereignishafte ist der Sprengsatz unter dem panoptischen System.

Was aus der Sicht defensiver Aufklärung und Universalität - bei Finkielkraut - als Teil der antizivilisatorischen schwarzen Linie erscheint, ist bei genauerer Betrachtung also ein Höhepunkt der Kritik und ihrer intellektuellen Radikalität. Es ist die Aufklärung über die Aufklärung.

Ist dieses antikoloniale Denken aber vielleicht so scharf, daß es nicht mehr „praktisch" ist? - Das mag durchaus sein. Es wäre dann ein bemerkenswertes Element des französischen intellektuellen Habitus und seiner Identitätsarbeit.

Also einerseits: Eingespannt in die Dialektik von Kolonialität und Antikolonialiät, mag das französische Spiel mit kolonialen und antikolonialen Radikalismen an die binären Muster im deutschen Freund-Feind-Denken erinnern. Oder inhaltlich gesagt: In Alain Finkielkrauts Kampf zweier Linien kann Jürgen Habermas glauben, seine Verteidigung der preußisch-deutschen Vernunft wiederzuerkennen.

Aber andererseits geht das französische Muster, indem es mit dem Paradoxen spielt, gerade nicht in der Dichotomie auf. Und es fügt sich ebensowenig in den Widerspruch zwischen deutscher Distanzkultur und dänischer Dialogkultur. Ein weiterer, dritter Habitus zeichnet sich ab.

Das Paradoxe und der Weg zu den kleineren Einheiten

Überraschenderweise gibt es nämlich eine Brücke vom französischen theoretischen Paradox zur äußerst praktischen und vom ganzen Habitus her untheoretischen dänischen Befindlichkeit. Am historischen Phänomen des Situationismus läßt sich das konkret festmachen. Ein Hauptpartner Guy Debords und der französischen

Paris 1968: Demonstration auf den Champs-Elysées

Die Pyramide als ein Symbol für den panoptischen Überblick

Eingespannt in die Dialektik von Kolonialität und Antikolonialiät, mag das französische Spiel mit kolonialen und antikolonialen Radikalismen an die binären Muster im deutschen Freund-Feind-Denken erinnern. Andererseits geht das französische Muster, indem es mit dem Paradoxen spielt, nicht in der Dichotomie auf. Und es fügt sich ebensowenig in den Widerspruch zwischen deutscher Distanzkultur und dänischer Dialogkultur. Ein weiterer, dritter Habitus zeichnet sich ab.

Situationisten war die dänische Gruppe um den Maler Asger Jorn. Dessen Situationismus - den er *„angewandten Wandalismus"* nannte - fügte zwanglos die antikolonialen Pointen der französischen Kritik des Alltagslebens zusammen mit dem volklichen Schamanismus der nordeuropäischen Tradititon. Wie das?

Der französische Habitus begünstigt ein theoretisches Abheben und Zuspitzen, zu der die Distanz inszenierter Kälte ebenso gehört wie die Verweisung des Volksbegriffs an die schwarze Linie der Körperlichkeit. Aber diese Kultur der Ferne - treffender vielleicht: die Zivilisation der Ferne - ist eine andere als die des deutschen Bürgerkriegs und der aggressiven Zerfallenheit mit sich selbst. Sie spielt zugleich hinüber in ihr Gegenteil. Alain Finkielkraut und Alain de Benoist argumentieren für diametral Entgegengesetztes in der gleichen Weise, in der Art des Glasperlenspiels. Und: Die äußerste Zuspitzung des „Universellen" läßt die partikulare „Situation" als notwendiges Gegenbild erscheinen.

Oder, weniger dualistisch ausgedrückt: Der philosophische Idealismus der Neuen Rechten (de Benoist) und der idealistische Rationalismus der Linken (Finkielkraut), obwohl extrem polarisiert, verhalten sich gemeinsam zu einem Dritten, einer Art körperlichem Materialismus (zu finden bei Lefebvre, Situationismus, Bachelard, Bataille, Foucault ...). Das Ereignis mit seinem unreduzierbaren Hier und Jetzt ist die reale Kritik des Allgemeinen. Das Leben ist paradox.

Der philosophische Idealismus der Neuen Rechten (de Benoist) und der idealistische Rationalismus der Linken (Finkielkraut) verhalten sich gemeinsam zu einem Dritten, einer Art körperlichem Materialismus (zu finden bei Lefebvre, Situationismus, Bachelard, Bataille, Foucault ...).

Das Leben ist paradox.

Das Paradoxe, das dem französischen intellektuellen Diskurs seine besondere Färbung gibt, bildet wohl ab, was dem Bewußtsein von französischer Identität kulturell zugrundeliegen mag. Der Hexagonalismus - das „ganze und unteilbare" Frankreich - war immer ein angestrengtes Machtspiel und eine intellektuelle Abstraktion, die sich mit ihrem Netz künstlicher Departements und Präfekturen von der keltischen Bretagne über die französische Provinz Algerien bis zur pazifischen Kanakei (Neu Kaledonien) erstreckt(e). Es ist und war immer zutiefst zersplittert, aber eben nicht wie das deutsche Systemdenken mit sich selbst zerfallen. Das gibt Raum für das luzide Feuerwerk der Widersprüchlichkeiten.

Das erlaubt es, eine Brücke zu schlagen zum dänischen Muster von Nähe und lokaler Wärme. Das „lebendige Wort" der dänischen Tradition ist ja deshalb so lebend - auch im Schweigen - , weil es situational ist. Es kann nicht, wie das gedruckte Wort oder gar die mathematische Formel, abgelöst werden vom Hier und Jetzt, von der Begegnung und Vergegnung, von der Nähe, Körperlichkeit und Unverwechselbarkeit der Sprechenden.

Bezieht man das wieder mehr auf die politische Dimension, so stellt sich die (französische) Identitätsfrage neu. Denkt man nämlich das Universelle als einen intellektuellen Überbau über der praktisch-realen Basis eines kolonialen Großstaats - des französischen Empire ebenso wie des deutschen Reichs oder des EU-Europa - wohin weist dann die französische Kritik des Universellen? (Der Mai 68 ist insofern kein abgelegtes Stück Vergangenheit.)

Henning Eichberg 1982 ...

Diese Frage berührt die skandinavische Erfahrung im Umgang mit dem Volklichen und mit dem Recht auf Verschiedenheit - in der historischen Praxis. Im 19. Jahrhundert bestand Nordeuropa aus nur zwei Staaten, die jahrhundertelang als Reiche miteinander um die Vorherrschaft gerungen hatten, Dänemark und Schweden. Das Ergebnis des Nationalisierungsprozesses waren in Nordeuropa jedoch weder die große skandinavische Union - von der der bürgerliche Nationalliberalismus träumte -, noch innerskandinavische Volkskriege. Sondern Skandinavien entwickelte eine Vielfalt selbstbestimmter Völker, die in Dialog und Wechselwirkung miteinander traten: neben Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland später Grönland, Island, die Färöerinseln und Åland. Tendenzen zu weiterführender Abkoppelung in Schonen und im Samenland (Lappland) erfahren

vielfach Sympathie (und Widerspruch). Volklichkeit hat also eine sehr praktische Seite - Demokratie und Frieden. Vielfalt und Selbstbestimmung.

Wenn Asger Jorns angewandter Wandalismus diesen Prozeß abbildete, welchen Prozeß bildet dann der französische Situationismus und Foucaults Kritik des Panoptischen ab?

Geschichten, die der Habitus erzählt

Das hier Gesagte mag über weite Strecken hin abgehoben philosophisch klingen, so wie auch meine politische Biographie - alte Rechte, neue Rechte, neue soziale Bewegungen, dänischer Volkssozialismus... -, wie aber auch die Aufbruchshoffnungen von 1968 vielfach als abstrakt erscheinen mögen. Hier liegt in der Tat ein Problem. Was haben die Staaten - oder gar die Parteien - mit dem Leben der Menschen zu tun, und was die Theorien und Ismen - des Panoptischen, des Situationalen, des Volklichen...? Die Konflikte seit den neuen nationalen Aufbrüchen in Osteuropa 1989 zeigen indessen die Brisanz der Identitätsproblematik - und auch ihre destruktiven Potentiale. Aber das genügt noch nicht als Argument.

Solches Ungenügen ist ein wichtiger - wenngleich nicht der einzige - Hintergrund für die Fragearbeit, die sich die dänisch-französisch-deutsche Zusammenarbeit des IIAC vorgenommen hat. Was geschieht im Erleben zwischen Menschen - z.B. zwischen Forschern, zwischen Intellektuellen -, wenn unterschiedliche kulturelle Identitäten aufeinanderstoßen? Wie entstehen oder begrenzen sich Dialog und gegenseitiges Verständnis? Wie produktiv oder blockierend ist der Konflikt?

All das ist nicht mehr Politik im Sinne von Staaten, politischen Doktrinen oder vielleicht des „Nationalen" überhaupt, in seiner überkommenen westlichen Bedeutung. Sondern es verweist auf die Psychodynamik von Identitäten, wie ihr die Ethnopsychoanalyse und Ethnopsychiatrie nachgehen - als Versuche einer tiefenpsychologischen Durchdringung des Volklichen.

Das wiederum ist nicht nur eine Frage luftiger Diskurse, Theorien und Deutungen. Sondern hart stoßen sich die Körper im Raume - oder das, was Max Weber und Norbert Elias (später auch Pierre Bourdieu) als Habitus bezeichnet haben. Die kollektiven Geschichten der Völker finden sich nicht nur - oder gerade eben nicht - in den Geschichtsbüchern und Lehrplänen der Schulen wieder, wohl aber in den Sinnen und Körpern der real existierenden Menschen, in Zeitmustern, Rhythmen, Verpanzerungen, Raumnutzungen. Was sagen diese Körpersprachen? Können wir sie - über die gängigen Stereotype und „Vorurteile" hinaus - ablesen? Und welche dialogischen Qualitäten, welche Aufmerksamkeiten setzt das voraus?

Habitussoziologie und Körperanthropologie unter solchen Identitätsfragen ist also das Gegenteil dessen, was gemeinhin als „nationale Identifikation" verstanden wird. Hier soll nichts „fest"-gestellt, sondern etwas zum Fließen gebracht werden, nicht Sicherheit geschaffen, sondern gefragt, geöffnet und damit sinnvoll verunsichert werden. Nicht um politische Abgrenzung geht es, sondern um die Befragung auf das jeweils Dritte hin.

Warum erscheinen mir - um das Beispiel wieder aufzunehmen - dänische Männer in ihrem Alltag oft so mütterlich, sanft und unernst - und anderen als „konfliktscheu"? Gibt es Sinn, im Dänischen matriarchale Untertöne zu vernehmen, bzw. was sagt das über spezifisch patriarchale Züge im deutschen Habitus, was über mich selbst? Und was kann ein dritter Blickwinkel - hier also der französische - dazu beitragen? - All das geht tiefer als Duell, Uniform, Militärfragen, Legalisierung von Homosexualität, Frauenkampf, Sportkultur, Umgangsformen zwischen Professoren u.a. - aber es hat auch mit diesen eminent praktischen Dimensionen zu tun.

Gerlev Idrætshøjskole: Volksspiele

Die kollektiven Geschichten der Völker finden sich nicht nur - oder gerade eben nicht - in den Geschichtsbüchern und Lehrplänen der Schulen wieder, wohl aber in den Sinnen und Körpern der real existierenden Menschen, in Zeitmustern, Rhythmen, Verpanzerungen, Raumnutzungen. Was sagen diese Körpersprachen?

... und 1997

Als Kind las ich regelmäßig die Bildergeschichten von Petzi, Pelle und Pingo. Ich lief jeder Samstagsausgabe des *„Hamburger Abendblatts"* nach, um auf der Comic-Seite die Abenteuer der drei - des Bären, des Pelikans und des Pinguins - zusammen mit dem schläfrigen Seebär und den anderen Freunden zu verfolgen, und ich sammelte eifrig die Fortsetzungen. Und doch war da irgend etwas, das mir fehlte - ich verstand damals nicht, was eigentlich. Petzi, Pelle und Pingo bauten ein Schiff und waren voll von technologischem Erfindergeist, sie unternahmen Entdekkungsreisen zu Pyramiden und Eskimos und entsprachen auch sonst ganz gut den Erwartungen, die man an den westlichen *He-man* hat. Aber überall trafen sie andere freundliche Tiere, die sie begrüßten, mit ihnen Pfannkuchen aßen, tranken und Drolliges erlebten, um schließlich wieder herzlich Abschied zu nehmen - nein, irgendwie war das alles „nicht spannend". An diesem Punkt sprachen mich doch eher Cisco, Phantom oder „der König der Cowboys" an.

Erst viel später, als ich in Dänemark erneut auf die Bildgeschichten stieß, wurde mir klar, daß ich in meiner Kinderzeit einen tiefgehenden Habituskonflikt erlebt hatte. Die Bilderserie, der ich begegnet war, ist eine dänische Produktion - *„Rasmus Klump"* - und die netten Tiere *hyggen* sich miteinander, sie machen es sich im Leben auf dänische Weise gemütlich. Damit enttäuschen sie die Erwartung von Feind, Bedrohung und damit verbundener „Spannung". Petzi, Pelle und Pingo sind *folk* ohne Feind. Ich hingegen war ein deutsches Kind. Ich hatte, ohne es zu wissen, ein Stück meiner eigenen Identität erlebt - in der „Langeweile" eines Lebens ohne den Feind.

Die modernen Medien - hier der Comic strip - tun also das ihrige dazu, die Habitus- und Identitätsdifferenzen neu produzieren. Das gibt zu denken hinsichtlich der Schwärmereien von der Vereinheitlichung der Welt durch die Globalisierung des Marktes.

Arbeit an der Entfeindung

Die infragestehende Identität ist nicht einfach objektiv da, als eine Substanz oder etwas Meßbares. Identität ist ein Verhältnis. In dem hier umrissenen Zusammenhang ist sie ein Verhältnis zwischen Deutschem einerseits, Dänischem andererseits und Französischem dritterseits.

Ferner ist Identität nicht etwas, worauf man einfach stolz ist (oder stolz sein sollte). Volkliche Identität, wie sie im persönlichen Gegenübertreten von Mensch und Mensch zum Tragen kommt, ist gerade das Verschiedene, das als eigenes Problem erlebt wird. Identität ist meine eigene als „unsere gemeinsame" Problemlage. Oder zugespitzt: Identität heißt, mit anderen gemeinsame Probleme zu haben. Ich bin nicht deutsch wegen Goethes „Faust" oder Bismarcks Reichsgründung, sondern wegen z.B. der Rolle von Feindbildern in meiner Biographie, wegen unserer Angst - wegen meiner Angst vor „den Roten" in den 1960er Jahren und der Angst anderer vor der „Gefährlichkeit" meines Denkens heute. Was habe ich in andere hineinprojiziert, das nun auf mich zurückweist? Was projizieren andere in mich hinein, das nun auf sie selbst und ihre Deutschheit zurückweist? Deutsch ist das Stolpern meiner Zunge, wenn ich von „Liebe" oder vom „Leben" reden will. Von alledem kann ich mich nicht abmelden, auch wenn ich es wollte, auch nicht durch den Erwerb der dänischen Staatsbürgerschaft.

Auf „unsere" dänische Demokratie und soziale Wohlfahrt kann ich stolz sein - und bin stolz, insofern ich sie mitgestalte. Aber dadurch werde ich noch kein Däne. Sondern betroffen bin ich von

Identität heißt, mit anderen gemeinsame Probleme zu haben. Ich bin nicht deutsch wegen Goethes „Faust" oder Bismarcks Reichsgründung, sondern wegen z.B. der Rolle von Feindbildern in meiner Biographie, wegen unserer Angst: wegen meiner Angst vor „den Roten" in den 1960er Jahren und der Angst anderer vor der „Gefährlichkeit" meines Denkens heute.

Deutsch ist das Stolpern meiner Zunge heute, wenn ich von „Liebe" oder vom „Leben" reden will.

jener deutschen Zerrissenheit, die sich als Entheimatung und Feindbildproduktion in meine persönliche Geschichte und meinen Habitus eingeschrieben hat. Erst diese macht mich zum Deutschen - und im übrigen zum Schlesier.

Es geht also beim interkulturellen Lernen nicht um die Produktion von Illusionen über die konfliktlose Verständigung, über den problemlosen Grenzübergang zwischen den Identitäten oder über den großen Überblick. Sondern es geht um eine Arbeit an der Entfeindung der eigenen Identität. Wenn Selbstbiographie zum Psychogramm der Verfeindung werden könnte, trüge sie bei zur konkreten Friedensforschung, gewissermaßen an der Basis des gesellschaftlichen Prozesses. In diesem Falle also an der Basis jenes Deutschlands und seiner inneren Verfeindungen, von denen wieder ein Krieg ausgehen kann. *Meines* Deutschlands, von dem - wenn seine Psychodynamik nicht eine ganz andere Richtung erhält - wieder ein Krieg ausgehen wird.

Dem stellt sich ein Gespräch entgegen, das - in seinem Kern - nicht der Diskurs über andere ist. Sondern die Hinwendung zum Wir und zum Du der Identität - und zum Ich als einem Fremden.

An dieser Stelle - und erst an dieser - gibt es Sinn oder wird es gar notwendig, die Wende ins Universelle zu vollziehen. Das Universelle liegt also weder in „der Zivilisation", noch in der binären Struktur der Systeme. Sondern universell ist, daß wir zueinander „du" sagen können.

Das Du macht es nicht zuletzt möglich, daß das Ich ironisch im Schweben verbleiben darf. Oder sollte das nur ein dänisches Vorurteil sein?

Drei Konfigurationen in Widersprüchen

Vorsicht: Das hier ist kein System, sondern eine selbstkritische Begegnung.

Die obigen Überlegungen wurde 1993 in einer Tagung des Deutsch-Französischen Jugendwerks und 1994 an der finnischen Universität Jyväskylä vorgetragen; dort erschien der Text zunächst auf Englisch („*The Enemy Inside. Habitus, Folk Identities - and a Controversial Political Biography*" in: *Strangers in Sport. Reading Classics of Social Thought.* University of Jyväskylä, Department of Social Policy 1995).

Die Comic-Bilder sind entnommen aus „Rasmus Klump og Hans Lillebror" von Carla und Vilh. Hansen.

Es geht also beim interkulturellen Lernen nicht um die Produktion von Illusionen über die konfliktlose Verständigung, über den problemlosen Grenzübergang zwischen den Identitäten oder über den großen Überblick. Sondern es geht um eine Arbeit an der Entfeindung der eigenen Identität.

Universell ist, daß wir zueinander „du" sagen können.

Oder sollte das nur ein dänisches Vorurteil sein?

***Jörg Immendorff** (Düsseldorf): Café Deutschland I, 1978*
„Die Freude am Malen mit dem Wunsch, die Mauer zu überwinden, verbinden!"
In der Mitte A.R. Penck (damals Dresden), links daneben ein Selbstportrait des Künstlers

Hans-Joachim Maaz

Die Mauer in den Köpfen

Zwischen Gefühlsstau (Ost) und Marketingorientierung (West)

Als Psychotherapeut bin ich tagtäglich mit „Lebensgeschichten" als Einzelschicksalen von Menschen befaßt, und dabei fallen auch Befunde und Zusammenhänge auf, die unabhängig von der individuellen Ausprägung verallgemeinerungswürdige Tendenzen aufweisen. Dabei spielen Werte und Normen in der Gesellschaft eine wichtige Rolle, von denen die Mehrheit einer Bevölkerung berührt oder betroffen werden kann, vor allem wenn sie durch Erziehung vermittelt werden. Der Psychotherapeut muß dann seine Arbeit auch politisch begreifen, wenn er feststellen muß, daß gesellschaftliche, politische, soziale Verhältnisse wesentlichen Anteil an psychosozialen Fehlentwicklungen und Erkrankungen von Menschen bekommen, um sich nicht durch seine Arbeit an falscher Beruhigung, Verleugnung, Vertuschung und Anpassung an abnorme Verhältnisse schuldig zu machen.

In der DDR galten notwendige Therapieziele wie mehr Selbständigkeit und Selbstbestimmung, mehr Offenheit und Ehrlichkeit, größere Kritikfähigkeit als subversive Fähigkeiten. Und heute sind die Wahrnehmung und Akzeptanz von Ängsten und Unsicherheiten, von Schwächen und

Abhängigkeitsbedürfnissen für Menschen eine Gefahr, weil damit ihr „Marktwert" sinkt und sie auf Kosten ihrer Gesundheit solche seelischen Zustände verbergen und unterdrücken müssen. Damit sind bereits die Unterschiede, zugleich aber auch gleichwertige Probleme und vergleichbare **Einseitigkeiten aus ostdeutscher und westdeutscher Sozialisation** benannt, die nun im Vereinigungsprozeß aufeinanderprallen und viele Schwierigkeiten erklären helfen.

Vor 1989 waren sich die Deutschen in Ost und West offenbar näher als heute im 7. Jahr der Einheit. Die früheren Besuchs- und Geschenksbeziehungen haben die Fassaden von den bedürftigen und armen „Brüdern und Schwestern" im Osten und von den erfolgreichen und reichen „Tanten und Onkels" im Westen gestützt. Die Menschen auf beiden Seiten stimmten wohl mehrheitlich darin überein, daß es die einen gut getroffen hätten und die anderen leider schlecht dran wären. Es wurde dafür der Maßstab unserer Zeit angelegt: die Warenfülle und Konsummöglichkeiten, die Reisekilometer, die Zerstreuungs- und Vergnügungsangebote. Bei den sogenannten Menschenrechten gab es schon weniger Übereinstimmung hüben und drüben. Den politischen Grundrechten und den wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten konnte zumindest das Recht auf Arbeit, Wohnung und soziale Sicherheit entgegengehalten werden. Aber die materiellen Dinge und die Verheißungen des äußeren Scheins haben über alle Ideologien und Zukunftsvisionen obsiegt. Der suggestiven Kraft der „süßesten Versuchung", der „April-Frische", des „Duftes der weiten Welt", der erhofften Zufuhr an Schönheit, Jugendlichkeit und Dynamik, die den Waren zugesprochen wird, sind die meisten Menschen nur allzugern erlegen. Die Orientierung auf die äußeren Werte, auf das, was man haben kann und was machbar ist, lenkt am besten ab von inneren Nöten, davon, was man nicht ist und was man lieber lassen sollte.

Die Spaltung Deutschlands mit dem „Kalten Krieg" zwischen den beiden deutschen Staaten hat auch Spaltungen und Projektionen im Psychischen ermöglicht bzw. eine wechselseitige Feindseligkeit mit der Abspaltung der eigenen Destruktivität begründet. Die millionenfache Schuld der Deutschen im Nationalsozialismus, ihre Mittäterschaft, das Mitläufertum, die Kriegslust, die verbrecherische Schuld an Mord und Totschlag, an Zerstörung, Leid, Elend, Völkervernichtung und Rassenwahn sollten offenbar schnell vergessen oder gar nicht erst als individuelle Schuld begriffen werden. So erhoffte man sich im Osten mit dem Versuch, eine neue, sozial gerechtere und menschlich solidarischere Gemeinschaft aufzubauen, die Vergangenheit tilgen zu können. Mit der Tatsache, daß sogenannte Antifaschisten an die Macht gehievt worden waren, konnte eine Stunde Null proklamiert werden und ein ganzes Volk wurde kollektiv exkulpiert und in die Traditionslinie des Antifaschismus gestellt. Das Böse wurde in den Westen gebannt, dort nur lebten die Nazis, die Kriegsverbrecher, die menschenfeindlichen Imperialisten weiter. Und im Westen stürzten sich die Menschen in einen geschäftigen Aktionismus und schufen sich mit dem Wirtschaftswunder die Illusion, nur durch Wohlstand und Zerstreuung ihre Schmach und Schuld vergessen und bereinigen zu können: Der Stolz auf den Erfolg war die Beruhigungsdroge, und das Böse und Schlechte gab es dann vor allem nur noch im Osten bei den „gefährlichen" Kommunisten.

So gab die Spaltung Deutschlands den Deutschen in Ost und West eine fragwürdige Chance, sich wechselseitig des Negativen zu bezichtigen. Ein wirkliches Verständnis von den innerseelischen Bedingungen, die Menschen zu Faschisten und zu ihren Sympathisanten und Mitläufern machen konnten, gab es weder hüben noch drüben, und erst recht nicht eine wirkliche Auflösung dieser psychosozialen Fehlhaltungen. Die Siegermächte haben den Westdeutschen Demokratie verordnet, an deren Aufbau auch noch Eliten des Nationalsozialismus beteiligt waren, und kaum einer hat sich gewundert, wie das psychisch gehen soll. Und den Ostdeutschen ist der Sozialismus auferlegt worden mit dem Bemühen ideologisierender Gehirnwäsche gegen alle Erkenntnis von der tiefenpsychologischen Struktur der menschlichen Seele.

So hat die politische „Wende" in der DDR bei einer großen Zahl der Ostdeutschen tiefe freudige Erregung und Hoffnungen ausgelöst mit großem politischem Engagement. Das nie für möglich Gehaltene geschah: „Wahnsinn" war ein häufig zu hörendes Wort in jener Zeit. Es gab einen Wenderausch, eine höchst aktive und kreative Zeit und eine **Vereinigungseuphorie auf beiden Seiten**. Die berühmten Schauer der Erregung, die über östliche wie westliche Rükken rauf und runter liefen, als die Mauer plötzlich „zusammenfiel", die freudetrunkenen Umarmungen der Deutschen und die Tränen unfaßbaren Glücks sind uns immer noch in

gen Lebens, konkreter Verlust an Einfluß und Kompetenz, Zwang zur Neuorientierung mit kritikloser Vernichtung gewachsener und auch bewährter Strukturen, Gewohnheiten und Institutionen. Dieser Vereinigungsprozeß war auffällig, er verriet die unvereinbaren Sozialisationsfolgen. Die Worte von der „Mauer in den Köpfen" und daß „die innere Einheit" nicht gelinge waren dafür bald gefunden. In den Vorurteilen verrieten sich die jeweils ungelebten Schattenseiten der eigenen Sozialisation. Mit den „Besser-Wessis" prangerten die Ostdeutschen projektiv ihre eigene Behinderung zur individuellen Stärke und Durchsetzungskraft an, und mit den „Jammer-Ossis" verrieten die Westdeutschen ihre Angst vor Schwäche, Hilflosigkeit und Klagsamkeit, die sie in ihrem Leben nicht zeigen durften, um ihre Marktchancen nicht zu gefährden.

wohliger Erinnerung. Für die Ostdeutschen glaubte man, rasch eine Erklärung für ihre Gefühlsausbrüche zu wissen: daß sie nun endlich befreit aus ihrem „Gefängnis" wären. Aber warum kam es bei den Westdeutschen zu ähnlich kathartischen Entladungen? In den späteren Analysen fand ich eine Antwort dafür: Mit der steinernen Mauer waren auch seelische Mauern aufgesprengt worden, und im Vereinigungsgestus war symbolisch eine Hoffnung auf ein anderes solidarisches mitmenschliches Leben aufgebrochen, das eben auch in der westlichen Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft kaum noch eine Chance findet.

Die Folgen der **Vereinigung, die keine wurde**, sondern lediglich ein politischer Beitritt und eine radikale vormundschaftliche Überstülpung des ganzen westlichen Gesellschaftssystems auf die Ostdeutschen mit auch unseriösen bis kriminellen Auswüchsen, das alles hat bei den Ostdeutschen Ernüchterung und Enttäuschung ausgelöst. Erklärungen für die zweifelhafte Vereinigungspolitik waren schnell gefunden: der erklärte Wille der Mehrheit der Ostdeutschen, die weltpolitische Lage, das wirtschaftliche Desaster im Osten. Aber eines wurde kaum diskutiert: die psychosozialen Gründe, weshalb die Westdeutschen so dominieren müssen und weshalb ein fast vollständiger Eliteaustausch der ehemaligen Bonzen durch westdeutsche Führungskräfte notwendig sei. Und da auch der wesentlich größere Teil des Besitzes an Boden, Immobilien und Arbeitsmitteln in westliche Hände überging, waren kritische Worte von einer „Kolonialisierung" durchaus berechtigt.

Die Hoffnung, daß es schnell eine Angleichung der äußeren Verhältnisse geben könnte („blühende Landschaften") hatte die Menschen in Ost und West zunächst getragen. Die Ostdeutschen hätten hoffen dürfen, Mittäterschaft und Mitläufertum an einer erneuten gesellschaftlichen Pathologie mit aller Anpassungsschuld, Scham, Kränkung und erlebter Behinderung und Mangelerfahrung schnell tilgen zu können, und den Westdeutschen wären kritische Fragen über ihre Lebensart erspart geblieben. Noch allerdings werden diese Fragen nicht allzu laut und noch nicht nachhaltig genug gestellt. Auf der Flucht davor gehen sich die Deutschen heute mehr aus dem Weg denn je und verschanzen sich hinter ihren Vorurteilen. Die wirklichen Begegnungen sind selten geworden, kritische Auseinandersetzungen finden kaum noch statt, und eine gemeinsame neue Gesellschaftsgestaltung ist nicht gelungen.

Die psychosozialen Folgen dieser Vereinigungsrealität sind im Osten verheerend: eine nie gekannte Arbeitslosigkeit und Existenzbedrohung, eine Entwertung des bisheri-

Die Enttäuschung ist auf beiden Seiten. Sie setzt eine Täuschung voraus: Die Ostdeutschen glaubten wohl mehrheitlich, daß das Leben im Westen grundsätzlich das bessere sei und wollten den Preis für ein solches Leben und die destruktiven Gefahren darin nicht sehen und wahrhaben. Und die Westdeutschen dachten wohl, daß die politischen Verhältnisse insgesamt nur ein bemitleidenswertes Leben im Osten zugelassen hätten und können nicht verstehen, daß die Ostdeutschen nicht des Dankes und des Lobes für die Vereinigung voll sind.

Die Enttäuschung und Ernüchterung hat einen neuen kritischen Blick eröffnet. Was man nicht wahrhaben wollte, dringt nun ins Bewußtsein. Die Ostdeutschen - bis auf die Randgruppen der „Ostalgiker" und der „Neu-Wessis", wobei die letzteren besonders eifrig dabei sind, sich vor allem äußerlich den Westdeutschen anzugleichen - erkennen plötzlich wieder, daß sie vieles aus ihrem Leben einfach weggeschmissen und verachtet haben, gebunden an die Illusion, daß im Westen doch alles besser sei - sie erkennen also, daß diese Einstellung ein Fehler war. Die Westdeutschen spüren in der Andersartigkeit von Ostdeutschen eine Herausforderung, mitunter sogar eine Bedrohung, ihr eigenes Verhalten kritisch zu befragen oder sogar verändern zu müssen. Aber die Veränderungsbereitschaft der Westdeutschen ist gleich Null, sie haben offenbar sogar eine riesige Angst davor, daß sich ihr bisheriges Leben in Wohlstand verändern könnte. Wenigstens an diesem Punkt sind ihnen die Ostdeutschen mit ihren Mangel-und Verlusterfahrungen weit überlegen. Die erfolgreiche und befriedigende Verwestlichung des Ostens hat nicht geklappt, und selbst die Ostdeutschen, die Arbeit haben und denen es materiell besser geht, sind nicht nur zufrieden und glücklich, sie leiden auch darin,

daß Fülle lästig ist,
daß Vielfalt verwirrt,
daß Meinungsfreiheit verhallt,
daß Reisefreiheit nicht wirklich frei macht,
daß der Rechtsstaat keine Gerechtigkeit schaffen kann,
daß Demokratie immer mehr bürokratisiert,
daß die Leistungsgesellschaft chronischen Stress verursacht und im Konkurrenzkampf immer mehr unseriöses Verhalten dominiert.

Der westliche Lebensstil hat für viele seinen Glanz verloren, und reale Gefährdungen der Lebens- und Existenzgrundlage werden häufig heute noch viel stärker erlebt als im „real existierenden Sozialismus".

Die Menschen werden sich der Verschiedenheit bewußter, die unterschiedlichen Sozialisationen haben ihre Folgen hinterlassen. In der DDR hat das autoritär-repressive Gesellschaftssystem durch Ängstigung, Einschüchterung, frühe Trennung zwischen Mutter und Kind und durch Privilegien für Anpassung vor allem Disziplin und Ordnung, Gehorsam und Unsicherheit, Abhängigkeit und Minderwertigkeitsgefühle erzeugt, was bei vielen Menschen als Untertan-Syndrom zusammengefaßt werden kann. In der BRD sind durch autoritär-manipulative und suggestive Strukturen vor allem Leistungsanstrengung, Konkurrenzfähigkeit, Ellenbogenmentalität, Stärkekult und Individualisierung befördert und durch entsprechende Honorierung mit Zerstreuungs- und Vergnügungsmöglichkeiten konditioniert worden, was als Obertan-Syndrom zusammengefaßt werden könnte oder genauer gesagt als Marketing-Charakter. Der weitgehende Zwang zur Anpassung an den Markt nötigt die Menschen, immer flexibler, mobiler und rivalisierender zu werden, was auch zunehmende Bindungsarmut, emotionale Oberflächlichkeit und Süchtigkeit bewirkt.

So haben die typischen Sozialisationsfolgen den Vereinigungsprozeß zu einer **„Herrschafts-Unterwerfungs-Kollusion"** werden lassen, wobei sich die ostdeutsche Unterwerfungsbereitschaft, die passive Erlösungshoffnung und Fürsorgementalität mit der westdeutschen Dominanz- und Gewinnsucht, der aktiven Machermentalität und Vormundschaftseinstellung wechselseitig ergänzt und verstärkt haben.

Die Befragungen und psychosozialen Untersuchungen der letzten Jahre belegen die unterschiedlichen dominierenden Eigenschaften der Ost- und Westdeutschen, die unabhängig von vielen sozialen Parametern (wie Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, sozialem Status) allein aus der Ost- oder Westzugehörigkeit begründet werden. Diese Unterschiede sind nahezu wie entgegengesetzte Pole im Verhalten und in den Einstellungen und verkörpern auf beiden Seiten Einseitigkeiten und Fehlentwicklungen, die sich mit der Vereinigung eben nicht relativiert, sondern in den wechselseitigen Zuschreibungen eher verstärkt haben.

So sehen sich die Ostdeutschen im Vergleich mit den Westdeutschen sozialer, wärmer, gefühlvoller, solidarischer, mitmenschlich verbundener, geselliger, erdverbundener, offener, realitätsbezogener mit der Fähigkeit, sich gut anzupassen und auf unterschiedliche Lebensumstände besser reagieren zu können. Sie schätzen die Westdeutschen arroganter, überheblicher, anspruchsvoller, oberflächlicher, bindungsärmer, gieriger und süchtiger ein.

Szene aus dem ZDF-Fernsehfilm „Schulz & Schulz" mit Götz George in der Doppelrolle: Schulz (Ost) entdeckt seinen Bruder im Westfernsehen

Die Westdeutschen sehen sich im Vergleich zu den Ostdeutschen unabhängiger, freier, individualistisch selbstbewußter, durchsetzungsfähiger, aktiver, zielstrebiger und entschiedener. Sie schätzen die Ostdeutschen gehemmter, unsicher, eher abhängiger, klagsamer, enger, kleinkarierter ein.

Die jetzt erst ins Bewußtsein dringenden Verschiedenheiten, das hartnäckige Festhalten an seelischen Strukturen und sozialen Verhaltensweisen weist auf die frühen Prägungen hin, die eben nicht einfach abgelegt werden können, jedenfalls nicht, ohne dabei die prägende Lebensgeschichte in ihrer ganzen bitteren und schmerzlichen Wahrheit wieder zu erinnern. Alles andere wäre nur eine oberflächliche Veränderung, die zwar am liebsten vollzogen wird, wodurch aber die tiefen Probleme nicht aufgelöst oder überwunden werden können. Diese psychologische Dimension notwendiger Veränderungen und Entwicklungen ist weder nach 1945 noch auch 1989 beachtet worden.

Die Entfremdung und der Mangel an psychosozialer Befriedigung ist bei Westdeutschen vergleichsweise so häufig und tiefreichend wie bei Ostdeutschen, nur die verursachenden Bedingungen und die psychosozialen Ausprägungen sind - wie wir sehen konnten - durchaus verschieden. Die Verleugnung dieser Tatsache ist deshalb für die Situation in Deutschland so gefährlich und möglicherweise auch verhängnisvoll, weil damit erneut die Illusion genährt werden kann, daß allein äußere politische und wirtschaftliche Veränderungen genügen, um massenhafte psychosoziale Fehlentwicklungen aufzulösen.

Eine Vereinigung aus sozialpsychologischer Sicht müßte den Ostdeutschen mehr Gelegenheit zur Entwicklung von Selbstbewußtsein und Autonomie und den Westdeutschen mehr Einübung in sozialer Bezogenheit ermöglichen. Aber eine solche gleichwertige Veränderungs- und Entwicklungspflicht wird nicht akzeptiert, weil damit auf beiden Seiten schmerzliche Erkenntnisse und mühevolle Veränderungen gefordert wären. In unserer Gesellschaft soll das unbefriedigende Sein durch immer mehr Haben-Wollen kompensiert werden. Wir verbrauchen immer mehr, weil wir nicht mehr wissen, was wir wirklich brauchen. Wir reisen immer weiter, weil wir uns selbst nicht mehr finden. Wir schauen fern, weil wir in der Nähe nichts mehr sehen. Wir gehen mit der Mode statt nach unseren Bedürfnissen. Wir beißen unsere Zähne zusammen, statt unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Wir suchen immer gefährlichere „Kicks", um uns überhaupt noch zu spüren. Wir surfen beziehungslos durch's Internet, weil wir uns nicht mehr begegnen können. So schreiten wir fort und verlieren uns dabei. Letztlich wollen wir unsere vermeintlichen Erfolge schützen und Besitzstände wahren und geraten so unweigerlich in neue kämpferische oder sogar kriegerische Auseinandersetzungen.

Die Demokratie, die in Westdeutschland nach 1945 und in Ostdeutschland 1990 etabliert wurde, konnte durchaus von Menschen gestaltet werden, die ihre seelischen Fehlhaltungen nicht wirklich aufgeben mußten. Eine äußere Demokratie als das pluralistische Zusammenspiel verschiedener politischer und Interessen-Gruppen wird aber mit Menschen, die nicht auch psychosozial gesehen innere Demokraten sind, nur solange erfolgreich funktionieren, so lange die meisten Menschen auch für ihr „demokratisches" Verhalten entsprechend entschädigt werden. Bisher wurde dies in Deutschland gewährleistet durch Konsum und Vergnügen, - durch den allgemeinen **Wohlstand**. Er fungierte **als Droge für die nicht wirklich überwundene innere Entfremdung**, für die durch repressive oder manipulative Erziehung erzwungene Anpassung an fragwürdige und einseitige gesellschaftliche Normen. Die Unterdrückung grundlegender, vor allem psychosozialer Bedürfnisse erzeugt einen Gefühlsstau - das Agieren in einer einseitig auf Leistung und Konkurrenz orientierten Gesellschaft führt zu einem Marketing-Charakter.

Wenn aber der äußere Wohlstand und Erfolg schwindet - und dies hat schon längst begonnen - wird sich der Gefühlsstau wieder regen und abreagieren wollen, was in Krankheiten, Gewalt und Feindbilddenken am häufigsten Ausdruck findet, und der kompensierende Leistungscharakter wird sich in härter werdenden Profit- und Marktkämpfen austoben und durchsetzen wollen.

Wenn auch die Gefahr der wachsenden feindseligen Auseinandersetzungen nach innen und nach außen als größer eingeschätzt werden muß, so kann doch in der wachsenden Unzufriedenheit und Not auch eine Chance zur kritischen Reflexion liegen.

Im Osten fragten in den letzten Jahren der DDR viele Menschen: Gibt es einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz? Diese Frage gilt heute wieder: Gibt es einen Kapitalismus, der auch dann noch das Gemeinwohl im Blick behält, wenn der Profit schrumpft?

Wir müssen heute zur Kenntnis nehmen, daß die materielle Wachstumsidee eine tödliche Illusion ist und könnten erkennen, daß Wachstum, Entwicklung, Zugewinn nicht vorrangig an äußeren Gütern bemessen werden müssen, sondern auch in der **Qualität der menschlichen Beziehungen** und in der **Entfaltung seelischen Reichtums** erlebt werden können. Solches Umdenken und notwendige Veränderungen werden bisher vor allem als Verlust und Verzicht verstanden und infolgedessen angstvoll erlebt. Aber aus der besseren Befriedigung psychosozialer Grundbedürfnisse erwachsen vor allem Bereicherungen, so daß diese Angst im Grunde genommen gar nicht berechtigt wäre. Nur die damit verbundene Erkenntnis verfehlter Lebensmöglichkeiten, von unechten und distanzierten Beziehungen und die Erinnerung an ungestillte psycho-soziale Bedürfnisse, vor allem nach Gemocht-Sein und Verstanden-Werden, ohne dafür besondere Leistungen erbringen oder sich verbiegen zu müssen, das täte schon weh. Darauf lassen sich die meisten Menschen leider erst ein, wenn sie wirklich in Not und verzweifelt sind.

Die Menschen im Osten wissen noch etwas vom Wert solidarischer Verbundenheit, von Verhältnissen, die nicht mit Geld zu erkaufen sind und daß nachhaltige Befriedigung vor allem aus mitmenschlichen Beziehungen erwachsen kann, die nicht danach fragen, ob sich auch „alles rechnet", was man füreinander tun kann.

Die Psychotherapie kann belegen, daß Menschen, die einen Weg aus Gefühlsstau und Marketing-Orientierung finden, weniger konsumieren müssen oder haben wollen und weniger Interesse daran haben, Macht über andere Menschen auszuüben, weil sie in sozialer Verbundenheit leben wollen und daraus eine größere Befriedigung gewinnen.

Allerdings kann Psychotherapie keine Gesellschaft heilen. Aber die psychosozialen Bedingungen für menschliche Zufriedenheit können der Politik nur von den Menschen selbst abgerungen werden. So haben wir alle die Möglichkeit, fast möchte ich sagen, die Pflicht, wieder besser fühlen zu lernen, um nicht so viel kompensieren und ausagieren zu müssen, wieder lassen zu üben, um nicht so viel machen zu müssen, unser Sein zu bereichern, um nicht so viel haben zu müssen, unsere Beziehungen näher und echter zu gestalten, um uns nicht ständig bekämpfen zu müssen und besiegen zu wollen. Darin sehe ich wichtige Antworten auf die Fragen unserer Zeit, und damit hätten wir und unsere Kinder tatsächlich eine begehrenswerte Zukunft.

Dr. med. Hans-Joachim Maaz

Geboren 1943, verheiratet, drei Kinder, Chefarzt der Klinik für Psychotherapie und Psychosomatik im Diakoniewerk Halle.

Publikationen zur deutschen Vereinigung: „Der Gefühlsstau" (1990), „Das gestürzte Volk" (1991), „Die Entrüstung" (1992), „Die Einheit beginnt zu zweit" (1992).

Thea Bauriedl

Über die Notwendigkeit von Grenzen in Beziehungen

Wir alle leben in und von Beziehungen. Es geht uns besser, wenn unsere Beziehungen besser sind. Probleme, die in Beziehungen auftreten und den Beteiligten das Leben schwer machen, haben damit zu tun, daß die Beziehungspartner es schwer haben, Grenzen zu finden: Ihre eigenen Grenzen sowie die der anderen. Wenn Grenzen nicht gefunden und eingehalten werden können, entsteht kein befriedigender und sicherer Kontakt: Das gilt sowohl für Kinder, für Paare wie auch für die „große" politische Welt.

Die „Grenzen-lose" Beziehung

Ich meine, daß es in jeder zwischenmenschlichen Beziehung zwei Fragestellungen oder zwei Arten von Interessen gibt, die sich je nach dem Grad der Angst, die in Beziehungen herrscht, abwechseln und mischen. Ist die Angst groß, dann geht es in der Beziehung um die Frage „Wer ist stärker?". Diese Frage entsteht aus der Angst der Beziehungspartner voreinander, und sie führt zur Eskalation von „Rüstung" und Gewalt gegeneinander. Ist sie weniger groß und wird die Tatsache erkannt, daß Menschen nur miteinander, niemals gegeneinander wirklich sicher und zufrieden werden können, dann wird die zweite Frage gestellt: „Wie können wir miteinander zufrieden werden?" Einmal kämpft man *gegen den anderen* um Sicherheit und Zufriedenheit („erste Frage"), und im anderen Fall („zweite Frage") bemüht man sich *zusammen mit dem anderen* darum.

Die „Grenzen-lose" Beziehung: Entweder du oder ich

Will man Veränderungsmöglichkeiten in destruktiven Beziehungen finden, dann ist es sinnvoll, eine Vorstellung darüber zu entwikkeln, wie solche Beziehungen aussehen. Die beiden Personen gleichen im Prinzip zwei Kreisen, die sich mehr oder weniger gegenseitig überschneiden. Im Bereich der Überschneidung geht es im Sinne eines Entweder-Oder um Fragen wie „Wer ist richtig, wer ist falsch?", „Wer ist gut, wer ist böse?", „Wer darf auf Kosten des anderen leben und wer muß sich mit der Rolle des Ausgebeuteten zufriedengeben?" Dahinter steckt die Vorstellung „Was ich gebe, geht mir verloren - was ich nehme, geht dem anderen verloren". - Die Alternative wären zwei Kreise, die sich an ihren Grenzen von außen berühren, so daß beide Personen gleichermaßen mit ihren Wünschen und Gefühlen einen Platz *nebeneinander* haben können.

Wenn zwei Menschen teilweise oder ganz „ineinander sitzen", gibt es kein *„und"* zwischen ihnen, keine Berührung von außen zwischen dem Du und dem Ich. Der „Kontakt" und damit die Bindung zwischen beiden findet nicht an den „Außengrenzen" statt, wo der eine vom anderen unterschieden werden kann und *deshalb* ein Miteinander, auch in Konfliktsituationen möglich ist. Wenn es im Bereich der Überschneidung darum geht, ob *entweder* der eine *oder* der andere „gut" und „richtig" ist und recht hat, dann gehen Konflikte sehr schnell in Kriege über. „Frieden" muß dann Harmonie bedeuten im Sinn von: „Wir sind beide gleich", denn dies ist die einzige Möglichkeit, ohne offenen Kampf miteinander auszukommen. Unterschiede sind nicht angenehm und interessant, sondern bedrohlich.

Zwei *Ängste* sind für diese „Grenzen-lose" Beziehungsstruktur charakteristisch. Es sind die beiden sozialen Grundängste, von denen wir alle bestimmt werden, soweit wir uns in unseren Beziehungen nicht sicher und geborgen fühlen können: die Angst vor dem Vereinnahmt-Werden und die Angst vor dem Ausgestoßen-Werden. Soweit es sich in der Beziehungsstruktur um psychische „Überschneidungen" zwischen den Personen handelt, sind diese Personen bedroht von Vereinnahmung (Untergang der eigenen Person in der Verschmelzung) einerseits und von Ausstoßung (aus der Gemeinschaft) andererseits. Die beiden Drohungen sind regelmäßig miteinander gekoppelt: „Wenn du nicht so bist oder so sein willst, wie ich (dich haben will), wirst du aus der Gemeinschaft mit mir/uns ausgestoßen". Zumeist wird nur eine der beiden Bedrohungen bewußt erlebt, weshalb der so Bedrohte häufig entweder mit Anklammerung (auf selektiv erlebte Ausstoßung) oder mit Distanzierung und Flucht (auf selektiv erlebte Vereinnahmung) reagiert.

Menschen, deren Grenzen in ihrem bisherigen Leben, vor allem in der Kindheit, ständig überschritten wurden, neigen dazu, diese Beziehungsstrukturen in ihren späteren Beziehungen zu wiederholen, und zwar als Opfer oder auch als Täter. Beide Rollen haben sich ihnen eingeprägt, zu beiden Rollen haben sie innerlich ja gesagt. Wenn Konflikte drohen oder auch Situationen zwischenmenschlicher Annäherung, phantasieren und gestalten sie die Lösungen, die sie bisher erlebt haben. Alternativen dazu können nur gefunden werden, wenn der Schmerz über den aktiven oder passiven Übergriff wieder oder erstmals erlebt werden kann. Erst wenn man den Schmerz fühlen kann, den man verursacht oder erlitten hat, hat man eine Veranlassung, die Wiederholung der Verletzung zu vermeiden.

Verstehen bedeutet nicht Einverstanden-Sein

Theoretisch und von außen betrachtet ist ein Beziehungskampf also auf die *Beziehungsstruktur* zurückzuführen, die sich zwischen den beiden entwickelt hat, und nicht nur auf die Bösartigkeit der einen Partei. Praktisch und in der konkreten Situation eines solchen Beziehungskampfes wird aber jeder Dritte in seinen Gefühlen fast zwangsläufig von der Spaltung in „richtig" und „falsch", in Opfer (gut) und Täter (böse) infiziert. „Versteht" man den einen, dann sieht man ihn „von innen"; man erlebt, wie er sich fühlt und kann sein Verhalten nachvollziehen. Die Folge ist, daß man den anderen nur noch „von außen" sieht, sozusagen aus den Augen und mit den Gefühlen des einen. Würde man auch diesen anderen „verstehen", dann hätte man das Gefühl (des einen), den ersten Bündnispartner verraten zu haben.

Der einzige Ausweg aus dieser Beziehungsfalle ist in dem Versuch zu finden, eine *eigene* Position einzunehmen und sich aus dieser Position heraus, motiviert von den *eigenen* Gefühlen und Phantasien, mit *beiden* Konfliktpartnern *„auseinander"* zu setzen. *„Verstehen bedeutet nicht Einverstanden-Sein"* - für den Umgang mit dem Opfer bedeutet dieser Satz, daß man nicht mit ihm in einen Verschmelzungszustand gerät; für den Umgang mit dem Täter bedeutet er, daß man nicht mit ihm und seinem Verhalten einverstanden sein muß, wenn man versteht, wie dieses Verhalten mit seinem Erleben zusammenhängt. Innerhalb des Systems „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich" gibt es nur zwei Parteien, ein Dritter wird automatisch von allen an diesem System Beteiligten einer der beiden Parteien zugeordnet. Wenn es jedoch den Partnern gelingt, sich gegenseitig aus der Rolle des Bösen, des Bedrohlichen zu entlassen, wenn sie beide sehen, daß ihre einzige Chance in einer schrittweisen Annäherung und im Abbau der jeweiligen Feindbilder besteht, dann werden sie zwar im bisherigen Sinn zunächst schutzloser, in einem neuen Sinn dafür aber sicherer. Eine unabdingbare Voraussetzung für diese Erfahrung und für diese Schritte ist allerdings, wie gesagt, die Erkenntnis, daß man sich *gemeinsam* in Not befindet, in einer *gemeinsamen* Gefahr, und daß man aufeinander angewiesen ist, um einen Weg aus dieser Gefahr zu finden.

Sorgen wollen statt siegen müssen

Nicht wenige Therapieformen zielen darauf ab, aus den seitherigen Opfern nun endlich „Sieger" zu machen und sie in kurzer Zeit in die Rolle derer zu versetzen, von denen sie bisher entwertet wurden. War man früher immer „unten", versucht man jetzt immer „oben" zu sein - „gut drauf", wie die Jugendlichen sagen. Damit werden zwar die Rollen vertauscht; die *Struktur* der bisher erlebten Szenen wird dadurch aber nicht verändert. Weder wird das Problem der Grenzenlosigkeit und der interpsychischen Gewalt gelöst noch hat sich damit an der Beziehungsfähigkeit etwas verbessert. Die Durchsetzung von Ansprüchen mit Gewalt ist ein Weg, der immer beiden Teilen schadet. Sie zerstört die Menschlichkeit und das Vertrauen in zwischenmenschliche Geborgenheit sowohl bei den Tätern als auch bei den Opfern. Der Wunsch, für einen anderen Menschen zu sorgen, kann nur in einer psychisch getrennten Beziehung wirklich zum Tragen kommen, wenn nämlich dieser Wunsch als *eigener* Wunsch erkannt wird und deswegen der Wunsch des anderen, versorgt zu werden, nicht als Befehl oder Übergriff erlebt werden muß, dem man sich unterwirft oder dem man sich widersetzt.

Suchtstrukturen in der Gesellschaft

Die Jugendlichen haben in letzter Zeit das alte Steigerungswort „toll", das immerhin noch Bewegung, wenn auch „verrückte" Bewegung ausgedrückt hat, durch das neue Wort „cool" ersetzt. So versuchen wir zu sein oder uns darzustellen: Möglichst gefühllos und überlegen, ohne

Begrenzung durch die realen Abhängigkeiten von unseren Mitmenschen und vom Zustand von Luft, Wasser und Boden. Als Ersatz für diese verleugneten natürlichen Abhängigkeiten entstehen Abhängigkeiten, die Suchtcharakter haben. Das Gesundheitswesen bricht zusammen, weil das Bedürfnis nach Zuwendung und Fürsorge Dimensionen annimmt, die die Gemeinschaft nicht mehr bezahlen kann. Ein großer Teil der dort entstehenden Kosten ist auf die Verschiebung sozialer Bedürfnisse nach Nähe, Geborgenheit und Versorgung auf professionelle „Anbieter" zurückzuführen. Nicht nur Ärzte und Psychotherapeuten, sondern viele andere „Wirtschaftszweige", die diese Zuwendung und Fürsorge in irgendeiner Form „verkaufen", profitieren von der wachsenden Nachfrage nach Ersatzbeziehungen. Andere Wirtschaftszweige leben davon, daß sie virtuelle Welten produzieren. Was uns an eigenen Gefühlen fehlt, wird durch entsprechende Videos und Fernsehfilme ersetzt. Wir lassen uns aufregen, um uns nicht aufregen zu müssen.

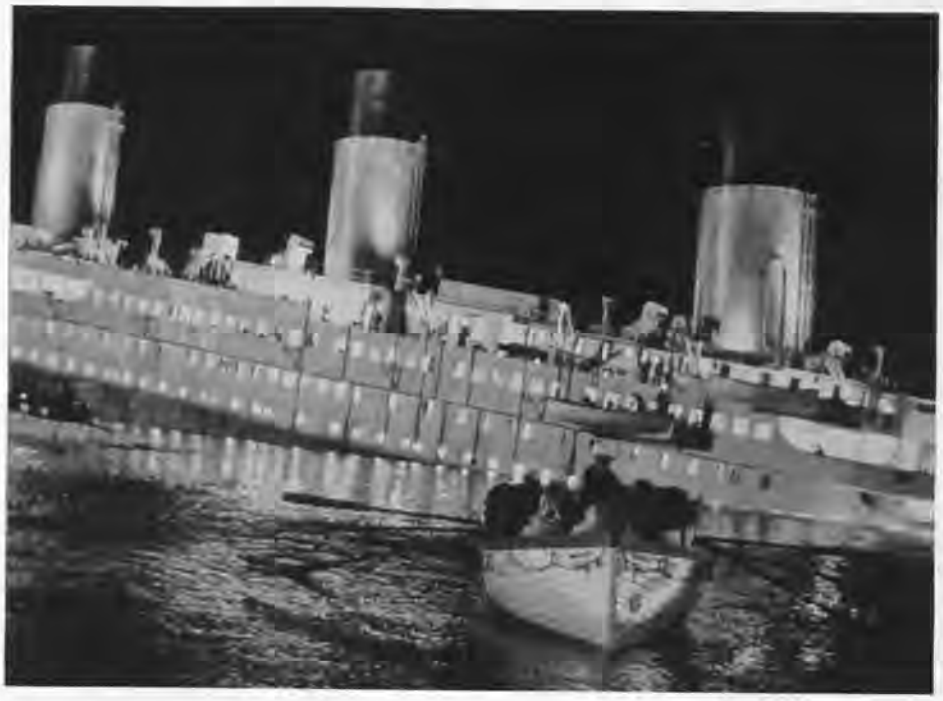
Süchtige Menschen im engen und im weitesten Sinn versuchen nun, ihre persönliche Leere mit Suchtmitteln aller Art zu füllen. Dazu können sie ihre eigenen Kinder verwenden, ihre Partner, ihre Patienten, ihre Therapeuten, ihre Arbeit, ihren Erfolg oder auch andere Suchtmittel wie Gewaltvideos, Alkohol, Nikotin oder „härtere" Drogen. In der Abhängigkeit der Sucht besteht immer der innere Zwang, sich mit „gemachten" Gefühlen dort anzufüllen, wo die eigenen Gefühle zu fehlen scheinen. Große Teile unseres gesellschaftlichen Lebens sind auf die Vernichtung der wirklichen Gefühle ausgerichtet. So funktionieren jede Werbung, ein großer Teil der politischen Propaganda und sehr viele Fernsehsendungen nach dem Prinzip der Vereinfachung. Die wirklichen Gefühle (z.B. Angst und Mitleid) werden durch falsche, künstlich erzeugte Gefühle ersetzt. Die Werbung verspricht uns, daß wir uns wohlfühlen werden, wichtig, groß, „habend" und deshalb attraktiv, wenn wir die von ihr gepriesenen Produkte kaufen. Die politische Propaganda gibt vor, einfache Lösungen für vielleicht nur sehr schwer

lösbare Probleme zu haben. Das Fernsehen und viele andere Medien helfen uns, die Welt in gut und böse einzuteilen. Dann brauchen wir unsere wirklichen Gefühle der Angst, der Unsicherheit und des Gefährdet-Seins, nicht zuletzt auch unsere Schuldgefühle nicht mehr zu erleben. Wir können statt dessen Richter sein über andere und uns selbst jeweils zu den Guten und den Überlegenen zählen.

Wo die echte Angst durch ständige Beruhigung genommen wird, muß statt dessen falsche Angst geliefert werden. Dies geschieht reichlich in Horrorvideos und entsprechenden Fernsehsendungen. Auch sie haben den Charakter von Suchtmitteln, die immer wieder und in immer stärkeren Dosen eingenommen werden müssen, um ihre Funktion zu erfüllen: Gleichzeitig Angst zu machen und die Angst als gemachte Angst zu entschärfen. Ein Leben, das an- und abgeschaltet werden kann, macht weniger Angst als ein echtes Leben. So werden die Zuschauer dazu gebracht - und bringen sich selbst dazu -, fremdes Erleben in sich hereinzunehmen. Diese ständige Introjektion von Fremdem und Falschem ersetzt zunehmend den gegenseitigen Austausch im Gespräch, das gleichzeitig immer mehr verkümmert.

Mir scheint, daß sich unser „zivilisierter" Zustand in der Beziehung zu der uns umgebenden Natur ähnlich auswirkt wie in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen: Der Zugang zu unseren *eigenen* Gefühlen und Bedürfnissen ist weitgehend verschüttet. Wir halten vieles andere („Sachzwänge") für wichtiger als unsere primären Bedürfnisse. Im Bereich der Körpergefühle haben wir weitgehend verlernt, diese Gefühle wahrzunehmen und ernst zu nehmen, was viele, nicht nur „psychosomatische" Erkrankungen zur Folge hat. Jeder Mensch hat das primäre Bedürfnis, zufrieden und sicher mit anderen Menschen und mit den anderen Lebewesen auf dieser Erde zusammenzuleben. Das Bedürfnis, für die *Erhaltung* unserer eigenen Lebensgrundlagen und für die der anderen Lebewesen zu sorgen, ist für die meisten Menschen nur eine Frage von Vernunft und Einsicht. Sie *spüren* es nicht mehr, und es ist nicht mehr das wichtigste Motiv ihres Handelns.

Auch in der Politik kommt es nicht darauf an, was man wirklich fühlt und tut, sondern darauf, was man am besten sagt oder nicht sagt. Wer „schlecht spielt", hat keine Chance, an der Macht zu bleiben oder an die Macht zu kommen. Am meisten *beruhigt* die Wähler die Darstellung des überlegenen Helden und Siegers, der durch nichts aus der Ruhe zu bringen ist und „cool" seinen Weg immer weitergeht. Mit ihm identifiziert man sich in der allgemeinen Verunsicherung am liebsten. Diese „konservativ" genannte Haltung „bewahrt" aber nichts mehr. Die Stagnation, die durch das „Weiter-So" in der ständigen Steigerung der Effizienz entsteht, führt dazu, daß man immer wieder zu spät auf die Gefahren und auf eine mögliche Gefahrenabwehr aufmerksam wird. Die ständig erhöhte Geschwindigkeit spiegelt eine virtuelle Bewegung vor; dadurch ist die Stagnation schwer zu erkennen. „Es wird schon trotzdem alles gut gehen" oder „Wir müssen uns am allgemeinen Fortschritt beteiligen", das sind die Botschaften, die man wider besseres Wissen von sich gibt und glaubt.



„Titanic"

Die beiden großen Schreckgespenster, die derzeit immer häufiger in die Diskussion eingebracht werden, heißen *Globalisierung* und *Individualisierung*. Die Globalisierung der Wirtschaft dient als Argument für den „Sachzwang", nicht aus der Konkurrenz um die Weltmärkte auszusteigen und alles, auch ökologisch sinnlose oder gefährliche Dinge zu tun, nur weil andere, die diese Dinge „ohne falsche Hemmungen" tun, sonst die Nase vorne hätten. Die weitere Zerstörung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der natürlichen Grundlagen, so hofft man, wird einen persönlich nicht treffen. Die anderen, die anderen Länder, die anderen Firmen, die anderen Menschen, die anderen Lebewesen müssen halt „daran glauben".

Individualisierung als Gegenstück zur Globalisierung bedeutet folglich, daß jeder nur noch für sich selbst sorgt und solidarische Projekte wie Rücksicht und Hilfe für Schwache keine Chance mehr haben. Soziale Strukturen, so scheint es, können wir uns im Rennen um die weltweit neu zu verteilenden Plätze in der Rangreihe des Wohlstands kaum mehr leisten.

In dieser immer schneller werdenden scheinbaren Vorwärtsbewegung bleiben immer mehr Menschen „auf der Strecke", und die anderen versuchen, ihre menschlichen Gefühle möglichst wenig zu beachten. Wenn man bei denen sein will, die „vorne" sind, muß man sich voll mit der Aufgabe identifizieren, die einem jeweils gestellt wird. Die Frage „Funktioniere ich richtig?" muß dann die Frage „Was fühle ich wirklich, und was will ich deswegen tun?" verdrängen. Wir sind ganz groß im Aushalten und sehr schwach im Spüren dessen, was wir uns selbst, anderen mit uns lebenden Menschen und unseren Nachkommen antun und antun lassen.

Verhält man sich andererseits nicht „systemkonform", sind natürlich neben Diffamierung und Ausgrenzung auch wirtschaftliche Nachteile zu befürchten. Und „systemkonform" scheinen immer Normen der „Sieger", der Rücksichtslosen und Überlegenen sein. Bei einer *strukturellen* Veränderung des Denkens und Handelns geht es auch um eine Umwertung dieser Norm. Der Wunsch nach menschlichen und menschengerechten Normen ist groß, aber die Angst vor dem Konflikt mit den alten Normen ist ebenfalls groß.

Geborgenheit in der mitmenschlichen Gemeinschaft

Wie kann nun diesen allgemeinen Suchtstrukturen in unserer Gesellschaft entgegengewirkt werden? Wie können einzelne, und vor allem: Wie können möglichst viele dazu bewegt werden, auf die Befriedigung ihrer Ersatzwünsche zu verzichten und ihre „wirklichen" Wünsche wieder zu entdecken? Wie können die kollektiv verleugnete Angst vor der Gefahr und das kollektiv verweigerte Leiden unter der Zerstörung wieder bewußt und erlebbar gemacht werden?

Ich glaube, daß wir zur Beantwortung dieser Fragen von einem *ganzheitlichen Modell der strukturellen Veränderung von Beziehungen* ausgehen müssen. Da sich persönliche (psychische) und politische Strukturen gegenseitig bedingen, geht es gleichermaßen und gleichzeitig um die Veränderung von persönlichen und politischen Beziehungsstrukturen. Auf Suchtmittel kann nur verzichtet werden, wenn Sicherheit und Zufriedenheit wieder *in der mitmenschlichen Gemeinschaft* gesucht und gefunden werden.

Die anzustrebende Solidarisierung mit allen anderen Menschen und Lebewesen auf unserer Erde hat allerdings nichts mit „Harmonie" oder „Gleich-Sein-Müssen" zu tun. Im Gegenteil, es geht um eine ganz grundsätzliche *Toleranz den eigenen inneren und den zwischenmenschlichen Konflikten gegenüber.*

Zunächst sind dafür revolutionäre Räume nötig, Beziehungsräume, in denen Ängste weder unterdrückt noch (propagandistisch) als Druckmittel mißbraucht werden. Jeder Mensch, der die konstruktive Auseinandersetzung als einen Teil seiner persönlichen und politischen Kultur pflegen will, braucht solche psychischen „Erholungsräume", er braucht Räume, in denen man sich erst einmal grundsätzlich gegenseitig Gutwilligkeit unterstellt und in denen man den anderen Menschen wichtig nimmt, so wie er ist und wie er sich im jeweiligen Moment fühlt. Es geht dabei nicht darum, daß hier endlich die einen Menschen das tun, was die anderen wollen, daß sie tun (Paradiesphantasie), sondern darum, daß hier Menschen sind, die gegenseitig *hören* können, wie es dem jeweils anderen geht, und die ihm und sich selbst Raum und Zeit lassen können, das für ihn subjektiv richtige Verhalten *selbst* zu finden.

Nur unter dieser Bedingung ist die Kraft und Mut erfordernde Bemühung um lebenserhaltende Strukturen zwischen den Menschen und im Umgang mit der Natur ohne allzu häufige Resignation und mit Erfolg durchzuhalten. Nur in einem solchen Klima sind Menschen prinzipiell fähig, ihre Gefühle, die sie auf Gefahren für sich und in der sie umgebenden Umwelt aufmerksam machen, *nicht* zu unterdrükken. Nur in einem solchen Klima können auch Konflikte zugelassen und ausgetragen werden, ohne in einen „Krieg" überzugehen.

Mit Hilfe solcher gesunder Gruppen könnte zunehmend eine *netzartige Gesellschaftsstruktur* entstehen, die ähnlich wie ein Bienenstock aus „Waben" zusammengesetzt ist. Innerhalb dieser Gruppen hätte jeder einzelne seinen „guten Platz", und außerhalb würden solche Waben die übrige politische Kultur ebenso zur „Wabenbildung" anregen, wie auch

„Auseinandersetzung"

Plastik von Karl-Henning Seemann in Tübingen

im größten Maßstab das Bewußtsein gefördert werden würde, daß der Mensch im Kontext der übrigen Natur nicht Herrscher, sondern ein *Teil der Natur* ist, in der er lebt.

Grenzen, die Beziehung möglich machen

Jede emanzipatorische Veränderung muß von den Wünschen nach Befreiung aus der Gefangenschaft in den schmerzlichen Beziehungsstrukturen ausgehen. Ein wirkliches Ja zum anderen, in dem jeder von beiden frei ist, kann nur im Respekt vor den eigenen Grenzen und vor den Grenzen des anderen bestehen. Und dieser Respekt setzt voraus, daß man ja sagt zur eigenen Begrenztheit und damit zu einem eventuell konfliktbaften und riskanten Kontakt zu anderen Menschen.

Eine gemeinsame Arbeit an der „Wiedereinrichtung" von Grenzen, die den einzelnen vor aktiven und passiven Übergriffen schützen und die Angst vor dem Ausgestoßen-Werden vermindern, kann aber auch sehr lustvoll sein. Wer die Verantwortung für seine Beziehung zu anderen Menschen *mit Lust übernimmt*, fühlt sich dann frei und zufrieden, wenn er *aktiv* für die Verbesserung der Qualität dieser Beziehung sorgen kann.

Das Einhalten der eigenen Grenzen ist deshalb nicht als Rückzug auf eine moralisch zulässige Größe zu verstehen, sondern vielmehr als ein Erfühlen der *eigenen* Wünsche nach einem guten Kontakt zu den anderen. Und unter „gutem Kontakt" verstehe ich durchaus und ganz besonders auch eine konstruktive Auseinandersetzung mit anderen, die dazu beiträgt, daß diese ebenfalls auf ihre Grenzen zurückverwiesen werden und gleichzeitig innerhalb ihrer Grenzen auch ihren Platz finden können.

Wenn der Kontakt an den „Außengrenzen" der Personen zustande kommen kann, wird die Annäherung also nicht automatisch zum aktiven und passiven Übergriff. Mißbrauch und Funktionalisierung von Menschen durch Menschen drohen nicht, wo die Beziehungsstruktur „Psychisch getrennt und bezogen aufeinander" vorherrscht. Wo die Grenzen zwischen den Personen respektiert werden, entwickelt sich allmählich eine Kultur des Fragens und des Antwortens, eine dialogische Beziehungsform, die allerdings auch dauernd gepflegt werden muß, wenn sie nicht (wieder) zur dualistischen Beziehungsform des Entweder-Oder verkommen soll.

Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß meine Beschreibungen von „gesunden" Beziehungen so verstanden werden, als könnten diese Beziehungen hergestellt, „gemacht" werden, da man ja jetzt wisse, wie sie aussehen und wie sie zu erreichen sind. Leider ist das nicht so. Schwere Schädigungen der Beziehungsphantasien können bestenfalls gebessert werden, und auch dazu sind die Fähigkeit und der Wunsch erforderlich, sich wirklich um die eigenen Beziehungsphantasien und um die Pflege der eigenen Beziehungen zu bemühen.

Das ist ein mühsamer, wenn auch bei jedem Schritt befriedigender Weg, der alle Machbarkeitsphantasien und Überlegenheitswünsche von Natur aus in Frage stellt. Echte Lebendigkeit bei anderen Menschen können wir ebenso wenig „machen" wie wir Leben überhaupt „machen" können. Aber wir können darauf achten, daß wir das Leben nicht behindern, wo immer es sich entwikkeln möchte. Es entwickelt sich überall da, wo die Bedingungen dafür vorhanden sind.

Die anzustrebende Solidarisierung mit allen anderen Menschen und Lebewesen auf unserer Erde hat allerdings nichts mit „Harmonie" oder „Gleich-Sein-Müssen" zu tun. Im Gegenteil, es geht um eine ganz grundsätzliche *Toleranz den eigenen inneren und den zwischenmenschlichen Konflikten gegenüber.*

Zunächst sind dafür revolutionäre Räume nötig, in denen man sich erst einmal grundsätzlich gegenseitig Gutwilligkeit unterstellt, Beziehungsräume, in denen Ängste weder unterdrückt noch (propagandistisch) als Druckmittel mißbraucht werden.

Nur unter dieser Bedingung ist die Kraft und Mut erfordernde Bemühung um lebenserhaltende Strukturen zwischen den Menschen und im Umgang mit der Natur ohne allzu häufige Resignation und mit Erfolg durchzuhalten.

Mit Hilfe solcher gesunder Gruppen könnte zunehmend eine *netzartige Gesellschaftsstruktur* entstehen, die ähnlich wie ein Bienenstock aus „Waben" zusammengesetzt ist. Innerhalb dieser Gruppen hätte jeder einzelne seinen „guten Platz", und außerhalb würden solche Waben die übrige politische Kultur ebenso zur „Wabenbildung" anregen.

Der vorliegende Text enthält von der Verfasserin autorisierte Auszüge aus ihrem Buch „Leben in Beziehungen. Von der Notwendigkeit, Grenzen zu finden", Herder/Spektrum Bd.4483. Verlag Herder, Freiburg, 2. Auflage 1997.

Thea Bauriedl,

Dr. phil., Dr. psych., geb. 1938, ist Psychoanalytikerin in eigener Praxis und als Privatdozentin an der Universität München tätig. Veröffentlichungen zur Psychoanalyse, zu politischer Psychologie, Ökologie und Gewaltforschung, u.a. „Wege aus der Gewalt" und „Leben in Beziehungen. Von der Notwendigkeit, Grenzen zu finden", beide bei Herder/Spektrum.

Sigrid Früh

Grenzen und Grenzüberschreitungen in Märchen und Sage

Märchen und Sagen unterscheiden sich grundlegend, wenn es darum geht, sich an Grenzen zu halten bzw. diese zu überschreiten. Dies betrifft sowohl reale als auch Grenzen im übertragenen Sinne.

Die Märchenhandlung wird gerade dadurch spannend, daß Grenzen überschritten werden. Die Märchenhelden müssen oftmals geradezu Grenzen überwinden, gesteckte Grenzen außer acht lassen, um ans große Ziel zu kommen. Oft wandern Märchenhelden bis ans Ende der Welt, um ihre Liebste, ihren Liebsten zu erlösen. Sie gehen dabei hinüber in eine jenseitige Welt. Oft wird die Grenze zum Jenseits durch ein hohes Gebirge, das Meeresufer, einen (oft gläsernen) Berg, ein unüberwindbares Gebirge symbolisiert. Manchmal wird auch der irdische Lebensraum verlassen und Sonne, Mond und Sterne aufgesucht. Dieses Verlassen der bisherigen Grenzen, dieses Hinausgehen in eine andere größere weitere Welt bedeutet im Märchen immer einen Erkenntnisgewinn. Die Heldin, der Held reifen dadurch, gelangen dadurch zur Erlösung. Es ist geradezu ein Muß, daß die Grenzen überschritten werden. Im Märchen geht die Hauptperson meist völlig unbekümmert in die Jenseitswelt. Zwar ahnt er oder sie oft, daß Gefahren drohen, dies wird aber um des höheren Zieles willen, oft um der Liebe willen, in Kauf genommen. Grenzen, natürliche wie politische (z.B. die Grenzen des Zarenreiches im russischen Märchen) sind zudem Orte, an denen wichtige Informationen weitergegeben werden. Im russischen Märchen vom Falken Hell Finist erhält der Vater die Purpurblume, die sich seine jüngste Tochter so sehr wünscht, an der Grenze, und zwar von einem alten Mann.

Als Fazit läßt sich sagen: Grenzen müssen überschritten werden, will man ans Ziel kommen. Grenzüberschreitungen werden nicht nur geduldet, sondern sogar gefordert.

Ähnlich verhält es sich im Märchen auch mit gesetzten Grenzen. Das Paradebeispiel hierfür sind all die Variationen von Märchen, in denen verbotene Türen geöffnet werden. Schlimmste Strafen werden auf solche Verstöße angedroht. Die Heldinnen und Helden können aber nie der Versuchung widerstehen. Tatsächlich erleben sie viel Kummer durch ihren Regelverstoß. Letztendlich aber ist es gerade dieser Regelverstoß, der sie ans Ziel bringt. Zum - im Märchen fast immer - guten Schluß werden sie gerade dafür belohnt.

Ganz anders verhält es sich dagegen bei der Sage. Das Überschreiten von Grenzen hat fatale, tragische Folgen. Der Sagenheld bzw. die Heldin werden oft für ein solches Vergehen mit dem Tode bestraft. Auf jeden Fall gilt: Wer in die Jenseitswelt geht bzw. mit Jenseitigen Kontakt aufnimmt, wer diesbezügliche Regeln, von denen es im Volksaberglauben viele gibt, mißachtet, dem droht der Tod, immerwährendes Unglück oder er wird verwünscht. Ist es schon gefährlich, in jenseitige Gefilde einzudringen, die ebenso wie im Märchen durch natürliche Grenzen symbolisiert werden, so ist es absolut unentschuldbar, sich nicht an gesetzte Grenzen, Normen zu halten. Sagenheldinnen bzw. Helden, die verbotene Kästchen öffnen, Geheimnisse ausplaudern, rituell vorgeschriebene Handlungen unterlassen, müssen mit dem Schlimmsten rechnen. Erlösung gibt es für sie nur in den seltensten Fällen. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, wenn Sagenhelden sich nur ungern darauf einlassen, mit der Jenseitswelt Kontakt aufzunehmen. Sie erschrecken bei der Begegnung mit einem Jenseitswesen (Nixe, Zwerg, Geist). Die Sage ist ohnehin mehr der

realen Welt verhaftet. Die Naturgesetze gelten. Wenn Tiere plötzlich sprechen können, wundert sich der Sagenheld, die Sagenheldin. Schon diese Fähigkeit ist ein Regelverstoß. Mit Tieren, die sich nicht an die Naturgesetze halten, sollte man sich nicht einlassen. Tut man es doch, so bringt das nur Unglück. Der Märchenheld bzw. die Heldin ist noch nicht einmal überrascht über sprechende Tiere und nimmt deren Hilfsangebote dankbar an. Menschen, die Besitzgrenzen nicht achten und Grenzsteine versetzen, werden in der Sage äußerst hart bestraft. Meist müssen sie als unglückliche Geister umgehen. Das Problem der Grenzsteinverletzung kommt im Märchen so gut wie nicht vor. Dies ist ein weiteres Indiz für die Realitätsbezogenheit der Sage, auch für ihre Moralität.

Die Moral der Märchen liegt woanders, ist nicht auf enge Verhaltensnormen festgelegt. Wenn man so will, ist das Märchen hier revolutionär. Es legt keinen Wert auf Sekundärtugenden, sondern auf grundlegende Charaktereigenschaften wie Nächstenliebe, Mitleid, Courage, Offenheit, Durchhaltevermögen, Wahrhaftigkeit. Grenzen, wenn sie zu eng sind, sind zu überschreiten.

Das Märchen fordert: Gehe über deine Grenzen, über die dir bekannten Grenzen hinaus, mache dich auf ins Innere der Erde, ans Ende der Welt, hinauf zu den Sternen, dann kommst du ans Ziel.

Die Sage warnt: Überschreite ja keine Grenzen, halte dich strikt an Regeln, breche um Himmels willen keine Tabus, sonst bist du verloren!

Sigrid Früh,

1935 als Nachfahrin Justinus Kerners bei Ludwigsburg geboren, studierte Germanistik und Volkskunde in Tübingen und Zürich. Sie ist eine der bekanntesten Märchen- und Sagenforscherinnen Deutschlands, außerdem Märchenerzählerin und Herausgeberin zahlreicher Märchenbücher.

Roland Girtler

Landler und Sachsen in Siebenbürgen

Vom Wandel einer alten deutschen Kultur außerhalb der deutschen Grenzen

Eine alte deutsche Kultur ist im heutigen Siebenbürgen am Untergehen, eine Kultur, die durch Jahrhunderte bestanden hat. Diese Kultur wurde getragen von den sogenannten Sachsen und der kleinen Gruppe der Landler.

Seit einigen Jahren führte ich mit Studentinnen und Studenten der Universität Wien in einem Dorf in Siebenbürgen Forschungen durch, um vor allem das Leben der Landler, die im 18. Jahrhundert aus Österreich wegen ihres Glaubens nach Siebenbürgen verbannt worden waren und die mit den Sachsen eine Symbiose eingegangen sind, aufzuzeichnen. Bei unseren Forschungen leben wir bei deutschen Bauern und versuchen, so gut es geht, an deren Leben, das sich heute in einem großen Wandel befindet, teilzunehmen.

Das Dorf, dem unsere Zuneigung gilt, heißt Großpold, auf rumänisch Apoldu de Sus. Es liegt in der Nähe von Hermannstadt. In Großpold leben neben den Deutschen Rumänen und Zigeuner in friedlichem Beisammensein, allerdings existieren feste Grenzen zwischen diesen Gruppen im Dorf, Grenzen, die vor allem für die Deutschen wichtig waren und sind, um ihre alte protestantisch-deutsche Kultur weitertragen zu können.

Die Deutschen in Großpold sind Bauern, denen es gelungen ist, auch während des Kommunismus ihr bäuerliches Leben weiterzuführen. Es ist übrigens bemerkenswert, daß die Deutschen bei Rumänen und Zigeunern hoch angesehen werden. In den rumänischen Zeitungen stand vor einiger Zeit zu lesen, daß man nicht wolle, daß „unsere deutschen Bauern" auswandern, denn von ihrem Fleiß und bäuerlichen Wirtschaften würden auch die anderen profitieren. So meinten die Zigeuner (diesen Ausdruck gebrauche ich nicht abwertend), sie würden auch wegziehen, wenn die Deutschen es tun. Schließlich hätten die Deutschen während des Krieges, als man die Zigeuner umsiedeln wollte, sich für das Verbleiben ihrer Nachbarn ausgesprochen.

Es hat sich also eine bemerkenswerte Kultur in Rumänien erhalten. Im folgenden will ich aufzeigen, wie diese Kultur in einigen Wesenszügen ausgesehen hat. Um diese Kultur der Landler und Sachsen zu verstehen, ist wohl ein Blick in deren Geschichte wichtig.

Hermannstadt, Blick durch den ehemaligen Torturm des I. Befestigungsringes, der Ober- und Unterstadt miteinander verbindet

Die Ansiedlung der Sachsen

Die Landler, die im 18. Jahrhundert unter Kaiser Karl VI. und Maria Theresia nach Siebenbürgen wegen ihres Glaubens verbannt wurden (s.u.), kamen in eine Gegend, die bereits von den sogenannten „Sachsen" besiedelt und kultiviert worden war. Mit ihnen besaßen sie vor allem in der protestantischen Religion ein gemeinsames kostbares Gut, welches schließlich ein fruchtbares Zusammenleben von alteingesessenen Sachsen und eingewanderten Landlern ermöglichte.

Die Sachsen waren jedoch nicht als Verbannte, aber auch nicht als Eroberer in das Land eingezogen, sondern es war der ungarische König Geisa II. (1141-1162) als der damalige Landesherr von Siebenbürgen, der sie „ad retinendam coronam" - zum Schutz der ungarischen Krone in Siebenbürgen - rief. Der König erhoffte sich von ihnen nicht nur prächtige Steuern, sondern auch eine Erweiterung des Ackerbaues und überhaupt eine Belebung von Handwerk und Handel. Es dürften nach vorsichtigen Schätzungen bei 500 Familien, also 2.000 bis 3.000 Personen gewesen sein, die in der Gegend um Hermannstadt sich niederließen.

Die Ansiedlung der Deutschen in Siebenbürgen ist im Rahmen der deutschen Ostkolonisation zu begreifen. Zur selben Zeit, als deutsche Bauern, Ritter und Kaufleute nach Brandenburg, Pommern und Schlesien zogen, brachen auch Menschen auf der Suche nach einer neuen Heimat nach Siebenbürgen auf. In den ältesten päpstlichen Urkunden werden sie als Flandern, Flamen bezeichnet. Im sogenannten andreanischen Freibrief hießen die Ansiedler der Hermannstädter Provinz bloß „Unsere getreuen deutschen Gastsiedler". So sollten sie sich noch bis in das 18. Jahrhundert bezeichnen. Die ersten Ansiedler lassen sich jedoch nicht auf eine bestimmte Volksgruppe festmachen. Wahrscheinlich waren die ersten Bergleute in Siebenbürgen Sachsen, die dem Bergbaugebiet am Harz entstammten.

Gesichert ist, daß der Name „Sachsen" den deutschen Siedlern von den Ungarn gegeben wurde. Aus gutem Grund ist als mögliche Urheimat der „Siebenbürger Sachsen" das ganze Gebiet des früheren Kölner Erzbistums, zu dem auch das Bistum Lüttich im Flämischen gehörte, mit Hunsrück, Westerwald bis ins Westfälische und das Bistum Trier, anzunehmen.

Wirtschaftliche Basis der Siebenbürger Sachsen blieb die Landwirtschaft, bis heute.

Die Reformation fand in Siebenbürgen offene Herzen.

Und 1557 beschloß der Landtag zu Thorenburg etwas Revolutionäres, nämlich, „daß jeder den Glauben behalten könne, den er wolle, mit neuen und alten gottesdienstlichen Gebräuchen und in Sachen des Glaubens ihrem Gutdünken überlassen, daß geschehe, was ihnen beliebt...". Damit wurde erstmals (!) in einem europäischen Land der Grundsatz der religiösen Toleranz ausgesprochen, der auch konsequent beibehalten wurde und vor dessen Hintergrund wohl auch die Einwanderung der protestantischen Landler zu begreifen ist.

Die Verbannung der Landler

Die Landler, prächtige österreichische protestantische Bauern, führten einen heldenhaften Kampf gegen ihre katholischen Landesherrn. Davon zeugt eine Bemerkung des gegen die Bauern kämpfenden Panzerreitergenerals Pappenheim über die Schlacht bei Eferding: „Es war das wunderbarste Fechten, welches vielleicht in langen Jahren geschehen ist. Kein Bauer hat seine Waffen weggeworfen, noch viel weniger sind sie weggelaufen. Obwohl sie weichen mußten, so ist dies doch nur Fuß für Fuß geschehen...".

Die Aufstände der Bauern wurden blutig niedergeschlagen.

Es folgte in den österreichischen Landen ein furchtbares Strafgericht. Viele Bauern wurden hingerichtet und viele vertrieb man. Die katholischen Kaiser und schließlich Maria Theresia kannten kein Pardon. Man versuchte, sie mit Gewalt „katholisch zu machen". Die sich dem Kaiser nicht beugen wollten, flohen in benachbarte deutsche Lande.

Dennoch lebte die protestantische Lehre im Salzkammergut weiter. Und diese mußte nun ausgerottet werden. Daher verbannte man die „halsstarrigen" protestantischen Bauern aus Oberösterreich, er Steiermark und Kärnten nach Siebenbürgen in das Gebiet der Sachsen, wo man sie in drei Dörfern, in Großpold, Großau und Neppendorf, ansiedelte.

In Siebenbürgen hatte sich also eine weitherzige und freie deutsche Kultur entwickelt, eine Kultur, die sich fruchtbar für dieses Land ausgewirkt hat, die jedoch jetzt einem starken Wandel unterliegt.

Das Zusammenleben von Sachsen und Landlern

Der sächsische Dialekt, der mit dem Moselfränkischen verwandt ist, wird in den Dörfern bei Hermannstadt ebenso gesprochen wie das Landlerische, ein urtümlich klingender Dialekt, wie er typisch für die österreichischen Gebirgsgegenden des 18. Jahrhunderts war. Als die Landler in Siebenbürgen angesiedelt wurden, mußte der sächsische Pfarrer, um von ihnen verstanden zu werden, in Hochdeutsch predigen. Und deswegen nannte man die Landler die „Deutschen". Als solche sehen sie sich bis heute.

Das lange Zusammenleben dieser beiden deutschen Kulturen bewirkte nicht nur, daß Landler und Sachsen untereinander heirateten, sondern auch, daß beide Dialekte, das Sächsische und das Landlerische, in den drei erwähnten Dörfern bei Hermannstadt nebeneinander von jedem gesprochen werden.

Dennoch hat sich so etwas wie eine landlerische Identität bewahrt, die sich darin zeigt, daß in den landlerischen Familien - trotz „Mischehen" -, landlerisch gesprochen wird und die Frauen die landlerische Tracht anziehen. In der Kirche ist den Landlerinnen während des Gottesdienstes die rechte Seite und den Sächsinnen die linke Seite zugeteilt. Nach dem Gottesdienst sind es die Sächsinnen, die als erste - denn sie haben das ältere Recht - die Kirche verlassen.

Es gibt also noch rituelle Unterschiede zwischen Landlern und Sachsen, die allerdings immer mehr aufgeweicht werden. Die alten Grenzen, die nach der Ankunft der Landler in Siebenbürgen bestanden, sind also im Laufe der Zeit verschwunden. Und gerade jetzt in der Zeit des Aufbruchs werden die Kontakte zwischen Landlern und Sachsen immer enger.

Protestantismus, Arbeit und Fleiß

Ein die Landler und Sachsen einigendes Band ist die protestantische Religion samt ihrem Repräsentanten, dem Pfarrer. Es ist also vor allem die Religion mit ihren Riten und Symbolen, die eine deutliche Grenze zu Rumänen und Zigeunern markiert. Die Religion gibt den Deutschen in Siebenbürgen ihr Selbstverständnis und die Vorstellung von der gewachsenen Gemeinschaft. Die Religion bestimmt den Alltag und sie biete die Möglichkeit, im kirchlichen Rahmen sich gemeinschaftlich durch Gesang und andere Aktivitäten zu verbinden. Deutlich schilderte mir dies eine Landlerin: „Der Glaube behütet uns davor, daß wir, die Landler, uns mit den anderen Völkern, die einen anderen Glauben haben, vermischen. Der Glaube verschafft ein gemeinsames Denken. Er vereinigt die Leute, vor allem der Kirchengesang. Wenn man singt, bildet man eine Gemeinschaft. Unser Männergesangverein, der für uns sehr wichtig ist, wurde 1881 gegründet. Bis vor einigen Jahren hat er sich gehalten. Es sind nur mehr wenige deutsche Männer hier in Großpold. Im Gesangverein wird deutsche Kultur gepflegt."

Regelmäßige Gesangsproben und andere auf kirchliche Veranstaltungen hin bezogene Aktivitäten stärken das Bewußtsein von der durch die Religion gestifteten Gemeinschaft.

Landlerisches Paar in Großpold

Es ist gerade die Religion des Protestantismus, die eine spezifische Einstellung zum alltäglichen Leben und vor allem zur Arbeit vorzeichnet.

Die protestantische Ethik mit ihrer Vorstellung von der gottgefälligen Arbeit ist tief im Gemeinschaftsleben der Landler und Sachsen verwoben. Ein Landler meinte daher in diesem

Sinn zu mir: „Arbeit ist für uns wichtig. Bete und arbeite, dann wirst du Brot finden. In erster Linie ist es das Beten, in zweiter das Arbeiten."

Der Sonntag mit seinem Kirchenbesuch, zu dem das prächtigste Gewand angezogen wird, dient der Heiligung der vergangenen und der kommenden arbeitsamen Woche. Das Glockengeläute während der Wochentage erinnert an ein Leben der Arbeit. Der Pfarrer ist das lebende Symbol für die Gemeinschaft. An ihn wenden sich die Menschen, wenn sie Probleme haben, wenn sie wissen wollen, ob der vorgesehene Ehepartner der rechte ist, oder wenn sie in Bedrängnis sind. Der Pfarrer predigt nicht nur, sondern er steht auch in weltlichen Dingen bei.

Nun löst sich allmählich die alte deutsche Kultur, die der Landler und Sachsen, in den siebenbürgischen Dörfern auf.

Landler vor dem Kirchgang

Der Wandel und das Begräbnis

Besonders deutlich wurde mir der heutige kulturelle Wandel bei den Sachsen und Landlern, als ich an einem Begräbnis teilnahm. Eine alte Moam (Muhme - alte Frau) war gestorben. Es fiel auf, daß es an jungen Leuten fehlte, die am Begräbnis teilhaben. Daher war es nicht möglich, das volle alte Ritual, wie es für gewöhnlich bei Begräbnissen eingesetzt wurde, durchzuführen.

Begräbnis in Großpold/ Siebenbürgen

Zu diesem gehörte der Auftritt der großen, über zwanzig Mann starken Musikkapelle. Beim Begräbnis der Moam waren es lediglich fünf Sänger, die das Begräbnis musikalisch begleiteten. Früher wurde der Sarg vor allem von den dem Toten nahestehenden Nachbarn getragen, heute trat an deren Stelle ein Gestell, mit dem der Sarg geschoben werden konnte. Ebenso änderte sich die Zusammensetzung der Grabmacher, die noch vor kurzer Zeit aus der Reihe der Godenkinder kamen.

Einen Hinweis auf den kulturellen Wandel hörte ich aus der Kritik am neuen Sargtischler, der ein Rumäne ist, heraus. Jetzt müsse der Sarg zugenagelt werden. Der landlerische Tischler, der bereits ausgewandert ist, verstand den Sarg mit Zapfen derart zu versehen, daß man den Sargdeckel auf den anderen Teil des Sarges stecken konnte.

Auch die Abwesenheit des Großpolder Pfarrers und sein Besuch in Deutschland bei den ausgewanderten Großpoldern, eine paradoxe Situation, kündet von dem rasanten Umschwung alten kulturellen Lebens. Der Nachbarpfarrer mußte bemüht werden, das Begräbnis rituell zu leiten.

Aber dennoch hinterließ dieses Begräbnis in mir den Eindruck einer eher heiteren Gelassenheit, die wohl mit protestantischer Gottergebenheit und dem Wissen von einer „fröhlichen Auferstehung", wie sie alle sagen, verbunden ist.

Ein großes Problem für die auswandernden Deutschen ist die Sorge und die Pflege der Gräber ihrer Verwandten. Und wiederum: Als in Deutschland ein ausgewanderter Sachse starb, fand zu der Stunde, als er in Deutschland begraben wurde, am Friedhof in Großpold eine Trauerfeier zu seinem Gedächtnis statt.

Abschließende Bemerkung

Mit meinen obigen Betrachtungen wollte ich zeigen, daß die Deutschen in Siebenbürgen, die durch Jahrhunderte ihre eigene Kultur mit ihren vielen rituellen Grenzen untereinander und vor allem gegenüber anderen Kulturen weitertrugen, auf eine beachtenswerte Tradition zurückblicken können, die jetzt jedoch am Verschwinden ist.

Jetzt, da die Zwänge des Kommunismus beseitigt sind, jetzt löst sich - dies erscheint manchem alten Deutschen in Siebenbürgen als unnötig - eine alte deutsche Kultur, für die alte Formen der Nachbarschaft typisch sind, auf. Nämlich eine Kultur, die von Menschen getragen wurde, die viel zu

Die 10 Gebote der Feldforschung

1. Du sollst einigermaßen nach den Sitten und Regeln leben, die für die Menschen, bei denen du forschst, wichtig sind. Dies bedeutet Achtung ihrer Rituale und heiligen Zeiten, sowohl in der Kleidung als auch beim Essen und Trinken. Si vivis Romae Romano vivito more!

2. Du sollst zur Großzügigkeit und Unvoreingenommenheit fähig sein, um Werte zu erkennen und nach Grundsätzen zu urteilen, die nicht deine eigenen sind. Hinderlich ist es, wenn du überall böse und hinterlistige Menschen vemutest.

3. Du sollst niemals abfällig über deine Gastgeber und jene Leute reden und berichten, mit denen du Bier, Wein, Tee oder sonst etwas getrunken hast.

4. Du sollst dir ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse der dich interessierenden Kultur aneignen. Suche daher zunächst deren Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte auf.

5. Du sollst dir ein Bild von der Geographie der Plätze und Häuser machen, auf und in denen sich das Leben abspielt, das du erforschen willst. Liebe die Natur und damit auch die menschliche Natur - beides kann ungemein reizvoll sein. Gehe zu Fuß die betreffende Gegend ab und steige auf einen Kirchturm oder auf einen Hügel.

6. Du sollst, um dich von den üblichen Reisenden zu unterscheiden, das Erlebte mit dir forttragen und darüber möglichst ohne Vorurteile berichten. Daher ist es wichtig, ein Forschungstagebuch (neben den anderen Aufzeichnungen) zu führen, in das du dir jeden Tag deine Gedanken, Probleme und Freuden der Forschung, aber auch den Ärger bei dieser einträgst. Dies regt zu ehrlichem Nachdenken über dich selbst und deine Forschung an, aber auch zur Selbstkritik.

7. Du sollst die Muße zum *ero-epischen* (freien) *Gespräch* aufbringen. Das heißt, die Menschen dürfen nicht als bloße Datenlieferanten gesehen werden. Mit ihnen ist so zu sprechen, daß sie sich geachtet fühlen. Man muß sich selbst als Mensch einbringen und darf sich nicht aufzwingen. Erst so lassen sich gute Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle erstellen.

8. Du sollst dich bemühen, deine Gesprächspartner einigermaßen einzuschätzen. Sonst kann es sein, daß du hereingelegt oder bewußt belogen wirst.

9. Du sollst dich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen. Es steht dir nicht zu, ‚erzieherisch' auf die vermeintlichen „Wilden" einzuwirken. Du bist kein Richter, sondern lediglich Zeuge!

10. Du mußt eine gute Konstitution haben, um dich am Acker, in stickigen Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonstwo wohl zu fühlen. Dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen.

erdulden hatten. Zu ihnen gehören die Landler, die mit Gewalt aus Österreich hierher verbannt wurden, aber auch jene Siebenbürger Deutschen, die nach dem Krieg in russische Gefangenschaft gerieten. Es waren Frauen und Männer, die hierbei Entsetzliches zu erleiden hatten und von denen viele in der Fremde starben. In Siebenbürgen finden sich die meine Erachtens einzigen Kriegerdenkmäler, auf denen auch Frauennamen verzeichnet sind.

Literatur:

Roland Girtler: Verbannt und vergessen. Eine untergehende Kultur in Rumänien. Linz, 1992.
Roland Girtler (Hrsg. - mit Studenten): Die Letzten der Verbannten. Der Untergang der altösterreichischen Landler in Siebenbürgen. Wien, 1977.

Roland Girtler,
Universitätsprofessor am Institut für Soziologie der Universität Wien. Geboren 1941 in Wien. Studium der Jurisprudenz, Ethnologie, Urgeschichte, Philosophie und Soziologie. Während des Studiums Verehelichung und Gelderwerb als Bierausführer, Arbeiter am Naschmarkt, Filmkomparse usw.
Feldforschung in Indien und in Randkulturen (Dirnen, Ganoven, Wilderer, „feine Leute", Schmuggler usw) sowie bei Bergbauern und „Landlern" in Siebenbürgen (Rumänien).

Buchveröffentlichungen u.a.:
- Schmuggler. Von Grenzen und ihren Überwindern. Linz 1992.
- Die feinen Leute. Berlin 1994.
- Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Wien, Köln 1995.
- Sommergetreide. Vom Untergang der bäuerlichen Kultur. Wien 1996.
- Landärzte. Als Krankenbesuche noch Abenteuer waren. Wien 1997.

Dieter Clemens

Bioregionalismus

Landschafts-, Sprach- und Verwaltungsgrenzen in Deutschland

Seit etwa Frühjahr 1995 tauchte aus us-amerikanischen Ursprüngen der Begriff des ‚Bioregionalismus' in Deutschland auf. Seitdem rückte er immer mehr ins ideologische Zentrum der politischen Ökologie. Was ist eine Bioregion? Zunächst wohl kein bloßes Biotop, sondern eine natur-räumliche Einheit, die in langen Zeiträumen von autochthonen Menschen mit im wesentlichen heimischen Mitteln zu einer vergleichsweise homogenen Kulturlandschaft gestaltet wurde und sich von benachbarten Regionen unterscheidet. Dabei schließt die Idee des Bioregionalismus auch den prägenden Charakter, ‚die Seele' einer Landschaft ein, die den Bewohnern eines Naturraumes und ihrer Kultur einen unverkennbaren Stempel aufdrückt. Wie sollten denn die Friesen von der Weite der Marsch und dem ewigen Kampf mit dem Meer nicht geprägt, die Bergbauern Südtirols von den gewaltigen Bergriesen ringsum unberührt geblieben sein? Dieser Definition folgend, fallen mir als Beispiele für Deutschland eine ganze Reihe von Bioregionen ein: das Berchtesgadener Land etwa oder der Rheingau, der Spreewald, die Halligen und viele, viele andere. Hier bilden im Ergebnis Mensch und Natur, beider materielle und geistige Strukturen und Potentiale eine in sich geschlossene Einheit, ein von anderen deutlich unterscheidbares Ganzes. Bis hierhin eine klare Sache! Jeder Schritt darüber hinaus allerdings folgt einem steinigen, mit vielen theoretischen wie praktischen Schwierigkeiten gepflasterten Weg.

Städtische Ballungszentren

Wie steht es mit dem Ruhrgebiet? Mit dem Rhein-Main-, dem Rhein-Neckar-Gebiet? Mit München? Mit Berlin? Sind die von der Industrialisierung geprägten Lebensräume, die rasant, amorph und gesichtslos gewachsenen Städte des Ruhrgebietes oder geplante Neugründungen wie etwa Wolfsburg oder Salzgitter genauso Bioregionen wie Frankfurt oder Hamburg, die immerhin ein tausendjähriges Herz haben? Sind die naturfernen großstädtischen Ballungszentren überhaupt Bioregionen?

Historisches Hamburg: Bioregion Stadt?

Oder sind sie es nur zusammen mit den sie umgebenden Bioregionen, ihrem Umland, in das sie mit Macht hineinwirken durch ihre zentralen Einrichtungen, die Verkehrsinfrastruktur, die Notwendigkeit ihrer Ver- und Entsorgung? Ist beispielsweise Frankfurt am Main überhaupt denkbar ohne seine benachbarten Wasserlieferanten Vogelsberg und Hessisches Ried, ohne die Felder der Wetterau und des Oberrheingrabens, ohne die Schlafstädte am Taunusrand und im Rodgau, ohne die Naherholungsgebiete der umliegenden Mittelgebirge? Wo verliert sich der prägende Einfluß eines Ortes von der Zentralitätsstufe Frankfurts und wo beginnt der von Nachbarzentren wie Stuttgart, Köln oder Hannover? Kann man den Landschaften, die vom Moloch Frankfurt beinahe bis zur Unkenntlichkeit überformt wurden und doch in gewisser Weise manche Eigenart bewahren konnten, über die Qualität einer Regionalen Planungsgemeinschaft oder eines Umlandverbandes hinaus noch die einer Bioregion zusprechen? Es darf auch gefragt werden, ob und - wenn ja - welchen bioregionalen Stellenwert die überlebende Kultur der ehemals selbständigen Stadtteile von München zum Beispiel (Schwabing) oder Berlin (Spandau) hat. Und müssen nicht die sich herausbildenden Ausländergettos oder die von bestimmten Milieus und Subkulturen geprägten Cityregionen mancher Großstädte als neue bioregionale Einheiten wahrgenommen werden? Können multiethnisch und -kulturell zusammengesetzte Bevölkerungen in einer ihnen ursprünglich fremden Kulturlandschaft neue Bioregionen konstituieren? Ist das ehemals deutsche Berlin-Kreuzberg auf dem Wege, im Laufe eines längeren Umwandlungsprozesses mit seiner inzwischen autochthonen Bevölkerung zu einer neuartigen turkdeutschen Bioregion zu werden?

Mag sein, daß die harten Vertreter des Bioregionalismus, die sogenannten ‚Biozentristen', den gegenwärtigen Großstädten grundsätzlich den Charakter von Bioregionen absprechen, weil in ihnen ‚bios', das heißt Leben, über den Menschen hinaus kaum noch stattfindet oder weil dort der Anteil der autochthonen Bevölkerung immer geringer wird und damit eine wesentliche Säule der Definition wegbricht. Alles richtig, aber diese großstädtischen Ballungszentren existieren nun einmal, und es genügt nicht, ihre Existenz und deren Folgen zu beklagen.

Der Bioregionalismus muß Antworten geben auf die Frage, wie er sich deren Zukunft mit ihrer zunehmend multiethnischen und multikulturellen Bevölkerung vorstellt. Die Methoden des ‚Unabombers' oder der ‚Naturbefreiungsarmee', fatal an die der ‚Roten Khmer' erinnernd, dürften dabei wenig hilfreich sein.

Bundesländer

Die Bioregionen stimmen, vielleicht mit Ausnahme der Stadtstaaten, mit den heute existierenden Bundesländern selten überein. Egal, welches Bundesland ich betrachte, sie alle von Bayern über Hessen bis Niedersachsen stellen ein Puzzle verschiedenster Bioregionen dar. Bei einigen Bundesländern erkennt man schon am Namen, daß bioregionale und föderale Raumgrenzen nicht übereinstimmen: Rheinland-Pfalz Baden-Württemberg, Mecklenburg-Vorpommern und andere. Was hat unter einem engen bioregionalistischen Blickwinkel die Altmark mit den anhaltinischen Ländern oder dem Harz gemeinsam? Kaum etwas! Die Bioregion Harz dagegen gehört zu drei Bundesländern, Sachsen-Anhalt, Niedersachsen, und Thüringen, was unter Berücksichtigung bioregionalistischer Kriterien einen Unfug darstellt.

Der Harz im Überblick:

3 Bundesländer:	Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen
Einwohner:	ca. 890.000
Ausdehnung:	Ost-West ca. 100 km Nord-Süd ca. 40 km
Wanderwege:	über 8.000 km
Ski-Loipen:	über 500 km
Höchste Berge:	Brocken 1.142 m Wurmberg 971 m
Gewässer:	9 Stauseen 101 Bergseen

Was verbindet, zum Lande Hessen gehörend, das Hessische Ried mit dem Waldecker Upland oder in Nordrhein-Westfalen das Münster- mit dem Sauerland? Eigentlich nur das, was die Bioregion ‚Deutschland' definiert. Mit einem Wort: Bioregionen und Bundesländer haben sehr wenig miteinander zu tun!

Wer das Prinzip Bioregionalismus vertritt, kann unmöglich Föderalismus sagen und dabei die real existierenden Bundesländer meinen. Gerade die Bundesländer sind doch in ihrer Mehrheit als Kreationen der Besatzungsmächte mit ihren nach Kolonialherrenart gezogenen künstlichen Verwaltungsgrenzen die jüngsten, am wenigsten gewachsenen Strukturen. Welchen Grund sollte es geben, ausgerechnet sie zum Kern eines bioregionalen Konzepts zu erklären? Bioregionalisten müssen sich darüber im klaren sein, daß sie eine völlig neue Binnenstruktur Deutschlands zu schaffen hätten, wenn ihre Idee Wirklichkeit werden soll. Zwei Möglichkeiten stehen zur Wahl, - je nach dem, wie man eine Bioregion definiert: mit relativ vielen oder eher wenigen Merkmalen. Im ersten Fall käme eine Verkleinerung der Länder heraus und im zweiten Fall eine weitere Vergrößerung etwa nach dem Vorschlag Kristof Berkings (vgl. *wir selbst* 1/96), wobei dann zu beachten wäre, daß der Zuschnitt der Bezirke, Landkreise und Gemeinden dem bioregionalistischen Ordnungsprinzip zu folgen hätte, so daß bei regionalen Interessenskonflikten schon auf föderaler Ebene ein Ausgleich organisiert werden kann.

Bei der Abgrenzung von Bioregionen kann man sich in vielen Fällen von einem Wirtschaftszweig leiten lassen, dessen Manager und Beschäftigte, weil sie davon leben, alles ‚richtig' machen müssen: die Tourismusindustrie. Sie grenzt in ihren Werbemitteln und Imagekampagnen die Bioregionen, in denen Natur und Mensch eine je einzigartige Symbiose eingegangen sind, scharf gegeneinander ab. Die Bundesländer muß man am Rande notgedrungen erwähnen, weil sie immerhin mit Rat und Tat sowie mit Steuergeldern den Tourismusregionen beispringen. Aber im Kern werben alle Bioregionen für sich, stellen ihre Eigenarten heraus. Sie scheren sich nicht um die bestehenden Verwaltungsgrenzen.

Wüßte der geneigte Leser auf Anhieb, ob das Allgäu zu Bayern oder zu Baden- Württemberg gehört? Als eine relativ homogene Bioregion ist es durch eine Verwaltungsgrenze geteilt, die in unserem Bewußtsein offenbar keine Rolle spielt. So geht es beim Harz und beim Westerwald, bei der Rhön und bei der Eifel, um nur einige durch Ländergrenzen geteilte Bioregionen zu nennen. Tourismusstrategen im Solling, im Emsland, im Alten Land oder in der Lüneburger Heide verschwenden den geringsten Gedanken an ihr gemeinsames Bundesland Niedersachsen. Sie vermarkten ausschließlich ihre Bioregion, d.h. jene aus der Symbiose von Mensch und Raum hervorgegangene und ausreichend deutlich abgrenzbare Kulturlandschaft.

Nationalstaat

Nur jemand, der taub und blind dem Lauf der Welt folgt, kann die Notwendigkeit von Strukturen leugnen, die unter den Bedingungen des industriellen Massenzeitalters unvermeidlich überregional gestaltet wurden und in ebensolcher Weise weiterentwickelt werden müssen. Man kann trefflich darüber streiten, ob man denn Eisen- und Autobahnen, Großkraftwerke, Kommunikationsnetze und vieles andere wirklich braucht. Wenn sie jedoch, wie ich meine, in gemäßigter Dimension gegenwärtig unverzichtbar sind, lassen sich ihre Erstellung und Unterhaltung sowie viele weitere große und teure Aufgaben wie etwa Forschung und Wissenschaft, Güterproduktion, Warenaustausch, Währungssicherung und Landesverteidigung unmöglich regional bewältigen. Allein der Nationalstaat konnte die Kräfte entfalten, die zur Lösung dieser Aufgaben aufzubieten waren. Über

seine Notwendigkeit dürfte deshalb kein Streit entstehen. Über seine Definition, seine Grenzen und Aufgaben kann, ja muß man reden.

Aus bioregionalistischer Sicht ist der Nationalstaat nur ethnisch und kulturell zu begründen und zu definieren, denn Völker sind zweifelsfrei durch die biologische und kulturelle Evolution herausgebildete Einheiten, lebende Systeme mit je eigenen Eigenschaften und Merkmalen, ihrem Volkscharakter, ihrer Volkskultur. Die nationale Identität zu bewahren, auf den gewachsenen Sprachen und Kulturen zu beharren, das läßt sich meines Erachtens nur im ethno-kulturell definierten Nationalstaat durchhalten. Wo denn sonst? Weder die winzige Bioregion Helgoland noch das schwergewichtige Rhein-Main-Gebiet hätten ohne den Nationalstaat die geringste Chance, ihre Interessen gegenüber dem Druck internationaler Finanz- und Wirtschaftsmächte und ihrer universalistischen Ideologien zu wahren. Das können sie nur im nationalstaatlichen Verbund, und selbst da wird es zunehmend schwieriger. Da die kleinen Regionen ohne ihn noch gnadenloser gegeneinander ausgespielt würden, muß der ethnisch und kulturell definierte Nationalstaat im Konzept des Bioregionalismus eine Rolle spielen, soll es nicht von vornherein scheitern. Nur er vermag das gemeinsame schützende Dach zu bieten, unter dem seine föderalen Elemente, seine Bioregionen, den Freiraum finden, den sie für ihre ungestörte kulturelle Entwicklung brauchen.

Richtig ist andererseits, daß Bioregionalisten einen Staatsnationalismus, der verschiedene Völker und Kulturen unter einen gemeinsamen Hut zwängt, deren Eigenarten einebnet, wie es etwa China mit Tibet vorexerziert, aus tiefster Überzeugung kategorisch ablehnen. Auch für den kulturellen Anpassungsdruck, den beispielsweise die französische Zentralregierung auf einige der Randvölker Frankreichs (Elsässer, Basken, Korsen u.a.) ausübt, können ethno-kulturell orientierte Nationalisten kein Verständnis aufbringen.

Unter naturgeographischen Gesichtspunkten wird kein Mensch auf die Idee kommen, ‚Deutschland' als Bioregion anzupreisen. Dafür sind seine Naturlandschaften viel zu unterschiedlich, und seine Grenzen in allen Himmelsrichtungen zerschneiden die dortigen Bioregionen: das Norddeutsche Tiefland, das Erzgebirge, den Böhmerwald, die Alpen, den Oberrheingraben. ‚Deutschland' ist ein durch und durch kulturelles Produkt, Ergebnis mehrtausendjähriger Arbeit der in diesem Raum ansässigen Menschen und - seiner Nachbarn. Insofern eine Paradebioregion. Mensch und Raum gehören zusammen, wirken aufeinander, bilden zuletzt eine symbiotische Einheit. Deshalb ist ‚Deutschland' eine Bioregion, deren Grenzen dort liegen, wo eine autochthone deutschstämmige Bevölkerung die Naturlandschaft in eine Kulturlandschaft verwandelt hat, unabhängig von allen dynastischen oder staatlichen Grenzen, die eine ganz andere Funktion haben.

Nur die komplette Vertreibung der eingesessenen Bevölkerung und die hochgradige Vernichtung ihrer kulturellen Zeugnisse konnte Ostpreußens nördlichen Teil von einer deutschen in eine russische Bioregion umwandeln. In den anderen Gebieten jenseits von Oder und Neiße und im Sudentenland reden die Steine immer noch Deutsch.

Deckengemälde in der Wallfahrtskirche Maria Schnee/ Böhmerwald: „Selig die Barmherzigen" (Aufn. 1990)

Deshalb bilden die Kulturlandschaft und die neu eingepflanzten Menschen keine echte Einheit. Die Menschen dort wissen das oder spüren es wenigstens - ganz tief im Innern plagt sie das schlechte Gewissen. Der aufgeregte Chauvinismus der Betroffenen wird deshalb tiefenpsychologisch als Kompensation zu erklären sein. Die Vertreiber von damals und deren Nutznießer von heute müssen zur Einsicht in ihr Unrecht gelangen und anschließend selbst zu den richtigen, d.h. gerechten Schlüssen kommen. Ob die Vertriebenen, ihre Kinder und Enkel angesichts des Zustandes ihrer alten Heimat zurückkehren, bleibt eine offene Frage. Daß sie den ‚natürlichen' Zustand, die alte Bioregion, wiederherstellen könnten, ist illusionär. Die Bioregionen ‚Schlesien', ‚Pommern' und ‚Ostpreußen', wie sie vor dem Krieg existierten, sind unwiderruflich verloren, denn die kulturelle Evolution wurde von einer anderen Bevölkerung weitergeführt. Bei einer Veränderung der Lage könnte man nur am heutigen Zustand anknüpfen und eine wiederum neugestaltete Bioregion schaffen.

Die berufliche Mobilität wirft heute viele Millionen Menschen von einer Region in eine andere. Wird der nach Berlin verschlagene Mecklenburger zum Berliner? Seine Kinder oder Enkel vielleicht, bei ihm wird es von seinem Alter, von der Intensität seiner Heimat- und Familienbindung abhängen. Wird er überhaupt in Berlin bleiben können, oder muß er, aus welchen Gründen auch immer, weiterziehen ins Badische? Als was fühlt er sich? Bleibt er Mecklenburger, wird er ein halber Berliner oder am Ende gar ein Badenser? Wir wissen es nicht! Auf jeden Fall hat er es nicht leicht, sich immer wieder in eine neue Region hineinzufinden, und es wird ihn freuen, daß er nicht wie in früheren Zeiten auswandern muß und wenigstens in seiner größeren Heimat Deutschland bleiben und damit einen gewichtigen Teil seiner Identität bewahren kann. Nicht jeder hat dieses Glück! Das zähe Festhalten von Auswanderern an den heimatlichen Sitten und Gebräuchen, an der Muttersprache zeigt mehr als deutlich, wie sehr der Mensch die Geborgenheit in der Kulturnation, der nationalen Gemeinschaft braucht und wie schwer ihm der Wechsel fällt.

Als was auch soll sich ein Aussiedler fühlen, der in Rumänien, Polen, Kasachstan, Rußland oder sonstwo zu Hause war und dort als Deutscher für sein Deutschsein oft schwer gelitten hat, der seinen bioregionalen Zusammenhang verläßt und, nein, nicht nach Hessen oder Niedersachsen, sondern nach Deutschland kommt? Er kann kein ‚Bayer', kein ‚Pfälzer', nicht einmal ein ‚richtiger Hamburger' werden und sich ohne weiteres in diese Bioregionen einfügen. Nur die bioregionale Einheit Deutschland kann ihm die

Brücke dorthin bauen. Bis er oder vielleicht erst seine Nachkommen das Ziel erreicht haben, sind sie auf die Nation als bergendem und identitätsstiftendem Rahmen angewiesen.

Also: Bioregionen ohne die dazugehörigen Menschen und deren Kulturleistungen definieren und dabei auf das gemeinsame Dach des ethnokulturell begründeten Nationalstaats verzichten zu wollen, wie es den amerikanischen Bioregionalisten offenbar vorschwebt, geht an den deutschen und europäischen Verhältnissen glatt vorbei und darf insoweit das Denken europäischer Bioregionalisten nicht beeinflussen.

Bioregion Erde

Der ungetrübte Blick auf die Wirklichkeit dieser Welt erkennt, daß es seit langem Probleme und Aufgaben gibt, die eine ethnische Einheit, sei es eine Sippe, ein Stamm oder ein Volk nicht autark bewältigen kann, an denen selbst ein starker Staat scheitern muß, wenn er nicht zur Zusammenarbeit mit anderen Völkern (= Nationen) bereit ist. Ich greife ganz willkürlich einige wenige Beispiele heraus: Suche, Abbau und Transport von Rohstoffen, Meteorologie, Gewässer- und Hochwasserschutz, Nahrungsmittelversorgung, Astronomie, Alpentransit, Luftverkehrssicherheit. Insoweit stellen inzwischen ganze Kontinente oder zumindest große Teile von ihnen, die Weltmeere, ja der gesamte Globus moderne, erst spät ins Bewußtsein der Menschen getretene Bioregionen dar.

Der Begriff des Bioregionalismus hat sich als äußerst vielschichtig erwiesen, und für mich bezieht er seine Faszination daraus, daß die Bioregionen ein System konzentrischer Kreise begründen, deren Einheiten aufeinander bezogen und voneinander abhängig sind. Kleinere Bioregionen (Stadtviertel, Dörfer, Kleinräume usw.) bilden die sie konstituierenden und zugleich dort eingebetteten Elemente größerer Bioregionen, die wieder im ethno-kulturell definierten Nationalstaat ein gemeinsames Dach finden. Kontinentale und globale Strukturen vervollständigen das System der Bioregionen. Eine indianische Stammeskultur am Amazonas und das Ruhrgebiet, scheinbar beziehungslos, fügen sich so gesehen als gleichberechtigte Teile zuletzt doch dem globalen Ganzen ein. Jedes Satellitenfoto unseres Planeten beweist zwingend die Existenz der Bioregion Erde, in der alles mit allem verbunden ist und deren unübersehbare globale Probleme allen Menschen zur Lösung aufgegeben sind.

Alle Bioregionen stellen ein vorläufiges Ergebnis historischer Prozesse dar, sind aber gleichzeitig Verantwortungsbereiche für die dort lebenden Menschen. Übersieht, betreut und gestaltet eine Gemeinschaft mit Achtung und Liebe ihre kleine, abgegrenzte, heimatliche Region, spürt sie auch das Existenzrecht benachbarter und die Notwendigkeit übergeordneter Regionen, achtet uneingeschränkt deren Recht auf eine selbstbestimmte kulturelle Evolution und leistet so ihren Beitrag zum Gediehen des Ganzen. Das Ergebnis der kulturellen Freiheit wird bunte, nicht prognostizierbare Vielfalt und friedlicher Wettbewerb sein. Und genau das ist gut so!

Eine bioregionale Einheit zwischen Bewahren und Veränderung

Ohne Zweifel wird jeder auf den ersten Blick einem der wunderschönen Rundlingsdörfer im Wendland den Charakter einer bioregionalen Einheit zuerkennen. Viele dieser Dörfer konstituieren die Bioregion ‚Wendland'.

Doch hält dieser erste Eindruck auch einer genaueren Betrachtung stand? Prompt und mit Recht kommen Einwände:

- Nicht alle Dörfer im Wendland sind Rundlinge, und von daher existiert keine einheitliche Siedlungsform.
- Die ethnische Homogenität der Bewohner des Wendlandes ist nicht gegeben.
- Einige Bauern haben aufgegeben, ihre Höfe verkauft. Sie arbeiten in der Stadt, und in manchen ihrer modern renovierten Häuser wohnen zugezogene Städter. Der originale Mensch-Raum-Bezug ist in diesen Fällen verloren gegangen. Das Wendland liegt im Einzugsbereich von Hamburg und Hannover und wird wohl auch von Berlin entdeckt werden. Stellt es damit noch eine eigene Bioregion dar oder nur noch ein Anhängsel städtischer Zentren? Mit Sicherheit lebt es nicht mehr aus sich selbst. Seine kulturelle Evolution wird von außen bestimmt. Die alten Strukturen werden überlagert von neuen, übergeordneten Strukturen. *Sie* verändern das Wendland. Seine eingesessenen Bewohner haben die Herrschaft über ihre kulturelle Entwicklung im großen und ganzen verloren, und die Tradition der Schützenfeste kann darüber nicht hinwegtäuschen.

Die Erfordernisse des Tourismus orientieren sich an den Bedürftnissen der Gäste, die keineswegs mit den eigenen übereinstimmen müssen und schlimmstenfalls durch die Erhaltung einer folkloristischen Fassade den Mangel an echtem innerem Gehalt kaschieren. Die kulturelle Evolution erstarrt an einem bestimmten Punkt zugunsten eines vordergründig ökonomischen Interesses oder erhält eine für der Region möglicherweise wesensfremde Richtung.

Rundlingsdorf im Wendland

Stichworte wie ‚Gorleben' und ‚Castor' zeigen: Das kleine Wendland wird Teil einer nationalen Struktur, die ihm ein

Gorleben: Protest gegen die Castor-Transporte (1997)

neues Gesicht gibt: Bund, Land, Parteien, Verbände, Kirchen, Handelsketten, Konzerne, Fernsehprogramme, Zeitungen und Zeitschriften und manches andere beeinflussen auf überregionaler und internationaler, EU-Regelungen auf europäischer Ebene das Denken und Handeln der Menschen weit mehr als die eigene Tradition. Sogar die globalen Probleme wie Bevölkerungsexplosion, Migration, Klimaveränderungen wirken auf dieses kleine Fleckchen Erde.

Wird das ‚Wendland' auf Dauer jene klar begrenzte liebenswerte Bioregion bleiben können, als die wir sie heute noch kennen? Andererseits: Waren nicht in ihrer Entstehungszeit auch diese schönen Rundlingsdörfer massive Eingriffe in ein intaktes Ökosystem? Ohne menschliche Eingriffe in die Natur gäbe es die den Menschen ausdrücklich einschließenden und schützenswerten Bioregionen gar nicht. Bloße Erhaltung des jeweils Bestehenden führt unweigerlich zum kulturellen Erstarrungstod. Bioregionen haben keine auf ewig festgelegten Strukturen und Grenzen, sie unterliegen wie alles Lebendige dem Werden und Vergehen, und der Bioregionalist tut gut daran, für Veränderungen offenzubleiben. Es kann nur um die Qualität des Wandels gehen, hier und da gewiß auch um Tempo und Umfang.

Bioregionalismus - heimatverbunden und weltoffen

Bioregionalismus kann nicht heißen, alle Eingriffe des Menschen in die Naturlandschaft, alle nationalen und internationalen Einflüsse auf eine Kulturlandschaft, eine Bioregion auf Null zurückzufahren. Sondern es soll der jeweils heimischen Bevölkerung die Chance gegeben werden, sich der eigenen Art gemäß zu entwickeln und dabei durchaus Anregungen von außen aufzunehmen und in lokale/regionale Formen zu gießen. Die Gotik war ja auch europäisch und gleichzeitig französisch, englisch, deutsch und noch einiges andere. Nicht die Markenzeichen der Deutschen Bank, von Aldi, Shell und McDonald's dürfen die Landschaften, Dörfer und Städte gleichförmig überziehen, beherrschen und prägen. Umgekehrt muß es sein: Jede Region muß das Recht haben, den ihr angemessenen, von ihr gefundenen kulturellen Stil durchzusetzen gegenüber den bloß wirtschaftlichen Interessen der Konzerne. Die Medien, die kulturell Aktiven, die Betriebe einer Region müssen vor dem Druck überregionaler und internationaler Interessen geschützt werden.

Nur der auf ethno-kulturellem Fundament errichtete Nationalstaat kann als übergeordnete Struktur mit neuer Qualität diese Schutzfunktion übernehmen. Nach beiden Seiten hin, einmal als Moderator regionaler bzw. föderaler Interessen und zum anderen als Mittler zum internationalen Aufgabenfeld erweist sich der ethnisch fundierte und föderal organisierte Nationalstaat als unverzichtbar und die hier und da auftretende Polemik gegen ihn als überzogen, ja gefährlich. In ihm allein sehe ich das tragende Dach, unter dem sich die mit gemeinsamen Merkmalen ausgestatteten Bioregionen eines Raumes vereinen können. Wenn der gegenwärtige Staat überwiegend als Agent universalistischer Interessen erscheint, sollte man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Seine Souveränitat ist es,die wiederhergestellt werden muß, damit er seine lebenswichtigen Funktionen wahrnehmen kann: Pflege und Stärkung der Sprache, Mitweltschutz, Sicherung der territorialen und ethnischen Integrität des Volkes, Kriminalitätsbekämpfung, Währungshüter, um nur einige wichtige zu nennen.

Innerhalb des Nationalstaates gebührt im kleinen wie im großen dem Prinzip ‚Subsidiarität' unbedingter Vorrang. Was am Ort, im Stadtviertel, im Kreis, im Bezirk, in der Region gelöst werden kann, soll dort gelöst werden. Die sich daraus entwickelnde Vielfalt sollten wir dankbar registrieren und dem Wettbewerb der Ideen aussetzen. Nur wenn die lokale/regionale Kraft zur Lösung eines Problems nicht ausreicht oder wenn sich eine Problematik überregional stellt, darf/muß der Nationalstaat eingreifen.

Im Konzert der Nationalstaaten hat er nicht als eine Art Vermittlungsagentur internationale Vorgaben an die eigene Bevölkerung weiterzuleiten und ihr aufzudrängen, sondern zuerst und vor allem die Interessen des eigenen, den Staat tragenden Volkes konsequent zu vertreten. Wenn am Ende ein fairer Interessenausgleich zustande kommt, wird das Volk auch gern die international erforderlichen Aufgaben übernehmen.

Der Bioregionalist muß des weiteren ein Auge darauf haben, ob die relative Einheit von Mensch und Raum nicht durch unkontrollierte Zuwanderung in einer multiethnischen und multikulturellen Beliebigkeit untergeht und damit der Bioregion die Humanbasis entzogen wird. Er bemüht sich, der jeweils autochthonen Bevölkerung

die Chance einer möglichst eigenständigen Entwicklung zu geben, ihr die Entscheidung darüber zu lassen, welchen Weg sie künftig zu gehen beabsichtigt. Bei aller Liebe zur Heimat, zur Bioregion kann - wenn überhaupt - nur die Schicksalsgemeinschaft des Volkes, organisiert im ethnisch definierten Nationalstaat, die Freiheit einer eigenständigen kulturellen Entwicklung gewährleisten. Er muß jedoch weise seine innerstaatlichen Kompetenzen auf das wirklich Erforderliche - die Formulierung der Rahmenbedingungen für die Arbeit in den Regionen - beschränken und gleichzeitig die überregionalen, d.h. nationalen Interessen gegenüber äußeren Einflüssen und Kräften selbstbewußt vertreten, ohne dringend nötige übernationale, d.h. kontinentale oder globale Aufgaben zu ignorieren.

Bioregionalismus heißt also konkret

- die kleinen Bioregionen in die föderalen Strukturen vergrößerter Bundesländer einbetten und deren Beziehungen besser aufeinander abstimmen
- den Nationalstaat ethno-kulturell definieren und seine territoriale Integrität, seine innere und äußere Souveränität sowie seine relative ethnische und kulturelle Homogenität gewährleisten
- den zentralistischen Staatsnationalismus zurückdrängen und den Staat auf seine eigentlichen Kernaufgaben beschränken
- über die Richtung der lokalen, regionalen und nationalen kulturellen Evolution die jeweils örtlich betroffene Bevölkerung entscheiden lassen (Subsidiaritätsprinzip)
- gleichmacherische Ansprüche nationaler und internationaler Organisationen und Konzerne zurückweisen und den lokalen bzw. regionalen Wert- und Kulturordnungen unterordnen; Wiederbelebung von dezentralem, kleinräumigem, regional verwurzeltem Wirtschaften
- die Notwendigkeit internationaler Verpflichtungen überprüfen
- die eigene Nationalsprache, aber auch die regionalen Dialekte fördern und pflegen
- lokale und regionale Medien und Kulturschöpfungen unterstützen; die Lokal-, Regional- und Nationalkultur sorgfältig an die jeweils junge Generation weitergeben
- den kulturellen Austausch zwischen den einzelnen Regionen und Nationen intensivieren
- den Familienverband in den Mittelpunkt aller nationalpolitischen Überlegungen stellen
- beim Kauf von Gütern und Dienstleistungen die heimischen Angebote vorziehen, um den (Welt-) Handel auf ein ökologisch vertretbares Maß zu reduzieren, und bei der Arbeitsplatzvergabe heimische Arbeitskräfte bevorzugen
- die Zuwanderung und die damit verbundene weitere ökologische Belastung der Bioregionen sowie die kalte Enteignung des nationalen Vermögens beschränken
- die industrielle Produktion nicht den künstlich via Reklame erzeugten, sondern den wirklichen Bedürfnissen von Mensch *und* Natur anpassen und sie damit von dem im kapitalistischen System strukturell angelegten Wachstumszwang (Zins) befreien
- Besteuerung und Sozialabgaben nicht an die Arbeit, sondern an den Verbrauch koppeln
- Wissenschaft und Technik bedingungslos in den Dienst rohstoff- und energiesparender Produktionsverfahren stellen und bei der Suche nach neuartigen, emissionsarmen Energiegewinnungs- und Motortechnologien unterstützen
- insgesamt Widerstand leisten gegen alle lebensfeindlichen, überdimensionierten, massenkulturellen, gleichmacherischen, universalistischen Entwicklungen und damit den Abschied vom ‚Anthropozentrismus' und die Hinwendung zum ‚Biozentrismus' akzeptieren, also den Menschen unter Verlust seiner angemaßten Privilegien nur noch als gleichberechtigten Partner in der Biosphäre wahrnehmen.

Bioregionalismus wäre damit erheblich mehr als nur ein administratives Konzept, sondern ein alle Lebensbereiche erfassendes Prinzip. Es bedeutet eine radikale Abkehr von dem Weg, den die Bioregion Deutschland zur Zeit politisch, wirtschaftlich und kulturell geht. Es greift in erheblichem Maß in den Alltag eines jeden seiner Vertreter ein, denn er befindet sich automatisch in Fundamentalopposition zur gegenwärtig herrschenden kapitalistischen, verschwenderischen, wachstumshörigen Gesellschaftsordnung. Mit harten Anfeindungen ist zu rechnen, materieller Gewinn auszuschließen. Es braucht moralische Größe und viel Kraft, den Gedanken des Bioregionalismus in heutiger Zeit zu vertreten oder gar schon dort, wo es möglich ist, vorzuleben.

Dieter Clemens,
geboren 1947, verheiratet, zwei Töchter, ist im pädagogischen Bereich tätig und Mitglied der „Unabhängigen Ökologen Deutschlands".

Brigitta von Richmar:
Die alte Buche
(entnommen aus: „Liebe, Licht und Leichtigkeit")

Baldur Springmann

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen

Eine natürliche Alternative zum grenzenlosen Kapital-ismus

Die Völker sind Gedanken Gottes - dieses schöne Herder-Zitat rückt das Volkliche eindeutig aus dem Bereich des Menschengemachten und Beliebigen. Es rührt damit an eine Kontroverse, die für alle kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit von grundlegender Bedeutung ist - auch wenn sie von der Mehrheit unserer Politiker und Meinungsmacher überhaupt noch nicht als solche erkannt wurde, weil denen immer noch die Eierschalen des an allen Ecken und Enden nicht mehr stimmigen Rechts-Links-Schemas am Hintern kleben. Wer sich aber von diesen vergammelten 19.-Jahrhundert-Eierschalen gelöst hat, der weiß, daß jetzt und in nächster Zukunft unser Wohl und Wehe nicht von rechts und links, sondern davon abhängt, ob die derzeit noch das Zeitgeschehen diktierenden Hybridiker am Ruder bleiben oder ob es uns Ökosophen gelingt, sie abzulösen.

Ablösung der menschlichen Hybris durch Ökosophie

Mit der Wortschöpfung „Hybridiker" meine ich die Sorte Mensch, für die es in unserer Sprache wohl deswegen kein zutreffendes Wort gibt, weil man sich in der Zeit unserer früheren Sprachbildung ein solches *Übermaß* an Selbstherrlichkeit, also an *Hybris* gar nicht vorstellen konnte, wie es heute von den Fanatikern der völkervernichtenden Globalisierung, der artenvernichtenden Genmanipulation und der lebensvernichtenden Chemisierung als „modern" dargestellt und mehr und mehr zu einer Weltdiktatur entwickelt wird.

Die von diesen Hybridikern inszenierte Erdzerstörung wird aber, so glaube ich, nicht durch irgendeine Gegenmacht, etwa eine Ökodiktatur aufzuhalten sein. Die so notwendige äußere Wende, von der so viele schon so lange schwätzen, braucht als unabdingbare Voraussetzung die innere Wende zur „Ökosophie", - zur bedingungslosen Anerkennung der himmelhohen Überlegenheit und damit Priorität der kosmischen Intelligenz über jede menschliche und erst recht jede menschengemachte technische Intelligenz. Man kann das auch Gottesweisheit nennen oder Urgrund allen Seins oder sonstwie, was so strahlend aus allem Naturgeschehen, insbesondere allen ökologischen Zusammenhängen hervorleuchtet, daß nur die von ihrer Hybris verkleisterten Augen der Macher unserer Zeit es nicht erkennen können.

Semipermeabilität

Wer derart nicht mehr zu erkennen vermag, daß die Völker Gedanken Gottes sind, für den wird auch die Frage der *Grenzen* und die der Abgrenzungen zum Problem. Ein Ökosoph dagegen findet die Antwort auf diese Frage „natürlich" (im Ursinn des Wortes) aus der „Handschrift Gottes in der Natur". Hier verweise ich aber ausdrücklich darauf, daß man diese Handschrift recht unterschiedlich interpretieren kann und ich ja nur meine Lesart anbieten kann - ohne auch nur den geringsten Anspruch, dies wäre die einzig mögliche.

Derart finde ich also die Antwort auf die „Grenzfrage" in dem Urgebilde allen Erdenlebens, der Zelle, die sich mit ihrer Zellhaut sowohl von ihren Nachbarzellen im Zellverband (Völkergemeinschaft) *abgrenzt* wie auch mit ihr *verbindet*. Und nun kommt die Hauptsache: Die Zellwand ist *semipermeabel*, halbdurchlässig, - und was da nun durchgelassen wird und was nicht, das bestimmt einzig und allein die Zelle selbst. Und zwar so, daß sie auch bei einem äußerst lebhaften Austausch sie selber bleibt, es sei denn, sie wird von beutegierigen Viren vergewaltigt.

Die Zelle nimmt also Fremdes nur auf, wenn sie es integrieren und dabei ihre Eigenart wahren kann. Denn nur dadurch, durch das unbedingte Wahren ihrer Eigenart etwa als Leberzelle oder Gehirnzelle, kann sie ihre spezifische Aufgabe im Zellverband erfüllen. Also kann auch nur derart ein Volk seine Aufgabe im Völkerverband erfüllen.

A. Paul Weber: Die Geduldigen

So'n bißchen haben wohl die mittelalterlichen Bürger davon noch gewußt, als sie noch Burger waren und an die Tore in ihren Burgmauern Tag und Nacht Torwächter stellten. Und nicht nur ein bißchen, sondern eine ganze Menge müssen wir davon neu lernen, wenn wir als Ökosophen den Hybridikern das Handwerk legen wollen. Und das wollen wir doch!

Also gucken wir mal, was die da außer ihrem *grenzenlosen* Multikultiquatsch noch für'n Blödsinn machen. Und schon wischen wir uns erstaunt die Augen, weil wir kaum glauben können, daß wir da als dicksten Hund etwas sehen, was überhaupt kein bißchen „modern" ist, sondern das es schon vor Jahrhunderten gegeben hat, wenn auch nicht so perfektioniert wie heute: den Zinseszins. Diesen gemeinen Trick, um die geniale Erfindung „Geld als Tauschmittel" zu einem Instrument brutalster Hab- und Machtgierhybris zu pervertieren. Aufgebaut auf der heute immer noch von den meisten der mit diesem Instrument Ausgebeuteten und Versklavten gläubig hingenommenen Lüge, Geld könne „arbeiten" und „sich vermehren".

Zinswirtschaft oder Die wundersame Geldvermehrung

Also ich einfacher Bauer, der mit meinem IQ bei weitem nicht an den von Bankdirektoren und Finanzministern heranreiche, habe dennoch von der Zeit an, wo ich nicht mehr an den Klapperstorch glaubte, auch nicht mehr das Märchen geglaubt, so'n Zehnmarkschein oder so'n Fünfmarkstück könnte Kinder kriegen. Und wieviel Macht die Hybridiker mit diesem Trick auszuüben verstehen, ist nur dadurch zu erklären, daß sie aus der Fiktion eines zinsbringenden Geldes im Laufe der Zeit so etwas wie eine Heilige Kuh gemacht haben und daß bisher alle Versuche gescheitert sind, diesen legalisierten Diebstahl zu ächten und den ganzen Spuk zu beenden mit dem allereinfachsten und logischsten Mittel: einer zeitgemäßen Umwandlung von Zinsgeld in Schwundgeld.

„Jesuspfennig"

Wenn Jesus a) so klug gewesen wäre, einen Pfennig bei einer Weltbank auf Zins und Zinseszins anzulegen und b) Nachkommen in die Welt gesetzt hätte, dann würden die jetzt über einen Besitz verfügen, den man in Geldwert gar nicht mehr ausdrücken kann, - den Wert jener Menge Goldes, die dem Volumen von einigen hundert Erdkugeln entspricht. Dies ist doch genauso wahnwitzig wie die Tatsache, daß es heute einige Leute gibt, die jeden Morgen, wenn sie aufwachen, eine halbe oder eine ganze Million reicher geworden sind, ohne einen Finger krumm zu machen.

Silvio Gesell, 1919 Finanzminister der bayerischen Räterepublik und Begründer der Freiwirtschaftslehre

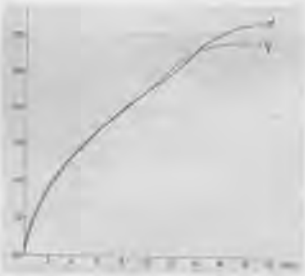
Wörgl

Wir alle tragen durch die in dem Preis für ein Brot oder ein Hemd oder eine Fahrkarte klammheimlich versteckte Zinszahlung zu der ständigen Vermehrung des Reichtums der Nichtstuer bei - am schlimmsten soll das bei den Mieten sein, die bis zu 70% aus indirekten Zinszahlungen bestehen. Dabei gibt es nicht nur durchaus praktikable Vorschläge, wie man diese Zinsknechtschaft brechen könnte, angefangen bei dem genialen Silvio Gesell, sondern es hat auch schon das „Wunder von Wörgl" gegeben. Diese österreichische Gemeinde entging dem Inflationsschlamassel nach dem ersten Weltkrieg durch die Ausgabe von „Arbeitsbestätigungsscheinen", die innerhalb der Gemeinde Geldwert hatten, aber keine Zinsen brachten, sondern im Gegenteil pro Monat 1% an Wert verloren. Im Unterschied zu den Nachbargemeinden blühte die Wirtschaft in Wörgl auf und die Arbeitslosigkeit sank. Grund genug, daß auf Intervention der um ihr ausbeuterisches Monopol zitternden Großbanken die Regierung dieses großartige Experiment *verbot* (!!!).

„Wachstum"

Der Kern der Zinslüge ist die unverschämte Behauptung, die in der Natur nicht vorkommende, von Menschen erfundene exponentielle Vermehrung „Wachstum" zu nennen. Der grundsätzliche Unterschied sieht so aus:

Die in die Endlosigkeit des Nichts zielende Kurve der exponentiellen Steigerung: Krebswucher mit der Tendenz zur endgültigen Vernichtung (hier die Kurve des „Jesuspfennig", s.o., gerechnet mit 3% Verzinsung).



Die Kurve des natürlichen Wachstums, hier am Beispiel des Menschen

Dieses wunderbare *Maßhalten* ist den Lebewesen aber nicht ‚von oben' auferlegt, sondern allen, vom Floh bis zum Elefanten, von der Alge bis zur Eiche ‚eingeboren'. Denn in jeder Zelle liegt doch in Form der DNS die Planskizze mit allen erforderlichen Maßen vor. Wer aber hat all diese Unzahl von Plänen geschrieben und aufeinander abgestimmt?

Für mich gibt es nur eine Antwort, klipp und klar und ohne Umschweife: Gottesweisheit.

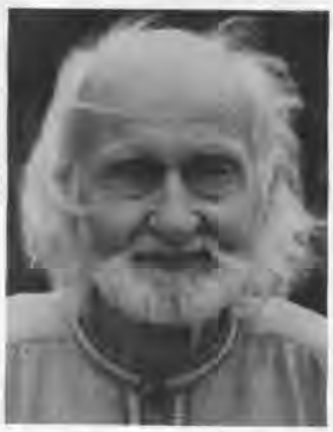
Wer also zu den Verteidigern und Bewahrern des gottgegebenen Lebens auf dieser unserer Erde innerhalb der gottgegebenen *Grenzen* des Wachstums gehören will und als Ökosoph den sich am todbringenden Krebswucher mästenden Hybridikern das Handwerk legen will, der muß

1. so wie das Kind im Märchen von des Kaisers Kleidern auf die nackte Dovheit von Leuten wie Kohl und Schröder hinweisen, die immer noch zittern, wenn ihre asoziale Wirtschaft weniger als 3% wuchert. Und auf die nackte Brutalität der Finanzkaste, die sich am Blut und Schweiß der Armen mästet, weil fast alle noch an die Lüge glauben, ohne Zinsgeld gehe es nicht.
2. dafür sorgen, daß möglichst bald möglichst viele Menschen den Zinsbetrug durchschauen und wir endlich ein großes Schlachtfest der Heiligen Kuh Zinseszins feiern können.
3. mithelfen, daß wir zeitgemäße und unserer Jugend verständliche Ausdrucksformen und Verhaltensweisen finden für

Ökosophie.

Weiterführende Literatur:

• Margrit Kennedy: „Geld ohne Zinsen und Inflation". Goldmann, 1994
• Hermann Benjes: „Wer hat Angst vor Silvio Gesell?" (Mit 201 weiteren Titeln zum Thema im Anhang). Bezug über den Autor: Darmstädter Straße 21, 64404 Bickenbach.



Baldur Springmann,

geboren 1912, Gründervater der ökologischen Bewegung, verwirklichte auf Hof Springe im holsteinischen Geschendorf praktische Modelle alternativen ökologischen und sozialen Handelns. Im Verlag S. Bublies erschien 1995 seine Autobiographie „Bauer mit Leib und Seele".

Martin Schmidt

Auf revolutionären Pfaden durch das Jubiläumsjahr

Politische und touristische Zeitreisen zu den „1848ern“

Spätestens seit März ist die Erinnerung an die „Deutsche Revolution“ von 1848 zu einem medialen Großereignis geworden. Am 31.3. vor 150 Jahren trat in Frankfurt am Main ein von Mitgliedern der deutschen Ständeversammlung gebildetes Vorparlament zusammen. Damit war der Grundstein für die Wahl der ersten verfassunggebenden Nationalversammlung des deutschen Volkes gelegt.

Im Zentrum der Sehnsüchte der „1848er“ standen die Begriffe Freiheit, Volkssouveränität und Nation. Diese gehörten zwingend zusammen: Ohne demokratische Selbstbestimmung des Volkes war keine Ersetzung des fürstlichen „Fleckerlteppichs“ durch eine einheitliche deutsche Nation denkbar, und ohne die Einheit des Reiches war ein einzelnes demokratisches Land als steter Stachel im Fleisch der umliegenden Monarchien kaum vorstellbar. Beides zusammen wiederum – Volkssouveränität und Nation – gewährleisteten erst die ganze Freiheit.

Die letztgenannte Erkenntnis ist angesichts der gegenwärtigen massiven zentralistischen und undemokratischen Entwicklungen in der Europäischen Union ein überaus aktueller Gedanke.

Apropos Gegenwart: Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß die von verschiedenen politischen Lagern für sich reklamierte „gute“ 1848er Episode der deutschen Geschichte von übereifrigen Zeitgeistlern zum Anlaß genommen wird, auch hier ihr PC-Süppchen zu kochen. Ihr mutmaßliches Ziel: die volkspädagogisch unbedenkliche Verkürzung des historischen Geschehens auf den Demokratie-Aspekt und die Ausklammerung des suspekten nationalen Einheitsstrebens. Außerdem: Ausblendung der Tatsache, daß die betont gesamtdeutsch (was damals mit „großdeutsch“ identisch war) ausgerichteten Burschenschaften sowie die Turnvereine zu den Speerspitzen der revolutionären Bewegung gehörten und daß der Nationsgedanke im Kontext der dynastischen Zersplitterung Deutschlands den denkbar „revolutionärsten“ Ansatzpunkt, das provokanteste Vorzeichen für Veränderungen überhaupt darstellte. Nicht von ungefähr war es vor allem die „nationale Frage“, genauer: der Streit, welche Grenzen ein staatlich vereintes Deutschland haben sollte, an der die Paulskirchenversammlung scheiterte. Auch Fakten wie die Präsenz aller deutschböhmischen Vertreter außer denen der Stadt Prag in der Frankfurter Nationalversammlung passen einfach nicht ins gewünschte Bild.

September 1997: Offenburg feiert 150jähriges Jubiläum des Beginns der Badischen Revolution

Wohin die Reise nach den Vorstellungen so mancher Zeitgenossen gehen soll, signalisiert ein trinationales Ausstellungsprojekt im südbadischen Lörrach zwischen April 1998 und Januar 1999, das den einschlägigen Titel trägt: „Freiheit verbindet, Nationalität trennt – Séparés par la Nationalité, unis par la Liberté“.

In Baden, wo die Erinnerung an die „1848er“ aus historischen Gründen besonders lebendig ist und wo neben Frankfurt und Berlin auch die weitaus meisten Festlichkeiten stattfinden, werden mancherorts sicherlich anti-preußische Aversionen kultiviert werden. Schade wäre es allerdings, wenn vor diesem Hintergrund die besondere Rolle der preußischen Hauptstadt Berlin als eines Zentrums der Freiheitsbestrebungen zu kurz käme; und neben der Betonung der Eroberung der Festung Rastatt, jener letzten Bastion der badischen Aufständischen, durch preußische, bayerische und Bundestruppen im Sommer 1849 sollte auch die Zerschlagung der Freischar Gustav Struves durch „eigenes“, badisches

Militär in Staufen im September 1848 nicht unerwähnt bleiben. Insgesamt ist die preußische Verantwortung für das Scheitern des revolutionären Aufbruchs sicherlich nicht höher anzusetzen als die österreichische.

Angesichts des zutiefst gesamtdeutschen Charakters der 1848er Revolution (mit all ihren „großdeutschen" Verwicklungen) sind alle Versuche, hier das trennen zu wollen, was zusammengehört, von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Zahlreiche volksnahe Feste machen aus der „Deutschen Revolution" viel mehr als ein Medienereignis

Anders als viele andere historische Gedenkanlässe wird 1848 mit Sicherheit kein bloßes Medienereignis sein. Üblicherweise tun sich ja die Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland mit dem Feiern sehr schwer – zumindest dann, wenn es sich um Gedenktage und Jubiläen der nationalen Geschichte handelt. Kollektive Begeisterung stellt sich allenfalls bei Fußball-Weltmeisterschaften oder während des Karnevals ein, jedoch schwerlich am Nationalfeiertag 3. Oktober und erst recht nicht an Daten wie dem 9. November als dem Tag des Mauerfalls oder gar dem Reichsgründungstag 18. Januar. Doch daß die „Deutsche Revolution" auch in diesem Punkt etwas ganz Besonderes darstellt, das haben bereits die Bewohner der badischen Stadt Offenburg bewiesen, als sie Mitte September letzten Jahres den langen Reigen der 1848er-Jubiläen eröffneten. Insgesamt 287 Vereine, zahllose eigens gegründete Gruppen, die Stadtverwaltung, Handwerksverbände und mittelständische Unternehmer trugen damals zum Gelingen einer wahrhaft volkstümlichen Feier von nationaler Bedeutung bei, die mit 8.000 aktiv Mitwirkenden und über 100.000 Besuchern zugleich zum größten Fest wurde, das die Stadt Offenburg je gesehen hat.

Wer sich zwischen dem 12. und 14. September 1997 durch die vorübergehend rekonstruierten Stadttore ins Herz des Ortes und des „Freiheitsfestes" hineinbegab, sah sich schier überwältigt von einer um möglichst große Authentizität bemühten Szenerie. Zahllose Frauen und Mädchen liefen in Kleidern umher, die sie nach Vorlagen aus der Biedermeierzeit selbst geschneidert hatten. Die den Kopfbedeckungen der republikanischen Rebellen nachempfundenen und zum Verkauf angebotenenen schwarzen Filzhüte für die Männer, die sogenannten „Heckerhüte" waren bereits kurz nach Veranstaltungsbeginn ausverkauft. An stimmungsvollen Holzständen gab es Suppen, eine deftige „Bauernvesper" oder Ochs am Spieß zu essen – auf jeden Fall keinerlei Fast Food. Die örtlichen Gastronomen und Köche hatten sich eingehend mit den kulinarischen Gepflogenheiten der Vorfahren beschäftigt. Zum Trinken kredenzte man Apfelmost, ein speziell gebrautes „Freiheitsbier", „Revoluzzer"-Weine und einen „Heckerschnaps". Die Häuserfassaden trugen schwarz-rot-goldenen Fahnenschmuck und Girlanden in den deutschen Nationalfarben bzw. den rot-gelben Farben Badens. Auf verschiedenen Plätzen erklangen die Lieder der 1848er, die sich bis heute eine größere Bekanntheit bewahren konnten: das Bürgerlied „Ob wir rote, gelbe Kragen ..." oder Ferdinand Freiligraths Hymne „In Kümmernis und Dunkelheit" und natürlich „Die Gedanken sind frei".

Heinrich von Gagern eröffnet am 18. Mai 1848 die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche

Anlaß der Offenburger Feier war die Erinnerung an den 12. September 1847, als im Gasthaus „Zum Salmen" die „Entschiedenen Freunde der Verfassung" ihre „Dreizehn Forderungen des Volkes in Baden" verabschiedet hatten. Über das – den mit den Karlsbader Beschlüssen 1819 eingeführten restriktiven Pressegesetzen zum Trotz – kräftig aufblühende Zeitungswesen wurde damals das national-freiheitliche Programm von Hecker, Struve & Co. nahezu in ganz Deutschland bekannt und markierte hierzulande den Beginn einer umfassenden, von breiten Teilen des Volkes getragenen Freiheitsbewegung, deren Höhepunkt die Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche am 18. Mai 1848 darstellte.

Volkssouveränität und nationale Einheit (Art. 6: „Wir verlangen Vertretung des Volkes beim deutschen Bunde. Dem Deutschen werde ein Vaterland und eine Stimme in dessen Angelegenheiten. Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, eine feste Stellung dem Auslande gegenüber gebühren uns als Nation."), Presse-, Versammlungs- und Glaubensfreiheit, die Einführung einer echten Volksarmee, Geschworenengerichte sowie die Etablierung einer gerechteren, progressiven Einkommensteuer bildeten die Kernforderungen der rund 800 im „Salmen" versammelten Aktivisten.

Auf dem „Hecker-" oder „Herwegh-Weg" durch badische Lande

Wem „1848" etwas bedeutet, der sollte jetzt das eine oder andere gute Buch zum Thema lesen und dann einige Festlichkeiten selbst in Augenschein nehmen und sich nicht mit dem Konsum der in aller Regel faden Fernsehberichterstattung begnügen. Für Nicht-Badener bietet sich 1998/99 eine kleine Reise in diese „edle Perl' im deutschen Land" ganz besonders an. Auch eine Besichtigung der Frankfurter Paulskirche wäre angemessen.

Der Möglichkeiten, sich auf „revolutionäre Pfade" zu begeben, sind viele (siehe Info-Block). In der Breisgaumetropole Freiburg laden zwischen März und Oktober acht über das Zentrum verstreute große bebilderte Informationstafeln zu einem 1848er Stadtrundgang ein, der u. a. an dem heutigen Kino „Harmonie" vorbeiführt, wo sich einst der Versammlungssaal der freiheitlich gesonnenen „Bürgerlichen Lesegesellschaft" befand,

und der auch den sehenswerten Münsterplatz einschließt, auf dem am 26. März 1848 etwa 25.000 rebellierende Bürger zusammenkamen.

In Südbaden zeigen ab April fünf markierte Wanderrouten den Verlauf des Marsches und die Stationen des bewaffneten Kampfes der dortigen radikalen Revolutionäre auf. Diese Routen tragen die Namen „Hecker-Weg", „Sigel-Weg", „Weißhaar-Weg", „Herwegh-Weg" und „Struve-Weg". Eine spezielle Begleitbroschüre erscheint im Frühjahr (anzufordern bei der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Fachreferat Landeskunde, Sophienstr. 28-30, 70178 Stuttgart).

Zu den Stationen dieser lokalgeschichtlichen Pfade gehört auch Konstanz, wo man ab dem 20. Juni an der Ostfassade des Bürgersaals in der ehemaligen Franziskanerkirche auf sieben Metern Länge die bildliche Darstellung einer Versammlung der Heckerschen Revolutionäre betrachten kann, deren Feldzug am 12. April 1848 in der Bodenseestadt seinen Anfang genommen hatte. Das dreiteilige Majolika-Relief „Morgen brechen wir auf" stammt von dem Berliner Künstler Prof. Johannes Grützke, der auch für das monumentale Wandbild in der Frankfurter Paulskirche verantwortlich zeichnet.

„Auszug der kampfbereiten Demokraten" - dritter Teil des Reliefs von Johannes Grützke

Bereits am 27. Februar hatte der „Zug der Revolution", ein Museum auf Schienen, seine Jungfernfahrt ab dem Hauptbahnhof von Wiesbaden. Zunächst steuert der von einer Dampflok aus dem Jahre 1919 gezogene Zug Mainz, Mannheim sowie Karlsruhe an, ehe er in den nächsten anderthalb Jahren in insgesamt rund hundert deutsche Bahnhöfe einlaufen wird, um dort für jeweils mehrere Tage mit der Ausstellung „Für die Freiheit streiten" Station zu machen.

1848 – eine Etappe auf dem Weg zur nationalen Normalität

Was das Geschehen vor anderthalb Jahrhunderten im historischen Rückblick betrifft, so gibt es große Vorbehalte etwa hinsichtlich des infolge der Radikalisierung nach der siegreichen Februarrevolution in Frankreich von den Freischaren Friedrich Heckers übereilt begonnenen „Marsches durch Baden". Dieser Aufstand wurde am 20. April 1848 von badischem und hessischem Militär in Kandern blutig zerschlagen. Für die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche bedeuteten derlei dilettantische Aktionen eine schwere Bürde und eine unnötige Stärkung der Position der Fürsten.

Nicht wenige Historiker und Politologen sehen in dem erfolglosen Ende des Aufbruchs von 1848 ebenso wie in den anderen „mißglückten Revolutionen" der deutschen Geschichte (den Bauernkriegen, den in den Anfängen steckengebliebenen Bestrebungen der preußischen Reformer oder auch dem 17. Juni 1953) eine Art Grundübel der Nationalgeschichte. Sie pflegen dann Vergleiche mit der angeblich so „erfolgreichen" Französischen Revolution zu ziehen und stellen dem deutschen „Volkscharakter" (ein Begriff, der in anderen Zusammenhängen tunlichst vermieden wird) ein miserables Zeugnis aus.

Doch Revolutionen sind, wie Hellmut Diwald in seiner „Geschichte der Deutschen" richtig anmerkte, „weder gut noch schlecht, weder lobenswert noch verwerflich. Sie sind in erster Linie der drastische Ausdruck einer politischen, staatlichen, gesellschaftlichen Krise". An dem Wesentlichen, nämlich dem tatsächlichen *Wesen* von Geschichte, gehen die genannten Vergleiche ohnehin weit vorbei. Es gibt nun einmal kein Kapitel menschlicher Historie, das nicht gezeichnet ist von Widersprüchen, von Aspekten, die man aus dem jeweiligen Blickwinkel der eigenen Zeit unter „fortschrittlich", „freiheitlich", „demokratisch", „zukunftsweisend", „moralisch positiv" oder „sozial gerecht" rubrifizieren mag, und gleichzeitig solchen, die als „restaurativ", „diktatorisch", „gewalttätig", „unsozial" oder „böse" gelten.

Alles in allem handelte es sich bei der „Badischen Revolution" – wie auch bei den zeitgleichen revolutionären Regungen in Berlin, in Westfalen, Sachsen, Württemberg oder in der Pfalz – zweifellos um ein ehrenhaftes und notwendiges Begehren, das als solches einen positiven Platz in der deutschen Nationalgeschichte einnimmt. Um nochmals mit Hellmut Diwald zu sprechen: „Auch im politischen Raum verdient der Entschluß zu Handlungen, die gründlich motiviert sind, deren Erfolg aber nicht garantiert ist, weit größeren Respekt als jede erfolgreiche Aktion, die nur deshalb unternommen wird, weil sie kein Risiko enthält."

Für alle, die sich für die Geschichte des eigenen Volkes näher interessieren und für die die weitgehende Beschränkung der Medienberichterstattung auf die verbrecherischen Seiten deutscher Historie des 20. Jahrhunderts eine inakzeptable Verkürzung darstellt, sind die diesjährigen Jubiläumsfeiern eine Chance. Wie schrieben doch die Offenburger Fest-Organisatoren in einer Presseerklärung vom 8. September: „Daß eine ernste Sache mit einem Volksfest verbunden werden kann, ist in Deutschland eigentlich verpönt. Historischen Traditionen sind nach 1945 in der Regel Feierstunden und große Reden, monumentale Ausstellungen und Betroffenheit gewidmet. Volkstümlich waren in den vergangenen Jahren allenfalls die Reste der Staufer-Kaiser. Rückbesinnung auf die Revolution von 1848 bietet jetzt die Chance, eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Demokratie in Deutschland einmal anders und dadurch vielleicht nachdrücklicher ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rükken." Schließlich gilt für Völker das Gleiche wie für den einzelnen Menschen: Die Fähigkeit, neben dem alltäglichen, manchmal problembeladenen Leben ab und zu auch richtig feiern zu können, ist ein sicheres Indiz für den jeweiligen Grad an Vitalität und Zukunftsfähigkeit.

Ausstellungen:

- Karlsruhe, 28.2.-2.8.98: „1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden" (Schloß)
- Mannheim, 1.3.-Ende Mai 98: „Mit Zorn und Eifer – Politische Karikaturen der Revolution 1848/1849" (Reiss-Museum)
- Heidelberg, 5.3.-3.5.98: „Aufbruch zur Paulskirche. Die „Heidelberger Versammlung' vom 5. März 1848" und „Die Unruhen in Baden 1848/49. Gefechte und Karikaturen" (Kurpfälzisches Museum)
- Buchen, 9.3.-27.9.98: „Weil die Freiheit in uns aufgewachsen ist. Bauernkrieg im Odenwald 1848" (Bezirksmuseum)
- Lörrach, 20.4.-30.11.98: „Des Volkes Freiheit. Die Revolutionäre von Offenburg 1847-49"
- Baden-Baden, 10.5.-25.10.98: „Baden-Baden in der Revolution 1848/49" (Stadtmuseum Baldreit)
- Bretten, Mai '98: „150 Jahre Badische Revolution. Bürgermilitär in der Revolutionszeit" (Tel. Kulturamt: 07252/921400)
- Asperg,15.5.-18.10.98: Ausstellung über den Hohenasperg als Symbol für politische Gefangenschaft
- Reutlingen, 15.9.98-31.1.99: „Des Volkes Freiheit. Die Revolutionäre von Offenburg 1847-49" und Ausstellung über „Das Engagement der Württemberger in ihren aufrührerischen Volksvereinen" (Heimatmuseum)
- Balingen, Mitte-Ende Oktober 98: „Aus der Geschichte der schwäbischen Turnbewegung" (Wanderausstellung des Schwäbischen Turnerbundes)
- Aalen, Mitte November-Mitte Dezember 98: „Aus der Geschichte der schwäbischen Turnbewegung" (Foyer des Rathauses)
- Freiburg, Februar-April 1999: Wanderausstellung: „150 Jahre Badische Revolution 1848/49" (Städtische Galerie „Schwarzes Kloster")
- Rastatt, 12.5.-12.9.99: „...und lasset Blut zum Himmel schrey'n: Wir wollen freye Menschen seyn!" (Stadtmuseum)
- Stuttgart, Mitte 1999: Ausstellung zur Auflösung der Nationalversammlung

Eine Auswahl weiterer Veranstaltungen

- Karlsruhe, 15.3.98, 11 Uhr: Vortrag „Religiöse Opposition im Vormärz und in der 48er Revolution - Deutschkatholizismus" von Dr. Eckhart Pilick (Gemeindezentrum der Freireligiösen Gemeinde, Amthausstr. 3)
- Karlsruhe, 28.3.98, 15 Uhr: Vortrag „Zottelbart und Pulverdampf - Mode und Revolution in Deutschland 1848/49" mit Vorführung (Gartensaal des Schlosses)
- Baden-Baden,14.4.98, 19 Uhr: Vortrag von Dieter Baeuerle über „Schicksale ehemaliger Achtundvierziger" (Gutleutehaus, Lange Str. 78)
- Mannheim, 24.-26.4.98: Volksfest „Auf die Barrikaden!"
- Karlsruhe, 25.4.-17.5.98: 14. Europäische Kulturtage unter dem Motto „Europäische Aspekte der Badischen Revolution" (8.-10.5.: Internationales Liedermacherfestival, 15.-17.5.: Europäisches Sängerfest; nähere Informationen: 0721/133-4033)
- Esslingen, 1.5.98, 9.30 Uhr: Gedenkfeier des Schwäbischen Turnerbundes mit Vortrag „Theodor Georgii und die schwäbischen Turner in der 48er Revolution" von Prof. Hermann Bausinger (Aula der alten PH)
- Gengenbach, 23./24.5.98: „Revolutionsfest" in Verbindung mit dem Landestreffen der badisch-hessischen Bürgerwehren
- Ötigheim, Juni-August 98: Freilichttheater „Baden brennt" auf Deutschlands größter Freilichtbühne
- Bruchsal, 4.6.98 (außerdem: 26./27./28.6.), 20.30 Uhr: Freilichtaufführung „Jetzt oder nie – Baden rebelliert" der Badischen Landesbühne Bruchsal im Schloßpark
- Karlsruhe, 5.-7.6.98: Museumsfest des Badischen Landesmuseums im Zeichen des Revolutions-Jubiläums
- Angelbachtal, 27.6., 18 Uhr: Revolutionslieder-Konzert mit Hein und Oss Kröher, anschließend: Junge Philharmonie Rhein-Neckar
- Achern, 3.7. (außerdem: 4., 5., 11., 12., 18., 19., 25., 26.7.): Theater „Das Acherner Spiel von der Revolution" auf den Illenauer Wiesen (Regie: Dieter Neuhaus)
- Oberkirch, 18./19.7.: „Musikalisches Revolutionsspektakel auf der Schauenburg"
- Karlsruhe, 1.8.98, 20 Uhr: Freilichttheater „Trotz alledem!" des pfälzischen Chawwerusch-Theaters (Schloßterrasse)
- Gernsbach, 19./20.9.: Altstadtfest unter dem Motto „Badische Revolution"
- Staufen, 2.-11.10.98: Kulturwoche „Revolution!"

- Freiburg, (voraussichtlich) März 1999: Premiere einer 1848er Oper der Städtischen Bühnen
- Gernsbach, 25.-27.6.99: Feierlichkeiten zur 150. Wiederkehr des Gefechtes an der Murg mit Nachstellung des Kampfes an Originalschauplätzen

Bücher, Zeitschriften etc.:
- Revolutionsalmanach, Kalender des Badischen Landesmuseums mit über 350 Veranstaltungen zum 1848er-Jubiläum in 110 Städten und Gemeinden (kann gegen eine Versandkostenpauschale von DM 4,- bestellt werden beim: Badischen Landesmuseum, Landesausstellung Schloß, 76131 Karlsruhe, Fax: 0721/926-6801)
- „Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg", hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg
- Wolfgang von Hippel: „Revolution im deutschen Südwesten. Das Großherzogtum Baden 1848/49", Stuttgart 1998
- Franz X. Vollmer: „Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution", Karlsruhe 1997
- 1.3.98, Radio SDR 1, 20-22 Uhr: „Bücherbar – Thema: Literatur zu 1848/49", öffentliche Radiosendung aus der Landesausstellung Schloß Karlsruhe
- Zeitung *Das Parlament*, zum Thema „150 Jahre Parlamentarismus in Deutschland" einschließlich Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte" (kostenlos anzufordern bei: Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn, Tel.: 0228/5150, Fax: 515113)
- Heft „...bis es ein freies Volk geworden...' 1848/49er Revolution" in der Reihe „Deutschland & Europa" der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Exemplare können kostenlos unter der Fax-Nr. 0711/2371-496 bestellt werden)
- Geschichtsmagazin *Damals*, Themenheft „1848/49. Für die Freiheit streiten" (im Zeitschriftenhandel für DM 12,50 zu kaufen oder direkt zu bestellen bei: Deutsche Verlags-Anstalt, Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching, Tel.: 08105/388-174, Fax: 388-180)

Internet/Videotext:
- die Projektübergreifende Geschäftsstelle im Haus der Geschichte Baden-Württemberg hat eine spezielle Homepage eingerichtet: www.revolution1848-1849.de
- Homepage der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: http://www.lpb.bwue.de
- S 3, Tafel 387

Weitere Informationen direkt beim „Haus der Geschichte", Heilbronner Str. 129, 70191 Stuttgart, Tel.: 0711/9300, in dem dort erhältlichen und vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe herausgegebenen Revolutions-Almanach oder der Tourismus und Congress GmbH Frankfurt/M., Kaiserstr. 52, 60329 Frankfurt/M., Tel.: 069/21233677, Fax: 21230776 und der Berlin Tourismus Marketing GmbH, Am Karlsbad 11, 10785 Berlin, Tel.: 030/264748-0, Fax: 264748-99

Martin Schmidt M.A.

wurde 1966 in Berlin geboren, studierte in Erlangen und Freiburg Neuere und Neueste Geschichte, Mittelalterliche Geschichte und Neuere deutsche Literaturwissenschaft und arbeitet heute als freier Journalist für verschiedene überregionale Zeitungen und Zeitschriften.

Leserbriefe

Über Sinn und Unsinn ideengeschichtlicher Gebäude

Eine Antwort an Henning Eichberg

von Claus-M. Wolfschlag

In der letzten Ausgabe von „wir selbst" versuchte Henning Eichberg zu erläutern, weshalb es keinen Erkenntnisgewinn bringe, ja zur Erhellung nationaler Geschichte eher hinderlich sei, auf das von Armin Mohler entwickelte Konstrukt der „Konservativen Revolution" ideengeschichtlich zurückzugreifen. Nun muß man kein Freund aller Mohlerschen Eingebungen und schon gar nicht aller Strömungen jener „Konservativen Revolution" sein, um doch einige Sätze Eichbergs voreiligen Anwürfen entgegenzuhalten:

Henning Eichberg selber - welcher richtig erkannt hat, daß der behandelte Begriff ein Rehabilitierungsbegriff für die „Rechte" der Nachkriegszeit war - bekennt sich in seiner Kritik zu einer wertkonservativen Haltung des „Bewahrens", allerdings vor allem indem er von den „eigentlich revolutionären Aspekte(n) des ‚Bewahrens' - nämlich Ökologie und Frieden" spricht, welche durch den Begriff der „Konservativen Revolution" eher „verbaut" würden. Nun stellen ökologische Belange und der Wunsch nach Erhaltung des Friedens ohne Zweifel wichtige konservative Bezugspunkte dar, indes ihre einseitige Hervorhebung zu Verengungen führt.

Gerade Denker der „Konservativen Revolution" haben sich vielfach mit Fragen auseinandergesetzt, welche ökologische Vorstellungen zumindest deutlich streiften. Ernst Jünger machte sich Gedanken über die Auswirkungen moderner Industrialisierung. Otto Strasser vertrat einen „agrarextremistischen Konservatismus" (Patrick Moreau), welcher die Wunden der Moderne heilen sollte. Arthur Mahraun propagierte ländliche Siedlungsprogramme. Oswald Spengler himmelte den Bauernstand an. Viele „Völkische" entwickelten Reformideen um Bauerntum und natürliches Leben. Die Beschäftigung mit der „Konservativen Revolution" lenkt also keinesfalls vom modernen Wert des Umweltschutzes ab - ganz im Gegenteil.

Mit dem Frieden dagegen ist das so eine Sache. Jeder Mensch wünscht ihn, doch ein jeder hat andere Vorstellungen von ihm. Welcher Friede soll es sein? Wer soll Macht haben, wer keine? Welches Wirtschaftssystem und welches Kulturbewußtsein soll in der Gesellschaft dominieren? Auf derlei Fragen geben Eichbergs pazifistische Worthülsen keine Antwort.

Kürzlich unterhielt ich mich mit einem ehemaligen Punker (er selber würde die Bezeichnung vielleicht nicht annehmen) über politische Perspektiven. Hierbei erwies dieser sich als Radikalpazifist, der sich von einer völligen ethnischen Vermischung und damit Aufhebung aller bestehenden humanen Kulturen einen neuen Einheitsmenschen erhoffte, unter dem erst der gänzliche Weltfrieden gesichert sei. Massenimmigration und interkulturelle Partnerschaften sollten deshalb sehr viel mehr gefördert werden. Selbst wenn diese Utopie nicht im Krieg aller gegen alle enden würde - wäre das der Frieden, den Eichberg wünschen und als „bewahrenswert" ansehen würde?

Weiter gefragt: Sind Krieg oder Frieden „konservativ"? Der „Krieg", beziehungsweise die generelle Notzeit, befördert konservative Elemente (Gemeinschaftsgeist, Nationalbewußtsein, Elitenstärkung, Askese...) wie auch zerstörerische (Abbau sozial gewachsener Strukturen, Vernichtung von Leben und Kulturerbe...). Ebenso kann man dem „Frieden", der Zeit der Ruhe und des Wohlstandes, „bewahrende" Momente wie zerstörerische, beispielsweise durch Egoismus oder „Dekadenz" (den inneren Verfall), abgewinnen. Krieg oder Frieden sind allenfalls zwischenmenschliche Daseinszustände, aber niemals konservativ besetzte Grundwerte. Das muß man nüchtern so betrachten, auch wenn man den Frieden von Herzen liebt.

Aus diesen Gründen schon ist es schwer vorstellbar, der „Konservativen Revolution" vorzuwerfen, sie verbaue den Zugang zu Ökologie und Frieden.

Eichberg eröffnet daraufhin eine dritte Angriffsfläche, indem er erklärt, das Konstrukt „Konservative Revolution" erschwere selbst den Zugang zur Auseinandersetzung mit dem Nationalismus. Der Diskurs darüber werde nämlich „ideologisiert". Auch diese Anschuldigung sollte kritisch beäugt werden. Haben die „konservativen Revolutionäre", die „neuen Nationalisten", einen geistigen Alleinanspruch auf den Begriff der Nation erhoben? Haben sie sich folglich als eine Art „dritter Stand" formiert, welcher andere Teile der Nation von dieser auszuschließen versuchte? Stellenweise vielleicht - vor allem die Nationalsozialisten führten mit ihren antisemitischen und rassisch intendierten Ausgrenzungen diese Praxis vor -, jedoch gab es immer auch Versuche innerhalb der „Konservativen Revolution", solche nationalen Spaltungen zu vermeiden. Man denke hierbei an konservative Warner vor der konfessionellen und rassischen Ausgrenzung, beispielsweise auch an Vertreter des Jungdeutschen Ordens.

Doch Eichberg geht in seiner Kritik sogar noch eine Stufe weiter, wenn er die Behauptung in die Welt setzt, daß das „Gerede von der ‚Konservativen Revolution" dazu diene, „wieder einmal nicht von Nationalismus und Volk zu reden". Diese Äußerung verweist natürlich in die Welt der Groteske. Gerade die Begriffe der „Nation" und des „Volkes" wurden ja bei den Vordenkern der „Konservativen Revolution" bewahrt, verbreitet und weiterentwickelt (Breuer spricht gar in diesem Zusammenhang von einem „Neuen Nationalismus"), während auf manchen linksgerichteten Parteiversammlungen inbrünstig die „Internationale" angestimmt wurde - und heute mit negativem Verweis auf die „konservative Revolution" das hohe Lied der „multikulturellen Gesellschaft" gesungen wird.

Weitere Fragen werden von Eichberg angeschnitten: Hat es überhaupt Sinn, sich mit Ideengeschichte auseinanderzusetzen, wo doch seiner Meinung nach die soziale Prägung als „Basis gesellschaftlicher Orientierungen" von alleiniger Wichtigkeit sei. Schließlich gebe es das „materielle Leben, aus dem heraus Menschen gerade so und nicht anders denken". Fragt sich allerdings nur, weshalb es Personen desselben Sozialmilieus gibt, welche gleichzeitig entgegengesetzte politische Vorstellungen und Hoffnungen aufweisen. Der kommunistische Arbeiter beispielsweise mit seinen beiden Brüdern - einer Sozialdemokrat, einer Nationalsozialist. Der heutige

Versicherungsangestellte im Reihenhaus, welcher Mitglied der Republikaner ist, obgleich sein ähnlich verdienender Nachbar „grün" wählt - alle in Maßen verschiedene „Lebensstile" pflegend... In Eichbergs voreiligen Schlüssen offenbart sich nunmal der langjährige (marxistisch beeinflußte?) Sozialwissenschaftler, welcher glaubt, daß allein soziale Lebenswelten der Menschen für deren politische Vorstellungen verantwortlich seien. Wäre Eichberg Philosoph oder Genforscher, würde er vermutlich ganz andere (möglichenfalls ebenso verengende) Thesen aufstellen. Nein, selbstverständlich darf man die Kraft der Gedanken nicht unterschätzen, denn schließlich ist auch der Nationalismus nicht nur eine aus sich selbst heraus sich entwickelnde soziale Kraft, sondern ein geistiges Konstrukt. Das träge „Volk" wird erst durch den politischen Willen und Gedanken zur politisch aktiven „Nation".

Auch der kurze Satz „Es gibt keine konservative Revolution" wirft die Frage nach Eichbergs Revolutionsbegriff auf. Schließlich hatten seiner Meinung nach führende Denker der „Konservativen Revolution" sich dem Nationalsozialismus angedient und Diskurse über Macht, Planung, Elite und Ordnung verfaßt: Kann denn sowas „revolutionär" sein? Rainer Zitelmann beschreibt dagegen in seiner Dissertation über „Hitler - Selbstverständnis eines Revolutionärs", daß sowohl Hitler als auch den „konservativen Revolutionären" ein modern gefaßter Revolutionsbegriff zugebilligt werden könne, da diese Ableger der politischen „Rechten" in großen Teilen nach bahnbrechenden Umwertungen, nach „Zeitenwenden", gestrebt haben.

Eichberg hängt demnach in seiner Kritik einem linearen Geschichtsbild an, nach welchem der Begriff der „Revolution" allein westlich-liberalen oder marxistischen Gesellschaftsvorstellungen zugesprochen werden könne - ein verengter Blick auf die diversen Möglichkeiten rasanter Gesellschaftsentwicklung. Gleichzeitig stellt jede Revolution (gleich wie man ihren Inhalt werten möchte) natürlich auch die Frage nach Macht, nach neuer Ordnung und der Planung derselben - die „unordentliche" und „permanente" Revolution gibt es dagegen heute noch in Ruanda und Burundi zu begutachten...

Aufgrund seiner Gedanken stellt Eichberg also den Begriff der „Konservativen Revolution" in Frage, indem er nach gemeinsamen Bezugspunkten von deren verschiedenen Gruppen fragt, welche er weniger im „Für" als im „Gegen", im Begriff des „Feindes" (besonders Carl Schmitt ist hierfür ein tragisches und trauriges Beispiel) als Charakteristikum der „Rechten" wahrzunehmen scheint. Eichberg sieht darin

Fidus: Lichtgebet. Aquarell - 1922

das Dilemma der deutschen „Rechten", sich nur über einen gemeinsamen Feind definieren zu können. Nun mag das in Teilen richtig erkannt sein, verfügt die „Rechte" doch weder über eine einheitliche soziale „Klassenbasis" noch über eine biblisch verehrte Programmatik, wie beispielsweise die marxistische Linke. Jedoch, die „Feindbestimmung" stellt weniger einen ideologischen Strategieteil als leider vielmehr eine lagerübergreifende Grundkonstante politischer Auseinandersetzung dar. Schließlich verfügt auch das liberale Lager über die „extremistischen Verfassungsfeinde", der Kommunismus über den „Klassenfeind", der *Anti*-Faschismus über „den Faschist" oder „den Rassist", der Feminismus über „den Macho", um eigene Anhänger bei der Stange halten zu können....

Nun, soviel steht fest: Mohlers ideengeschichtliches Konstrukt der „Konservativen Revolution" (in ihren nationalrevolutionären, jung-konservativen, völkischen und bündischen Ausformungen) behagt Henning Eichberg nicht. Das ist legitim, denn schließlich ist es niemals einfach, sogenannte „think-thanks", welche sich nicht organisatorisch fest umreißen lassen, als „real existent" zu belegen. Zumeist sind es besser oder schlechter begründete Gebilde, welche in den Köpfen von Wissenschaftlern entstanden sind, um zumeist chaotisch wirkende Entwicklungsströmungen ordnen und besser greifen zu können. Gleiches könnte man über Gebilde wie „den Extremismus", „die Rechte", „die Neue Rechte", „die Linke" usw. sagen. Auch Eichberg schafft sein eigenes Konstrukt. Er verschiebt die Koordinaten etwas, scheidet die „Konservative Revolution" in „gute" und „schlechte" Teile, konstruiert danach liebevoll „progressive" „think-thanks" zwischen „links" und „rechts" - von den Jungsozialisten über Albert Einstein, das „Reichsbanner", Adolf Reichwein, Wenzel Jaksch bis zu den „Edelweiß-Piraten" - und erschafft ein „undogmatisches" nationalrevolutionär-linkes Konstrukt - in Anlehnung an Mohlers „Hufeisenmodell"-, dessen Authentizität zu beweisen kaum leichter fallen dürfte als das der „Konservativen Revolution". Mancher Zeitzeuge hätte bei solchem Eklektizismus wahrscheinlich den Kopf geschüttelt, waren doch schon unter den „Konservativen Revolutionären" genug Differenzen vorhanden (allerdings hier ohne den Gesprächszusammenhang abreißen zu lassen). Dennoch ist es durchaus anregend und interessant, wenn Eichberg die Mohlerschen KR-Idealtypen hinter sich läßt und einen (überaus modernen) Gegensatz zwischen einem „rechtwinkligen" und einem „grünen" Habitus in der deutschen (bzw. auch

„rechten") Geschichte herausstellt. Indes, die Herausbildung verschiedener Idealtypen besitzt (so oder so) grundsätzlich bildhafte Stilisierungstendenzen, welche es uns ermöglichen sollen, das komplizierte Geflecht persönlicher Verstrickungen besser erfassen und begreifen zu können. Mohler und Eichberg bieten hierbei keine Gegensätze zueinander auf, sondern Ergänzungen. Eichberg zieht - durchaus liebenswert - die süddeutsche Gemütlichkeit der norddeutschen „Rechtwinkligkeit" vor, was ihm persönlich zugestanden sein soll.

Eichbergs Standpunkt ist somit der eines sehr eigenwilligen Links-Nationalismus, welcher in Deutschland selber eigentlich kaum noch anzutreffen ist. Aus nationalem Grund hebt er deshalb das Bekenntnis zu „Auschwitz" als Teil der deutschen Geschichte hervor, den wir nicht verleugnen dürften, sondern über den wir uns als Nation definieren sollten. Das ist legitim und anständig, verkennt allerdings die zunehmenden Gefahren der Thematik, da heute der geistige Weg zur Nation keinesfalls durch zuwenig „Auschwitz"-Bewußtsein versperrt wird, sondern durch dessen permanente und bewußte Instrumentalisierung im anationalen Sinne („Nie wieder Deutschland").

Den Boden jeglicher Realität verläßt Eichberg dann zudem durch „Gedankenblitze", welche allenfalls in der Abgeschiedenheit dänischer Meereslandschaft entstanden sein können: „Wird auch von Deutschland wieder ein Krieg ausgehen?", fragt er, wo doch die Frage näherliegt, ob nicht in einigen Jahrzehnten ein (ethnischer Bürger-) Krieg *in* Deutschland stattfinden könnte. Vor einigen Monaten beispielsweise äußerte mir gegenüber ein serbischer Gastarbeiter lakonisch: „In Deutschland geht es auch noch los mit dem Krieg..." Ferner spricht Eichberg von der „verfehlten Wiedervereinigung", welche eine „Besetzung der DDR durch Westdeutschland" gewesen sei und fabuliert von den „westlichen Christen" (bei der Masse von Kirchenaustritten?), welche nun gegen die „östlichen Heiden" kämpfen würden. Hier wird die Schwelle des guten Geschmacks wahrlich überschritten, da konsequent verleugnet wird, wer denn die sogenannte DDR vierzig Jahre besetzt gehalten hat. Mit keinem Wort erwähnt Eichberg ein rigoroses SED-Regime, das seine Bürger mit Minen und Stacheldraht einsperrte und bei Mißfallensäußerungen hinter düstere Gefängnismauern steckte. Kein Wort auch über 500.000 Sowjetsoldaten auf DDR-Territorium, welche die Frage nach den Besatzern augenscheinlich beantworteten.

Sicher, Eichberg hat recht, wenn er auf die (liebenswerten) Unterschiede und Widersprüche in Deutschland hinweist - in den politischen Strömungen, den Regionen, in den Seelen. Auch in der Geschichte, denn „die Toten sind nicht tot. Weder die Opfer noch die Täter". Und in Eichbergs Resümee ist ihm nur zuzustimmen, daß ein „Nationalismus" nicht in erster Linie aus dem „Gegen" bezüglich anderer Völker, sondern aus dem eigenen „Für" kommen muß. Die Nation entsteht schließlich großenteils durch das Bekenntnis zur gemeinsamen Geschichte, was die Anerkennung verschiedener Epochen und Entwicklungsströmungen innerhalb der nationalen Geschichte voraussetzt, ohne deswegen jeden historischen (Irr-) Weg nachahmen zu müssen. Eichberg schreibt: „Widersprüche sitzen tief: in der Körperlichkeit und in der Geschichte des Volkes... Der Widerspruch ist innerdeutsche Normalität".

So gesehen könnte man Eichberg wenden und fragen, wo denn nun die deutsche Seele zu finden sein könnte: In „grüner Gemütlichkeit"? In „preußischer Rechtwinkligkeit"? Im das Handeln bestimmenden Sozialmilieu? In den reinen Gedanken? In linkspazifistischen „think-thanks"? In der „konservativen Revolution"? „Ja, sowohl - als auch", sollte die folgerichtige Antwort lauten.

Buchbesprechungen

Rolf Breitenstein: Die gekränkte Nation. Geschichte und Zukunft der Deutschen in Europa. Universitas Verlag, 1996. 328 S., DM 39,80

Die „gekränkte Nation" und ihre Grenzen

Die Sehnsucht des Menschen nach Frieden und Freiheit ist grenzenlos; beim Versuch, Frieden und Freiheit zu erreichen, stößt man auf Grenzen. Wenn dem Menschen neue Machtinstrumente in die Hände gelangen, mag es scheinen, als seien alle Grenzen zum Fall verurteilt.

Der Glaube daran ist umso verlokkender, wenn die eigene Geschichte als eine Reihe von unnatürlichen und ungerechten Ausgrenzungen erscheint. Wenn sich dazu auch noch unangenehme Erinnerungen gesellen, die einem zumuten, sein Volk habe sich in selbstverschuldete Begrenztheit verstrickt, während andere ihre Freiheit pflegten, dann kann sich der Glaube an die Erreichbarkeit der „Leichtigkeit des Seins" bis zum Leichtsinn steigern.

Mancherorts ist das Gebot des erlösenden Grenzauflösens bereits zum Kriterium einer eigenartigen „political correctness" geworden. Wer aber in der Lage ist, Vergleiche anzustellen zwischen Völkern und Staaten, wird feststellen müssen, daß die Neigung zur Abschaffung der Grenzen nicht überall gleich verbreitet ist - daß z.B. die Lust dazu unter den Nachbarn der Deutschen weniger entwickelt ist als bei ihnen selbst. Wenn sich solch eine Erfahrung mit eminentem Scharfsinn paart, sind Ernüchterungen zu erwarten. Sie gelten dann als annehmbar, wenn sie in einer Sprache ausgedrückt werden, die selbst aus der Welt der wahren Freiheiten zu kommen scheint. Es ist die Sprache der selbstsicheren Vernunft einer Wissenschaftlichkeit, die keiner Menschenverachtung verdächtig ist.

Solch ein Glücksfall hat sich im deutschen politologischen Schrifttum ereignet anläßlich des Erscheinens des Buches von Rolf Breitenstein über die Deutschen als eine „gekränkte Nation". Der Autor führt dem Leser vor Augen, was dieser von Grenzen und ihrer Bedeutung selbst wissen könnte, wäre er frei von einer Reihe von (meist subliminalen) Tabus. Dazu gehört z.B. die unersetzbare Rolle von Abgrenzungen bei der Bildung jedes Begriffes, bei der eigenen persönlichen und gemeinschaftlichen Identitätsbildung,

letztendlich auch bei der Sicherung der erwünschten Freiheit. Es wird gezeigt, daß einige Begriffe, die zu Hause als tabu gelten, schon längst zum Bestandteil des völlig unerschrockenen wissenschaftlichen Instrumentariums geworden sind. Das verdächtige Wort „Geopolitik", das lange Zeit als unaussprechbar galt, ist für Breitenstein ein so natürlicher Begriff, daß er, auch als Politologe, kein Bedürfnis empfindet, auch terminologisch aus der politisch verseuchten „Geopolitik" das zu machen, was sie in seinen und anderen Händen faktisch geworden ist, nämlich „Geopolitologie".

Ob nun mit oder ohne den entsprechenden Namen - Breitensteins Text läuft jedenfalls nicht auf eine Rehabilitierung oder eine Renaissance der Geopolitik hinaus. Das Buch ist nicht eine Anweisung für die „gekränkte Nation", ihre Probleme durch Drang in der ungestümen Art der Ahnen loszuwerden, gerade das Gegenteil empfiehlt der Autor. In der deutschen Politik findet er Beispiele über Beispiele von Mißerfolgen, die davon herrühren, daß psychische Verfassungen anderer Völker, die auf die Lage ihres Territoriums zurückzuführen seien, mißachtet wurden. Die Sorge um die Grenzen und das Bewußtsein ihrer Rolle hält er nicht für ein Zeichen nationalistischer Gereiztheit, sondern er betrachtet es als Mittel einer besseren Verständigung mit den Nachbarn. Mißachtung der Grenzen findet er nicht bei jenen unter ihnen, die für die Deutschen als Vorbild gelten, eher bei den fatalsten Führern, die die Deutschen je hatten: Es waren ja die Nationalsozialisten, die von moralischen, rechtlichen, aber auch geographischen Grenzen nichts hielten, sobald diese ihrem Wahnstreben im Wege standen.

Ganze 140 Seiten des Textes sind den geopolitologischen Überlegungen gewidmet, und ein reicher Literaturfundus wird angeboten, um dem unvorbereiteten Leser die für ihn neuen Thesen vertraut zu machen. Der Diskurs ist geschmeidig, großzügig, von einem charmanten Humor durchdrungen; es gibt keinen Satz, der nicht eine frische Idee einleitet, sie abrundet oder zusammenfaßt. Der Leser wird überzeugt: Es ist die Natur der Grenzen, die die psychischen Eigenschaften und damit auch die politische Zielsetzung und das entsprechende politische Verhalten von Völkern wie Franzosen, Briten, US-Amerikanern bestimmt hat und noch bestimmt.

Der Sinn dieser großartigen Einführung sollte in der zweiten Hälfte des Buches in der Anwendung der entwickelten Ideen auf den deutschen Fall, den Fall der „gekränkten Nation" offenbart werden. Einem, der den ersten Teil des Buches genossen hat, fällt es schwer, das bittere Urteil zu fällen: Enttäuschungen werden dem Leser im zweiten Teil nicht erspart. Die These, die Hauptmerkmale des deutschen Charakters, Angst und Ordnungsdrang, seien aus der Unbestimmtheit und Unsicherheit der deutschen Grenzen zu erklären, wird bei jeder Gelegenheit wiederholt, die gebotenen Fakten reichen aber nicht aus, um die Behauptung glaubhaft zu machen.

Die Theorie des Autors ist so formuliert, daß sie für nicht-deutsche Völker ebenso wie für das deutsche Volk gelten soll. Ist die Theorie haltbar, müßte sie für alle Völker mit unklaren Grenzen gelten - gerade auch für ein Volk wie die Polen: Nicht nur daß ihr Gebiet nur wenige feste Grenzen aufweist, auch ihre Geschichte zeigt deutlich, daß der Staat ungemein starken Verschiebungen, Teilungen, bis zum völligen Verschwinden ausgesetzt war. Der Theorie nach müßten die Polen noch viel mehr als die Deutschen extreme Angst und Ordnungsbesessenheit aufweisen. Keines von beiden trifft zu; die Eigenschaften, die mit der Ordnungsliebe zusammenhängen (Pünktlichkeit, Verantwortlichkeit, Fleiß) werden von den Polen selbst als eigene Charakterzüge in Frage gestellt. Arbeitslosigkeit ist eine starke Angstquelle bei den Deutschen, bei den Polen sollte sie aus zwei Gründen (höhere Arbeitslosenquote im Lande, weniger sichere Grenzen) noch stärker angsterzeugend sein - kein Anzeichen dafür ist mir bekannt. Auch die oft erwähnten Klimafaktoren sind im deutschen und im polnischen Raum nicht besonders unterschiedlich, können also nicht als Erklärung für die deutsche Gekränktheit herangezogen werden.

Auch bei den Deutschen selbst sind die Verbindungen zwischen den Eigenschaften ihrer Grenzen und ihrem Charakter nicht klar nachzuvollziehen. Eine direkte Verbindung zwischen der allgemeinen Angstneigung und der Beschaffenheit der Grenzen ist auch kaum zu erwarten; was aus unsicheren Grenzen resultieren könnte, ist Furcht, eine Emotion, deren Quelle klar zu benennen ist und die bewußt im Auge behalten werden kann. Furcht wird jedoch weder von den Deutschen noch von ihren Nachbarn und Feinden als für sie charakteristisch angesehen.

Angst, da sind sich alle Varianten der Tiefenpsychologie einig, entsteht, wenn innere Konflikte nicht bewältigt werden können und aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Ich sehe keinen Grund, warum die Deutschen, sollten ihre Staatsgrenzen in furchterregendem Maße unsicher sein, sich dieser Tatsache nicht bewußt sein sollten.

Angst und Ordnungsbesessenheit scheinen jedoch als deutsche Eigenschaften zuzutreffen. Differenziertere Beobachtungen (wie sie z.B. der von Gerd-Klaus Kaltenbrunner zusammengestellten Liste im Vorwort zu „Was ist deutsch?" zu entnehmen sind) erlauben es, die Angst als einen Zustand zu deuten, der aus dem Widerspruch zwischen der Neigung zur Gemütlichkeit und zu ewigem Protest, zwischen Heimatliebe und dem Von-der-Heimat-Weglaufen, zwischen Himmelhochjauchzen und Zu-Tode-Betrübt- Sein hervorgeht. Diese Angst drückt die Unsicherheit aus, die Kluft zwischen Pflicht und Neigung zu überbrücken und droht die Person in den Abgrund der Extreme zu stürzen. Wie kann aber Pingeligkeit und stürmischer Drang zum Unendlichen zugleich von ein und demselben Faktor bedingt sein, vom Zustand der Grenzen?

Der Vergleich mit anderen Völkern macht es möglich, die behauptete Unsicherheit der deutschen Grenzen zu relativieren. Auch wenn Hindenburg mit dem Satz zitiert wird „Kein Volk hat...so schwer zu ringen gehabt wie das deutsche...mit ungeschützten Grenzen...", so dürften doch mehrere Nachbarn im Osten als bessere Beispiele unsicherer Grenzen gelten. Zudem sind die Ostsee, die Nordsee, der Rhein und die Alpen als natürliche deutsche Grenzen nicht außer acht zu lassen.

Es deutet alles darauf hin, daß bei der Beurteilung des deutschen Charakters etwas Wichtiges ausgelassen wurde. Eine im Buche zitierte Aussage von Ernst Moritz Arndt verweist auf einen möglicherweise wichtigen Umstand: das Vaterland reiche „so weit die deutsche Zunge klingt". Wo aber liegen die Grenzen der deutschen Zunge? Die Frage scheint zunächst unbeantwortbar: die Grenzen deutscher Siedlungen an der Wolga sind gewiß keine deutschen Volksgrenzen. Man

erinnert sich jedoch an die Sprache der Holländer (die von Linguisten als „niederdeutsch" klassifiziert wird), der Elsässer, der Nordschweizer, der Österreicher, der Südtiroler, der Franken, Burgunder, Langobarden. Warum ist die deutsche Sprache in so vielen Heimaten zuhause? Warum ist sie in den romanischen Ländern schon kurze Zeit nach der germanischen Einwanderung verschwunden? Warum hat es nirgends in der Welt eine deutsche Entsprechung von Quebec gegeben?

Die Grenzen der „Zunge" weisen auf Konflikte hin, bei denen Positionen nicht mit militärischen, sondern mit kulturellen Waffen bedroht und verteidigt werden. Die romanisierten Franken in Nordfrankreich behaupteten für sich schon zur Zeit Karls des Großen, die „echten" Franken zu sein. Während ihre östlichen Verwandten, wie vom Autor erwähnt, ihre „lingua theodisca" zu entwickeln begannen, hatten die „echten" ihre ursprüngliche Sprache und Kultur bereits verworfen. Entlang ihrer wichtigsten Grenzen waren somit die Deutschen nicht mit einem völlig fremden Element, sondern mit Massen der eigenen Kulturüberläufer umgeben. Was zurückblieb, war, was die Kultur betrifft, defensiv eingestellt. Ein Zeichen des Selbstbewußtseins ist das kaum.

Man übernimmt eine fremde Kultur, wenn sie der eigenen überlegen zu sein scheint. Die unsicheren Grenzen sind in diesem Fall nicht die politischen, sondern die kulturellen. Die Unsicherheit ist eine innere: Verdient die traditionelle Kultur, noch verteidigt zu werden? Eine endgültige Sicherheit gibt es nicht. Man schaut besorgt über die Grenze, um den Rückstand ein zuholen oder um jeden solchen Versuch als Verrat am Volk und seiner Kultur anzuprangern. Dadurch entstehen die erwähnten inneren Konflikte und mit ihnen eine gespannte Atmosphäre der Angst um die richtige Entscheidung. Die Angst wird ins Unbewußte verdrängt, ihre „Energie" wirkt aber weiter und äußert sich in Ausbrüchen der Feindseligkeit gegen andere und gegen sich selbst, als Selhsthaß. „Patriam fugimus" - der Ausdruck, den Lichtenberg benutzte, um die Deutschen zu charakterisieren, bedeutet also: „Me ipsum fugo" - ich flüchte vor mir selbst, weil ich weder als strammer Deutscher noch als Gesamteuropäer, schuftend und zugleich verwöhnt, mit mir zufrieden sein kann.

Warum ist diese Art von Theorie nicht bereits „entdeckt" und akzeptiert worden? Die Antwort kann mit Hilfe derselben Hypothese geboten werden: weil der Angstzustand es nicht erlaubt, die Frage nach dem Wert der eigenen Kultur radikal anzupacken. Da Kulturwert nicht mit der Tordifferenz oder mit der Stoppuhr zu messen ist, schleicht sich alsbald der Zweifel ein, ob die Bewunderung für Schiller und Goethe, Bach und Beethoven nicht vielleicht auf einer Selbsttäuschung beruhe.

Das Verständnis der deutschen Angst wird somit durch das fatale Mißverständnis gehemmt, die Tatsache der hohen deutschen Kulturfluchtrate deute auf eine Minderwertigkeit der deutschen Kultur hin. In Wirklichkeit waren es jedoch gerade die Errungenschaften der (römischen, französischen, amerikanischen) *Massen*kultur, d.h. der frivolen Unterhaltungskultur mit ihrem grandiosen architektonischen Rahmen, die bei den Deutschen die Zweifel an der eigenen Kultur ausgelöst haben. Selbst die Tatsache, daß die Oberflächlichkeit der französischen Hofkultur im deutschen Schrifttum hinreichend als minderwertig kritisiert wurde, konnte die mächtige Anziehungskraft dieser Kultur und den unhaltbaren Drang sie nachzuahmen nicht beeinträchtigen. Die französische Mode an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts zeigt deutlich, daß es nicht erst die durch Auschwitz bedingten Schuldgefühle sind, aber auch nicht die Unsicherheit der Grenzen, die den modernen deutschen Brauch begründet, ängstlich über die Schulter zu schauen, um sich davon zu überzeugen, daß das eigene Handeln für andere Völker annehmbar ist.

Um zu solchen Einsichten zu gelangen, bedarf es eigentlich keines tiefgründigen Studiums. Schon die Frage nach dem Hintergrund der allgemein anerkannten Einteilung der Völker in solche, die ethno-kulturell, und andere, die staatsideologisch bestimmt sind, verlangt eine Erklärung - zunächst eine geopsychologische, dann eine geopolitologische. Es scheint mir, daß Untersuchungen in den genannten Richtungen eine bessere Basis für die Beurteilung deutscher Eigenschaften liefern würden als das Bemängeln deutscher Grenzen. Dieses könnte sich als eine typische Rationalisierung manch eines Selbstzweifels erweisen.

Hrvoje Lorkovic

Brigitta von Richmar: Leben, Licht und Leichtigkeit. Jahn & Ernst Verlag Hamburg, 1998. 71 S., DM 39.80

„Haben Sie den Mut, in eine neue Zeit, in eine neue Lebensart aufzubrechen? Wenn Sie geübt sind darin, innerlich frei und grenzenlos zu sein, so werden Sie auch in Ihrem täglichen Leben so sein können und nur noch jene Grenzen anerkennen, die Ihnen die Schöpfung gesetzt hat."

Brigitta von Richmar geht diesen Weg und bringt diese leichte verspielte Lebensart in ihren Bildern zum Ausdruck. Sie lädt ein, an einem reichen,

phantasievollen Innenleben teilzunehmen, um daraus Inspiration und Visionen für das eigene Leben zu schöpfen, damit es leichter wird, sich glücklich zu fühlen - sich des Lebens zu freuen.

Die freischaffende Künstlerin Brigitta von Richmar, 1953 in Baden-Württemberg geboren und aufgewachsen, liebte schon als Kind die Scherenschnitte in ihrem Poesiealbum, was dazu führte, daß sie bisher in erster Linie mit ihren Scherenschnittarbeiten an die Öffentlichkeit trat.

Bereits während ihrer Ausbildung zur Kunsterzieherin lernte sie das Malen mit Buntstiften kennen und blieb dieser Technik bis heute treu. Ihre Bilder sprechen eine märchenhaft verspielte Sprache, die animiert, der Phantasie Raum zu geben.

Mit Geschichten und Meditationen zu ihren Bildern möchte sie den Betrachter auf den Weg zum inneren Menschen führen, dort wo Außen- und Innenwelt sich im Wechselspiel begegnen, wo die Seele und das Herz noch zu Worte kommen, wo die Wurzeln der Persönlichkeit zu finden sind.

Ivan Denes: Angor pectoris. Erzählungen. Oberbaum Verlag Chemnitz, 1997. 250 Seiten, DM 34.

Vom wahren Gerüst eines Menschen

Der Verleger Siegfried Heinrichs, selber als Schriftsteller und politischer Häftling der DDR bekannt, brachte in seinem Oberbaum-Verlag den Erzählband „Angor Pectoris" des aus einer jüdischen Familie und aus Rumänien stammenden Autors Ivan Denes auf den überfüllten Markt. Darin werden acht Charaktere aus der Hafterfahrung nachgezeichnet, und es bleibt zu hoffen, daß sich dieser Erzählband innerhalb der Flut von Haftberichten, die vor allem nach dem Zusammenbruch des sowietischen Kolonialreiches erschienen und noch erscheinen, behaupten kann.

Ivan Denes bezeichnet sich auf der Titelseite als „Pseudotheophrast" und läßt den Leser im Nachwort an seiner Verehrung des antiken Philosophen Theophrast teilhaben. Der 1928 im rumänischen Temeschburg geborene Autor, der einst in Klausenburg und

Ivan Denes

Bukarest Philosophie studierte, erkannte weniger durch wissenschaftliches Bemühen als vielmehr durch die Erfahrungen zweier Verhaftungen: *„Der kommunistische Knast war das größte wissenschaftliche Labor der Charakterologie: er schaltete die Außenwelteinflüsse aus; er gestaltete sich geradezu als phänomenologische Lupe."*

1959 wurde der Schriftsteller in Bukarest wegen „sehr gefährlicher Agitation" und „Verrats des Vaterlandes" zu insgesamt 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hatte es sich zuvor erlaubt, einem Mitglied der ersten parlamentarischen Delegation Großbritanniens eine seiner Erzählungen anzuvertrauen, die so als erste rumänische „Samisdat"-Arbeit den Westen erreichte, 1978 auch in der deutschen Ausgabe der verdienstvollen und von Axel Springer unterstützten Zeitschrift „Kontinent" erschien und in dem vorliegenden Buch nun die Titelerzählung stellt.

Dem Zufallsleser, der diesen Band unter die Augen bekommt, werden in allen Erzählungen die skurrilsten Gestalten auffallen. Der Wissende, der irgendwo zwischen Rostock und Wladiwostok selber seine Erfahrungen machen durfte, lächelt heute als Überlebender, wenn er auf Sätze stößt wie diese: *Das Leben hinter Gittern drängt so manchen gestandenen Mann zurück ins Kindesalter, in dessen unerbittliche Grausamkeit"*. Und bald verzieht sich dieses Lächeln zu einem Gegeneinander der Lippen: *„Selbst die höchste Willenskonzentration kann nicht verhindern, daß die ereignislos erlebte, die inhaltsentleerte Zeit ursprüngliche Tugenden oder ursprüngliche Laster, Stärken und Schwächen in ihrem eigenen Maßstab zur Geltung bringt. Haftjahre haben die sowohl wundersame als auch furchterregende Gabe, den aufgelegten gesellschaftlichen Putz vom wahren Gerüst eines Menschen wie mit einem scharfen Meißel zu entfernen. Nirgendwo und nirgendwann wird man derart erbarmungslos auf sich selbst reduziert und grell angeleuchtet wie in der langjährigen Haft."*

Viele derer, die Widerstand gegen die kommunistische Tyrannei leisteten, meistens nur, indem sie genuine Menschenrechte einforderten, bereiteten sich oft auf einen schmerzhaften Kampf mit der Macht vor. Den Alltag im Knast, vor allem in Einzelhaft, konnte sich kaum jemand richtig vorstellen: *„Auf die Stille, auf das runde Auge* (Spion der Zellentür - S.F.) *war man aber nicht gefaßt, niemand, der früher hier gehaust hatte, hatte auch nur ein Wort über die Stille und über das Auge verloren, von dem Grauen, in dem die Stille einen einfach aufgehen, zerschmelzen ließ, und von der Wucht des inneren Dranges, sich vor dem stummen, runden, allsehenden Auge zu offenbaren."*

Selbst wenn man nach den ersten Verhören erkannte, wer wirklich eingesperrt gehörte, oder wenn man gehobenen Hauptes von seiner Unschuld überzeugt war, - die Zeit, die das einmalige Leben zwischen sture Mauern einklemmte, brachte jeden zum Grübeln, *„wie oft man seine Frau betrogen und seine Kinder geschlagen hatte, wie oft man den Staat irregeführt und beschummelt, wie oft man die große Gemeinschaft oder nur die Nachbarschaft belogen hatte, die eigenen Sünden drängten sich einem unaufhaltsam auf..."*

Wenn man diesmal noch heil und unversehrt davonkäme, dann gelobte man sich inständig, sein Leben völlig zu ändern: *„... in die Berge zu ziehen und Imker zu werden, um sich nie wieder den Versuchungen der Welt auszusetzen und ihnen zu erliegen, man wollte aufs Land umsiedeln und in aller Ruhe in einem nassen Keller Champignons ernten oder auf einer sanften Loggia Seidenraupen züchten, Ziegenmilch wollte man nur noch trinken und den Garten jäten, nur nicht wieder in die Fänge der Politik, des Widerspruchs und seiner schrecklichen Folgen geraten."*

In den acht Erzählungen kreuzen sich verschiedenste Charaktere, und die am genauesten beschriebenen enden meist tragisch, zumal auf unerwartete Weise, was der oft makabren Note zum Trotz nicht der literarischen Qualität widerspricht. Nur dem, der die innere Logik dieser Wirklichkeit nicht erkennt, mögen diese Geschichten einer noch immer andauernden Zeit - sei es nun vor allem in China, Nordkorea, Kuba oder diversen afrikanischen Staaten - zu konstruiert erscheinen. Zudem sind sie in einem Stil verfaßt, der noch aus der guten alten Zeit vor Joyce, Proust oder Beckett zu stammen scheint. Große Literatur, selbst in kleinerer Form, entstand und entsteht, so spiegeln es sogar Nobelpreise wider, sowohl außerhalb großer Ströme als auch gegen die Zeitgeistsurfer.

Ivan Denes versuchte, *„die von der Haft gestaltete Phänomenologie charakterologisch auszunutzen"*. Ob er damit jedoch, dem Wunsch seines Nachwortes gemäß, aus dem *„Strom der überaus ehrenwerten Mittelmäßigkeit"* herausragen wird, das können weder er noch irgendwelche Kritiker voraussagen, geschweige denn erzwingen. Die Gesetze des Erfolges sind genauso trügerisch wie die sogenannten Geschichtsgesetze der Marxisten - selbst wenn man mit einer seiner eindrucksvollsten Erzählfiguren glauben mag, eine epochemachende Entdeckung auf dem Gebiet der Geschichtsphilosophie gemacht zu haben. Wer also erkennt, *„daß die Sklaverei Jahrtausende gewährt hat, der Feudalismus Jahrhunderte, das Bürgertum Jahrzehnte"*, der sieht sich zwar durch die Zusammenbrüche des nationalen und des realen Sozialismus bestätigt. Aber wer weiß schon, was in dieser beschleunigten Zeit, im starken Kontrast zu der „bleiernen Zeit" hinter Gittern, noch auf uns alle zukommen mag?

Siegmar Faust

Diskussion.

für Schüler ab 24,75 DM*
für Studenten ab 37,25 DM*
* Vierteljahresabonnement mit Ausbildungsnachweis
Abo-Telefon 030 / 86 49 53 19

Die Wochenzeitung aus der Hauptstadt.

Probelesen! Ausschneiden und senden an: JUNGE FREIHEIT Leserdienst, Hohenzollerndamm 27 a, 10713 Berlin, Fax: 030/86 49 53 14

WS 1/98

❑ Die JF 4 Wochen gratis testen.

Ich bekomme vier Ausgaben kostenlos, die ich in jedem Fall behalten darf. Entscheide ich mich nicht für das Abo, melde ich mich rechtzeitig vor der dritten Ausgabe. Hören Sie nichts von mir, möchte ich die JF für DM 215,– (50 Ausgaben à 4,30 statt 4,80 DM am Kiosk) wöchentlich beziehen. Ich kann das Abonnement jederzeit fristlos kündigen und erhalte das Geld für bezahlte, aber noch nicht erhaltene Ausgaben zurück.

Datum, Unterschrift X

Vertrauensgarantie: Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb einer Woche beim JF-Leserdienst, Hohenzollerndamm 27 a, D-10713 Berlin, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit Absendung dieser Bestellung (Poststempel).

Datum, 2. Unterschrift X

Lieferanschrift

Name: _____

Straße: _____

PLZ, Ort: _____

Tel.-Nr.: _____

Urteil der Presse

Welt am Sonntag:

„In der JUNGEN FREIHEIT schreiben der sächsische Justizminister Steffen Heitmann, der frühere DDR-Bürgerrechtler Wolfgang Templin, der ehemalige Berliner Innensenator Heinrich Lummer und der Münchner CSU-Vorsitzende Peter Gauweiler genauso wie der bekannte Fernsehjournalist Franz Alt."

Neue Zürcher Zeitung:

„Viele gute Wünsche erhielt die JUNGE FREIHEIT zum Start als Wochenzeitung."

Frankfurter Allgemeine:

„Die konservative Berliner Wochenzeitung"

die tageszeitung:

„Das Leib- und Magenblatt der Rechtsintellektuellen."

Der Standard:

„Es handelt sich um eine Wochenzeitung für Politik und Kultur, die sich als wesentlicher Teil einer neuen Gegenkultur zum müden linken Zeitgeist sieht."

Fahrt wohl, Kam'raden, lebet wohl...

Soldatenlieder der Wandervögel aus dem ersten Weltkrieg, gesungen und gespielt von Soldaten und Reservisten der Deutschen Gildenschaft, mit 12 Seiten Liedtexten; ca. 60 Min. DDD

CD: DM 30.– MC: DM 20.–

Peter Rohland: Landstreicherballaden und Lieder des François Villon

Diese beiden Platten gehörten seinerzeit zu den ersten und berühmtesten Liederplatten der Folkszene. Sie sind digital neu bearbeitet jetzt auf einer CD vereinigt worden. Peter Rohland (1933-1966), Gesang u. Gittarre; Schobert Schulz, Gesang u. „Sechskant".

Zwei LPs NEU auf CD: DM 34.–

Birkler

Hörst du nicht die Bäume rauschen

Auf hohem Niveau singen und musizieren die Birkler Wandervögel, schwungvoll oder ruhig, vom Fahrtenlied bis zum mehrstimmigen Chorsatz, 12 Seiten Liedtexte, ca. 60 Minuten Spielzeit. DDD

CD: DM 29.– MC: DM 19.–

Das Land lebt!

Sängerkrieg 1997

Eine Dokumentation des „Neuen Sängerkrieges" auf der Wartburg, der im Herbst 1997 von der Deutschlandbewegung ausgetragen wurde.

CD: DM 24.–

Die Schallquelle Musikvertrieb • Kelterstraße 49 • D.– 73635 RUDERSBERG • Tel. & Fax: (0 71 83) 64 46

Henning Eichberg

Abkoppelung

Nachdenken über die neue deutsche Frage

Eichberg, der bedeutendste Nationalismustheoretiker der Gegenwart, stellt die nationale Identität gegen das machtstaatliche Interesse, das Volkliche definiert er als demokratisch und emanzipatorisch. Zugleich sind seine kulturrelativistischen Überlegungen ein eingagiertes Plädoyer für die Abkoppelung Deutschlands von multinationalen Großstrukturen.

218 S., Pb. **DM 24.-**

Herbert Gruhl

Das irdische Gleichgewicht

Ökologie unseres Daseins

Das politisch-philosophische Vermächtnis des ökologischen Vordenkers: Ökologische Ethik besteht in einem revolutionären Konservatismus. Ökologisch handeln heißt bewahren.

336 S., gebunden mit Schutzumschlag **DM 28.-**

wir selbst
Büchermarkt

Günter Zerfass (Hrsg.)

Die Pfalz unter französischer Besatzung von 1918 bis 1930

Kalendarische Darstellung der Ereignisse vom Einmarsch im November 1918 bis zur Räumung am 1. Juli 1930.
Die Versuche der französischen Besatzer, die links-rheinischen Gebiete vom Reich zu lösen, beschränkten sich nicht nur auf das Rheinland, sondern richteten sich ebenso auf die Pfalz, wo man mit Hilfe willfähriger Deutscher eine Autonome Republik Pfalz zu errichten trachtete. Dieser Band dokumentiert minutiös den Kampf der Pfälzer gegen die Abtrennung ihrer Heimat vom Reich.

480 S., Pb. **DM 38.-**

Paulus Buscher

Das Stigma. „Edelweiß-Pirat"

Buscher, Jg.1928, wurde 1936 in eine illegale dj.1.11-Horte gekeilt und nahm am Kampf der (echten) Edelweiß-Piraten gegen den Hitler-Staat teil. Als Zeitzeuge seziert er, warum „linke" Historiker den antinationalsozialistischen Widerstand der Bündischen Jugend entweder leugnen oder kriminalisieren.

448 S., davon 32 S. Bilddokumente, Pb. **DM 39,70**

Ernst Günther Schenck

Nie mehr nach Hause?

Als Wissenschaftler, Sträfling und Arzt zehn Jahre in sowjetischen Gefangenen-, Arbeits- und Besserungslagern

Prof. Dr. Dr. Schenck, ehedem Reichsinspekteur für das Ernährungswesen und für die Truppenverpflegung der Wehrmacht, beschreibt erschütternd und realistisch das Leiden deutscher Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft. Und dennoch: Dieses Jahrzehnt am Rande des Lebens - fern der Heimat, vergessen und verleumdet - beweist, daß Menschlichkeit und Mut auch unter extremen Bedingungen möglich sind.

420 S., Pb. **DM 38.-**

Ernst Niekisch

Hitler - ein deutsches Verhängnis

Reprint von 1932 mit Zeichnungen von A. Paul Weber

Nicht nur eine scharfe Abrechnung mit dem Nationalsozialismus, sondern eine geradezu prophetische Schrift, in der 1932 der Untergang Deutschlands durch Hitler, der Marsch ins Massengrab voraussagt wird.

40 S., brosch. **DM 8.-**

Bestellungen an:

Verlag S. Bublies
Postfach 168
56001 Koblenz
Fax 06746-730048

Ernst Niekisch

Widerstand

16 Aufsätze von Ernst Niekisch, veröffentlicht zwischen 1926 und 1933 in seiner Zeitschrift „Widerstand". Mit Illustrationen von A. Paul Weber.

In seiner unnachahmlich herb-genialen Sprache schreibt der legendäre Nationalrevolutionär über die Möglichkeiten eines deutsch-russischen Bündnisses und über die Wiedergeburt Deutschlands aus dem Geiste Preußens.

212 S., **DM 24,50**

Friedrich Kabermann

Widerstand und Entscheidung eines deutschen Revolutionärs

Leben und Denken von Ernst Niekisch

Niekisch gilt als der herausragende Vertreter der „Konservativen Revolution". Seine Synthese von revolutionärem Sozialismus und preußischem Staatsdenken, brachte ihn in Gegnerschaft zum Nationalsozialismus.

420 S., Pb. **DM 38.-**

wir selbst 1/1996

80 S., **DM 10.-**

Henning Eichberg: **Der Unsinn der „Konservativen Revolution".** Über Ideengeschichte, Nationalismus und Habitus

Hans-Joachim Leesen: **Unter der schwarzen Bauernfahne.** Die Landvolkbewegung im Kampf für Deutschlands Befreiung

Markus Josef Klein: **Die romantische Komponente.** Zur Verbindlichkeit des Begriffs der „Konservativen Revolution"

Paulus Buscher: **konservative revolution: „augen geradeaus! die ... achterbahn rückwärts - vorsicht an der bahnsteigkante**

Alfred Mechtersheimer: **Selbstvergessene Politik und nationale Erneuerung.** Rede an die ohnmächtigen Vertreter eines kranken Volkes

Von der Heilsrune Hagal und dem göttlichen Wesen des Lichtes. Interview mit Baldur Springmann

Herbert Pilch: **Ökologische Politik jenseits von rechts und links**

wir selbst 1/1995

84 S., **DM 10.-**

Egon Grabmeier: **In der Fremde mal ich ihre Züge zärtlich.** Zur Geschichte und Verbreitung des Heimatphänomens

Jürgen Hatzenbichler: **Heimatrecht - Recht auf Heimat**

Alfred Ardelt: **Zum Selbstverständnis der Sudetendeutschen**

Deutschunterricht in Böhmen. Die tschechisch-nationalistischen Stimmen werden lauter. Interview mit der Lehrerin Heidi Hans

Andreas Molau: **Das politische Vermächtnis der Romantik**

Henning Eichberg: **Das Volk ist der Weg.** Über Herder

Nik Ryschkowsky: **Der Jugend Traum von ihrem Reich**

Andreas Molau: **Verwandler der Welt.** Erinnerung an den Schauspieler und Regisseur Gustav Gründgens

Henning Eichberg: **Kein Volk und keinen Frieden.** Über die junge Alte Rechte: die „Junge Freiheit"

wir selbst 3-4/1992

Wolfgang Strauss: **Ohne Blut glaubt das russische Volk nicht.** Eine Reportage

Peter E. Rytz: **West-östliche Auf- und Abschwünge**

Lutz Rathenow: **Meine evangelische Kirche**

Wolf Deinert: **Vorwärts - aber wohin?** Die SPD, die Linke und die ehemalige DDR-Opposition

Henning Eichberg: **Wer von den Völkern nicht reden will, soll von den Menschen schweigen.** Fragmente zur neuen Unübersichtlichkeit

75 S., **DM 10.-**

Noch lieferbare *wir selbst*-Ausgaben

wir selbst 2/1990

Hrvoje Lorkovic: **Die deutsche Neurose**

Henning Eichberg: **Wer sind wir eigentlich?** Zur Kultursoziologie als Identitätswissenschaft

Bernd G. Längin: **Die Amischen**

Lutz Rathenow: **Ausarbeitung des Stalinismus in der DDR**

Marcus Bauer: **Litauen - ein Lehrstück in Sachen politischer Moral**

52 S., **DM 5.-**